Im fremden Spiegel

Roman von Paul Keller

Withdrawn from the
Briar Cliff Univ. Library

In fremden Spiegeln

In fremden Spiegeln

Roman

von

Paul Keller

„In fremden Spiegeln sehen
wir das eigne Bild"

Bergstadtverlag / Breslau und Leipzig

Buchschmuck von Prof. Wilh. Poetter

*

98.—104. Auflage

*

Druck von Wilh. Gottl. Korn, Breslau

*

PT
2621
.E38
I5x

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten
Copyright 1923 by Bergstadtverlag Breslau

5659

Dem jungen Freiherrn von Weiringen wurde der Besuch des Pfarrvikars gemeldet. Es war vormittags. Der adlige Hüne ging dem kleinen blassen Priester, der ins Herrenzimmer trat, ein paar Schritte entgegen und bot ihm einen Stuhl an.

„Nun, Herr Vikar, ist alles in Ordnung?"

„Ja, Herr Baron, die Erlaubnis zur kirchlichen Bestattung des Herrn Vaters ist vom Geistlichen Amt soeben eingetroffen."

Richard von Weiringen lachte. Es war Stolz, Hochmut und Qual in diesem Lachen.

„Erlaubnis! Man braucht eine Erlaubnis, daß man seinen Vater anständig unter die Erde bringt. Einem Manne, der eine Zierde seines Volkes, ein persönlicher Freund seines Königs, ein gnädiger Herr seiner Leute, ein makelloser Charakter war, muß in Gnaden gestattet werden, daß er kirchlich beerdigt wird."

„Herr Baron wissen..."

„Ja, ich weiß! Ich weiß, daß die katholische Kirche Leuten, die freiwillig aus dem Leben schieden, die Einsegnung der letzten Ruhestätte verweigert..."

„Aber dann nicht," fiel der Geistliche ein, „wenn die Tat in geistiger Verwirrung geschah."

„Ja, glauben Sie, Herr Vikar, daß überhaupt ein Mensch in normalem Zustand Hand an sich legt? Die Leute, die

Sie Selbstmörder nennen, sind doch alle mehr oder weniger verrückt, sind doch alle so in die Enge getrieben, daß sie in Todesangst den Sprung ins Dunkle tun. Denen versagen doch die Nerven, denen setzt doch das Hirn aus. Wie kann man denn über solch Todunglückliche ein grausames Gericht halten?"

Der Geistliche erhob abwehrend die Hände.

„Herr Baron, ich bin nicht gekommen, über diese Dinge mit Ihnen zu streiten. Was Ihren Herrn Vater anlangt, so habe ich als stellvertretender Ortsgeistlicher meiner Behörde berichtet, daß ich eine kirchliche Bestattung für richtig halte, und ich hatte schon die Ehre, Ihnen mitzuteilen, daß das Geistliche Amt meiner Ansicht beigetreten ist."

„Wenn auch!" sagte der Baron in gramvoller Erbitterung. „Es empört mich, daß solche Formalitäten überhaupt nötig sind! War denn mein Vater ein Landstreicher?"

„Landstreicher oder Edelmann, in solchen Fragen sind alle gleich."

„Die Kirche wird sich mit ihrer Gleichmacherei gewaltig schneiden, da passen Sie nur auf, Herr Vikar. Die Landstreicher werden die Gotteshäuser, die meist von Edelleuten erbaut sind, zu Tanzsälen machen. Die Edelleute haben die Herren Geistlichen als Gäste an ihren sauberen Tisch geladen, das Proletariat wird die Geistlichen zwingen, wenn sie nicht verhungern wollen, nebenher Flickschuster zu werden. So wird's kommen! Und dann prosit die Mahlzeit mit der Gleichheit aller Menschen! Woran mein Vater gestorben ist, Herr Vikar, das war nicht die kleine Bleikugel, die durch sein Herz ging — er ist auch

nicht gestorben am Grame um seine drei gefallenen Söhne — die gab er für den Kaiser! — er ist gestorben an der Schande des Vaterlandes, am Herzeleide um den Untergang der deutschen Krone, er ist erstickt in der Pestluft der Revolution, er ist gestorben am Grauen über den Undank seiner eigenen Arbeiter — Gründe genug, daß Sie ihm das Kreuzlein des Friedens über die Gruft schlagen können."

„Das wird geschehen! Weshalb ich in der Hauptsache persönlich gekommen bin, Herr Baron, ist eine sehr ernste und dringende Angelegenheit. Das Volk will die kirchliche Beerdigung Ihres Vaters verhindern."

„Was? — Was will das Volk?"

Richard von Weiringen ward grau im Gesicht.

„Es ist nicht das Volk an sich," sagte der Geistliche; „die Dorfleute sind in der Mehrzahl gutmütig. Aber drüben in der Fabrik sitzen die Hetzer. Es ist gestern Abend wild hergegangen in der Schenke, wo sie eine Versammlung gehalten haben, und mir hat man einen Drohbrief geschrieben. Da ist der Brief."

Weiringen bemühte sich, die ungelenken großen Buchstaben, die in häßlichen Zirkeln vor seinen Augen schwammen, zu entziffern.

„Hochwürden! Der alte Baron von Weiringen hat sich erschossen. Die Kirche verlangt, daß Selbstmörder nicht in geweihte Erde kommen. Der alte Schier, der sich im vorigen Herbst erhängte, weil ihn der Baron beim Gericht angezeigt hatte, ist auch nicht eingesegnet worden. Er liegt im Selbstmörderwinkel des Friedhofes. In den Selbstmörderwinkel soll der Baron von Weiringen auch; denn wenigstens im Tode sind alle gleich. Der alte Baron

soll neben dem Schier liegen, der sich seinetwegen aufgehängt hat. Wagen Sie ja nichts daran zu ändern, Hochwürden, oder es gibt ein Unglück. Das Volk versteht keinen Spaß und wird die Beerdigung des alten Weiringen überwachen. Einer für alle."

Der junge Baron lachte ein paarmal stoßweise, als er den Brief las. Dann versuchte er zu reden, brachte aber kein Wort heraus.

„Herr Baron," sagte der Geistliche, „ich werde mein Möglichstes tun, um die Leute zur Vernunft zu bringen. Ob ich Erfolg habe, muß abgewartet werden. Ich bin ja noch nicht drei Monate am Orte und habe leider wenig Einfluß."

„Es wird etwas geben, was Einfluß hat," keuchte der Baron heiser, „das sind der Revolver und die Hundepeitsche."

„Bitte Herr Baron, keine Übereilung. Bitte zunächst die Sache mir zu überlassen."

„Revolver — Revolver..." wiederholte der Baron geistesabwesend. „Der Strolch, der den Brief geschrieben hat, soll es büßen! — Fürchten Sie sich etwa?" fuhr er plötzlich den Priester an.

„Ich fürchte nichts für mich; ich fürchte nur für das Begräbnis. Es ist eine wilde und leider fast ganz rechtlose Zeit."

„Nun — und?"

„Ich würde es für vorsichtig halten, wenn die Bestattung zu einer Stunde stattfände, wo es die Menge nicht vermutet, wo kein organisierter Widerstand da ist; sagen wir morgen in aller Frühe."

„Hoho, Herr Vikar, da kennen Sie mich schlecht! Knei-

fen? Mich verstecken? Den Vater solcher Lumpen wegen beim ersten Hahnenschrei in aller Heimlichkeit begraben? Nein! Die feierliche Bestattung findet wie angesetzt übermorgen vormittags zehn Uhr nach dem Erbbegräbnis in der Kirche statt. Und wer sich mir entgegenstellt, dem knalle ich ein Loch durchs Gehirn. Sagen Sie das den Leuten!"

Der Geistliche schwieg. Der Baron hatte den Brief auf den Teppich fallen lassen und schob ihn mit dem Fuß beiseite; sein Gesicht war von Ekel verzerrt.

„Merken Sie nicht, Herr Vikar, wie dieser Wisch — stinkt? Das ganze deutsche Volk stinkt so. Es ist eine verfaulte Bande!"

Der Geistliche entgegnete nichts; er kannte die Wutausbrüche des jungen Mannes.

„Und weil ihm dieser ganze ekle Brei von Dummheit, Frechheit und Verbrechertum, der das heutige öffentliche Leben in Deutschland ausmacht, unerträglich wurde, flüchtete sich mein Vater in das saubere Reich des Todes. Aus Reinlichkeitsbedürfnis, Herr Vikar! Ich werde auch flüchten."

Der Geistliche blickte halb auf.

„Sie dürfen das nicht," sagte er leise. „Sie sind jung. Sie müssen wirken!"

„Wirken? Für wen? Ich bin der Letzte meiner Familie. Für wen denn wirken?"

„Für — für Ihr bitter armes, unglückliches Volk!"

Ein eisiges Lächeln kroch um die Lippen des jungen Weiringen.

„Für mein Volk? Beleidigen Sie mich nur nicht, Herr Vikar! Sie meinen doch nicht, daß diese zufällig deutsch

sprechende Räuberbande mein Volk sei, daß ich mit diesen Hyänen auch nur irgendwelche Rassengemeinschaft habe?"

„Es sind jetzt alle im Fieber — Sie auch, Herr Baron," sagte der Geistliche.

„O nein, Hochwürden, ich bin nicht im Fieber. Ich habe meinen klaren Haß und meine eiskalte Verachtung. Wenn ich im Fieber wäre, würde ich meinem Vater nachgehen. Aber ich suche noch nach einem ganz auserlesenen Lebensgenuß, Herr Vikar, nach einer ganz starken Freude. Ich werde ins Ausland gehen, nach irgend einem sauberen Stückchen Erde, und von da zusehen, wie dieses sogenannte deutsche Volk in einem Moraste von Schande, Unfreiheit, Tumult und vertierter Bettelarmut von Jahr zu Jahr tiefer versinkt; ich werde erleben, wie die Verbrechen von 1918 und 1919 gerächt werden."

Der Geistliche erhob sich.

„Da Sie solcher Anschauungen sind, Herr Baron, dürfen Sie sich wohl nicht wundern, daß Sie beim Volke auf Haß und Feindschaft stoßen."

„Ich wundere mich ja gar nicht! Ich suche keine Versöhnung. Ich würde lieber sterben, als diesen Leuten auch nur ein gutes Wort geben."

„Sie vergessen, Herr Baron, daß die häßlichen Erscheinungen unserer Zeit aus einem Hungerdelirium herstammen, das nach vier furchtbaren Jahren ausbrach."

„O, diese Leute hungern nicht! Sie fressen, saufen, tanzen und faulenzen. Das ist die Wahrheit. Und nun will ich mich mit Ihnen nicht länger streiten, Hochwürden. Es ist wohl Ihr Beruf, Verbrecher zu betreuen. Im sogenannten Deutschland können es jetzt nur Gesindel,

Idioten oder allenfalls Heilige aushalten. Ich gehöre zu keiner der drei Kategorien, also werde ich fortgehen. Ich bin überzeugt, daß nach und nach die gesamte deutsche Intelligenz auswandern muß. Die Lehrstühle der Universitäten wird man mit demselben Recht den Schustergesellen überlassen wie die Präsidentensitze und Ministersessel, und so kommt der völlige Untergang ganz von selbst. Was nun die Drohung wegen des Begräbnisses anlangt, so halte ich sie für leeres Gewäsch. Nicht mal seinen Namen hat einer der Kerle herzugeben gewagt; einen anonymen Wisch schicken sie. Wenn's darauf ankommt, sind die Lumpen viel zu feig."

Der Geistliche bückte sich nach dem Brief und steckte ihn in die Tasche.

„Ich glaube an die Gefahr, Herr Baron. Es wäre schrecklich, wenn es zu Blutvergießen käme."

„Pah, ich bin viermal verwundet worden; dreimal im Felde, das vierte Mal, als die Burschen in Berlin versuchten, mir die Achselstücke von den Schultern zu reißen. Verstehen Sie, Hochwürden, das nannte man Rückkehr in die Heimat, das nennt sich heutzutage deutsche Treue und Kameradschaft! Also, auf ein bißchen Schießerei kommt's nicht an. Meinen alten Herrn stört's nicht mehr, und mich stört's ebenso wenig."

„Ich werde das Möglichste versuchen, daß alles in Frieden verläuft, und Ihnen jedenfalls immer wieder Nachricht geben."

„Tun Sie das Ihre, Herr Vikar. Ich meinerseits werde den Gesellen keinen Zweifel lassen, daß die Leiche meines Vaters von gut geladenen, zielsicheren Revolvern begleitet sein wird. Auch über eine Anzahl Handgranaten verfüge

ich. Das wird man noch diesen Vormittag im Dorfe und drüben in der Fabrik wissen."
Der Geistliche ging.

Im Süden von Weiringen war ein viele hundert Morgen großer Wald, der noch zum Besitztum gehörte. Jenseits des Waldes führte die Chaussee durch die Fluren reicher, großer Bauerndörfer, und dann wurde der Schloßturm vom Wineggenhof sichtbar, umgeben von einem alten Park.
Auf Wineggenhof saß die Familie Sperber, Verwandte der Weiringen.
Bis in die neueste Zeit hinein waren die Weiringen dieser Verwandschaft nicht recht froh geworden. Eine Weiringen hatte den bürgerlichen Großkaufmann Sperber geheiratet, ganz gegen den Willen ihrer Familie. Die Sperber waren nicht nur bürgerlich, sie galten als Demokraten. Es war eine Liebesheirat gewesen, aber Annette von Weiringen hatte sich in die Kaufmannskreise der Großstadt nicht einzufühlen vermocht. Rechnen konnte sie nicht, wie alle Weiringen; auf „kleinliche Gesichtspunkte" und bürgerliche Vertraulichkeiten konnte sie, wie sie sagte, sich nicht einstellen, Vornehmheit und Zurückhaltung waren ihr alles.
Der Gatte, der die feingliedrige, nervöse Frau liebte, kaufte nach der Geburt ihrer beiden Kinder die Herrschaft Wineggenhof und pflanzte die zarte Rose in die alte Heimaterde zurück. Und doch wurde sie dort nicht mehr lebensfroh. Vater und Mutter starben, und ihr Bruder Eberhard, der die Herrschaft Weiringen übernahm, gönnte ihr nie wieder einen warmen brüderlichen Ton.

Er war stets höflich und ritterlich; aber sie wußte, daß er sich nicht freute, wenn sie ihn im alten Vaterhaus besuchte, und daß er es als eine Befreiung empfand, wenn sie ging.

Eines frühen Lebenstages ging sie für immer. Eberhard von Weiringen stand in seiner Majorsuniform todernst an der Gruft der Schwester und verließ dann den verwitweten Gatten mit einigen höflichen Worten und mit kaltem Herzen.

Weiringen hatte aus seiner Ehe mit einer Gräfin aus altem Hause vier Söhne, alles körperlich und geistig gerade und hochgewachsene Gestalten adliger Haltung. Als die Mutter starb, galten Liebe und Sorge des Vaters den Söhnen allein. Alle Wege seiner Phantasie, auf denen er die Zukunft seiner Söhne suchte, führten zu stolzen Palästen, nicht so sehr zu Reichtum als zu Macht. Daß jeder der Söhne ein Herr und Herrscher über viele werde, war der Wunsch des Vaters.

Der Krieg kam und löschte mit blutgenetztem Finger drei teure Namen und damit tausend Hoffnungen auf der Traumtafel seines Lebens aus. Es bedurfte der ganzen Festigkeit eines alten Soldatenherzens, der ganzen bedingungslosen Hingabe an Kaiser und Reich, des ganzen Glaubens an einen gerechten, unverlierbaren Krieg, daß Eberhard von Weiringen seinen Nacken nicht beugte, wenn er an die Gräber der blühenden Söhne in feindlicher Erde dachte. Die Dorfleute — so meinte er — sahen mit Respekt auf die Wundmale seines Herzens, sie richteten sich in ihren eigenen Schmerzen auf an seiner tränenlosen, stolzen Trauer. Damals ist er zu jeder armen Frau, der ein Sohn gefallen war, gegangen, hat

ihr die Hand gegeben und gesagt: „Wir tragen es gemeinsam. Weh tut's dem einen wie dem andern; aber was allein gilt, ist das Vaterland!"
Die Urlauber hat er zu sich aufs Schloß geladen, sie bewirtet, mit ihnen gesprochen von dem, was sie leisteten, was sie litten.
Den Bauern hat er beigestanden in den tausend Scherereien und Bedrängnissen, die ihnen wurden.
Dem Wucher hat er entgegengearbeitet, weil er ihn als gegen seine Ehre empfand.
Er hielt sich für eins mit seiner Gemeinde und seinen Arbeitern...
Am 12. November 1918 haben die Leute vor seinem Schloß revoltiert, Fleisch, Brot und Geld verlangt und die unbotmäßigsten Reden geführt.
Vom Kirchturm hat die rote Fahne gehangen.
Die Fabrikleute haben gestreikt, und wenn sie einmal vorübergehend nicht streikten, in der Fabrik die Stunden zusammengestanden und politische Gespräche geführt, gearbeitet aber fast nichts.
Aus der Schule sind die Bilder des Kaisers, Bismarcks und Moltkes entfernt worden.
An dem Hoftore haben, mit Kreide angeschrieben, gemeine Aufschriften gestanden.
Die Dienstboten sind mürrisch und anmaßend geworden, ausgenommen einige wenige.
Des Barons zwei Lieblingshunde, edle Rassetiere, wurden weggefangen, geschlachtet und verzehrt.
Allenthalben wurde gestohlen. Alles wurde gestohlen — das unnützeste Zeug, selbst Kinderspielwaren. Im Kretscham war dreimal in der Woche Tanz...

Der Kaiser war geflüchtet, die deutschen Fürsten waren entthront. Die Regierung wurde von Leuten geführt, die er — Eberhard von Weiringen — für Halbanalphabeten hielt.
Das Bürgertum versank in einem Sumpf stumpfsinnigster Feigheit, verkroch sich, ließ sich alle Schmach und Beraubung widerstandslos gefallen.
Dann kam der Friede, der die deutsche Ehre in den Kot trat, die deutsche Zukunft für immer vernichtete, Deutschland nicht zum Märtyrer, sondern zum gepeitschten frechen Hunde machte.
Wie in Erstarrung lebte Eberhard von Weiringen noch eine Zeitlang weiter. Zeitungen las er nicht mehr. Sie brachten nichts als Grauen: immer neue Tumulte, immer neue Streiks, immer neue Entehrung. Mit Menschen sprach Eberhard von Weiringen nicht mehr. Vor dem Bilde des alten Wilhelm stand er in tiefer Erschütterung und sprach immer dieselben Worte:
„Sie haben Deutschland ermordet!"
Und eines Morgens fand der Kammerdiener den alten Baron tot vor dem Bilde Wilhelms des Ersten.

— — — — — — — — — — — — — — —

Die beiden Kinder auf Wineggenhof hatten fast nichts Persönliches von ihrer adligen Mutter Annette von Weiringen überkommen. Es waren Sperber. Mit den Vettern von Weiringen kamen die Sperberkinder selten zusammen, zumal das jüngere Mädchen Dorothea. Mit Hellmuth Sperber waren zwei der Weiringen auf dem Gymnasium gewesen. Die gegenseitigen Besuche von Familie zu Familie beschränkten sich auf ganz seltene Fälle. Erst der Krieg hatte auch hier Wandel geschaffen.

Er würfelte den letzten der Weiringensöhne, Baron Richard, und seinen Vetter Hellmuth Sperber in dasselbe Regiment, ja in dieselbe Kompagnie. Richard wurde der Kompagniechef Hellmuths. Er achtete den bürgerlichen Vetter als Offizier. Dieser Doktor Sperber war natürlich nur Reserve, aber doch militärisch nicht so übernatürlich unbegabt, wie sonst die Reserveoffiziere sind, sondern ein durchaus brauchbarer Truppenführer und übrigens ein tadelloser Kerl, fest, forsch, todesverachtend, lustig im Kasino. Von den Sperberschen demokratischen Ideen, über die bei den Weiringen üble Gerüchte gingen, war an Hellmuth nichts zu merken. Der sagte: „So lange ich Soldat bin, politisier' ich nicht!" Und dabei blieb er. Vernünftiger Standpunkt soweit, wenn auch natürlich ein ganz klares Bekenntnis zur Krone und Regierung sympathischer gewesen wäre.

Zuletzt hatte sich zwischen den beiden Vettern etwas wie Freundschaft herausgebildet. Als der Krieg zu Ende war, saß jeder der beiden daheim auf dem väterlichen Gut; Richard, der keine Stunde länger unter dem neuen Regiment dienen mochte, und Hellmuth, der von Haus aus Assessor war und sagte, er beginne nun eifrigst mit dem Absitzen der etwa zwanzigjährigen Wartezeit bis zu seiner Anstellung.

Dieser Hellmuth Sperber hatte manchmal etwas Sarkastisches an sich; man wußte nie recht, wie man mit ihm daran war; er hate wohl das Zeug zum Rechtsanwalt, zum Diplomaten oder sonst zu einem nicht ganz gradlinigen Beruf. Doch es war angenehm mit ihm zu verkehren; er sprach weder zu gelehrt noch zu dumm, was beides die gleiche Unerträglichkeit bedeutet; er hatte

gute Manieren und war sicher einer, auf den man sich als Freund verlassen konnte, und einer, der keinem Gegner etwas schenkte.

Richard von Weiringen ging nach Wineggenhof meist zu irgend einer Jagd- oder Spielpartie, selten zu bloßem Plaudern. Er hatte immer die Befürchtung, bei Unterhaltungen in so aufgeregter Zeit könne er leicht auf eine unglückliche Stelle treten, wo ihm die Pfütze demokratischen Geistes an die Stiefel spritzte. Das wollte er vermeiden. Die anderen wollten es auch vermeiden, in Reibung zu geraten. Als Richard das erste Mal nach Wineggenhof kam, war der alte Sperber da, der sonst in der Großstadt lebte, ein ungeschickt gekleideter Herr, dem man aber trotzdem den reichen Mann ansah. Der begrüßte ihn sehr jovial und sagte darauf lachend: „Und was die Unterhaltung anlangt — reden wir halt immer von etwas anderem!"

Das war nun Statut; es wurde immer „von etwas anderem" geredet.

Am meisten, so glaubte Richard, war aus der Familie Sperber die Tochter vom demokratischen Geiste infiziert — Dorothea Sperber. Das junge zwanzigjährige Ding las den „Vorwärts". Er hatte sie selbst mit dem Blatte im Park erwischt, als er sie unvermutet traf, und hatte keinen Hehl daraus gemacht, daß er sich ob solcher Lektüre bei einer jungen Dame aus der Gesellschaft erstaunen müsse.

Das Mädel war nicht häßlich. Sie hatte in Kleidung und Haltung manches Provinzielle, aber sie war doch edel im Schnitt. So, wie halt Rittergutsbesitzerstöchter aussehen: ein bißchen eckig, sehr sauber gewaschen und

sonnengebräunt. „Gesund und langweilig!“ hätte sein gefallener Freund Wintersheim, der ein famoser Windhund war, gesagt. Er selbst hätte lieber gesagt: gesund und tüchtig! Er wußte, daß das junge Ding die vier Kriegsjahre gearbeitet hatte wie eine alte Gutsfrau. Morgens um halb vier aus dem Bett, abends um neun todmüde ins Nest. Nennt sich Jugend! Nennt sich „satte Bourgeoisie“. Diese Dorothea hatte noch nicht den zehnten Teil so viel getanzt wie ein Fabrikmädel.

Als er sie nun so wegen des „Vorwärts“ zur Rede stellte, wandte sie ihm ihr sauberes, gerötetes Gesicht zu. („Frisch geschrubbt!“ hätte sein Freund Wintersheim gesagt.)

„Glaubst du denn, Vetter Richard, daß ich noch zu unreif für solche Lektüre bin?“

„Ach, unreif!“ entgegnete er unmutig; „ich erlaube mir nur, mich zu wundern, daß du so etwas überhaupt lesen magst.“

„Wie — so etwas?“

„Es ist frecher Blödsinn, was in dem Blatt steht!“

„Es ist das, was die anderen sagen,“ entgegnete sie in milder Betroffenheit.

„Die anderen!“ Er lachte gequält. „Die anderen! Du gibst wohl viel auf das, was die anderen sagen? Liest du noch mehr solche Blätter?“

„Ich lese Zeitungen und Zeitschriften von allen Parteien und allen Richtungen. Vater und Hellmuth halten sie. Wir können das, weil wir alle zu keiner Partei gehören.“

„Zu keiner Partei? Ja, warst du denn nicht zur Wahl

für die sogenannte Nationalversammlung, bei der doch auch ihr Frauen mittun durftet?"
„Ich war noch um ein Vierteljahr zu jung," entgegnete sie. „Und ich war froh. Ich kam in keinen Gewissenskonflikt. Vater und Hellmuth sind zur Wahl gewesen. Ich weiß, daß es ihnen sehr schwer geworden ist. Sie haben gegen ihre Überzeugung handeln müssen; denn sie wollen Menschen, wollen das Vaterland, nicht Parteien. Und es durften nur Parteien gewählt werden."
„Was haben denn deine Leute gewählt?" stieß er heraus.
„Das weiß ich nicht!" sagte sie. „Ich habe sie nicht darum gefragt."
Da errötete er. Er ging durch den ganzen Park neben ihr her. Zunächst wußte er nichts mehr zu sagen; dann rettete er sich hinter ihres Vaters Scherzwort: „Sprechen wir von etwas anderem!"

— — — — — — — — — — — — — — —

Diese drei Menschen, der alte Sperber und seine Kinder Hellmuth und Dorothea, fuhren am Nachmittag auf Hof Weiringen vor, an demselben Nachmittag, da früh der Pfarrvikar mit Richard von Weiringen wegen des Begräbnisses seines Vaters verhandelt hatte.
Ernste Begrüßung. Keinerlei Wortmacherei. Stummer Händedruck. Der alte Sperber nur zog Richard einige Augenblicke an sich wie ein Vater den Sohn.
„Konsequent!" sagte er, sonst nichts.
Er wollte mit dem Wort dem alten Parteigegner, der aus dem Leben gegangen war, ein gutes Zeugnis ausstellen, daß er bis ans Ende derselbe geblieben sei.
Richard von Weiringen verstand ihn.

Sie saßen in der Veranda zusammen, und der alte Sperber sagte, es sei selbstverständlich, daß er mit allem, womit er etwa dienen könne, zu Gebote stehe.

„Dann steck' dir beim Begräbnis in jede Tasche einen geladenen Revolver," sagte Richard.

Sie erstaunten darüber nicht; sie wußten alles schon. Eine Weile lang blieb alles still; dann sagte Dorothea Sperber:

„Der alte Schier, auf den sie sich berufen, ist ein Gewohnheitsdieb gewesen. Ich habe das festgestellt. Schier ist auch nicht von deinem Vater, er ist vom Ortsgendarm angezeigt worden. Dein Vater war nur der Bestohlene, nicht der Ankläger. Schier hängte sich auf aus Angst vor neuer Bestrafung. Die Ansicht, daß ihn der Baron in den Tod getrieben hätte, ist grundfalsch."

„Nun," meinte Hellmuth Sperber, „darauf müßte man die Leute aufmerksam machen."

„Das habe ich getan," sagte Dorothea.

„Wann? Wo?"

„Heute Vormittag auf dem Heimweg aus der Stadt bin ich in der Fabrik gewesen. Du entschuldigst, Vetter Richard, daß ich da eindrang. Ich glaubte, es liege so klar auf der Hand, daß die Arbeiter im Unrecht sind, daß es leicht sein würde, sie umzustimmen. Aber es war leider alles umsonst."

„Was wollen denn die Leute noch?"

„Skandal wollen sie machen."

„Ja," sagte Richard düster, „die Roheit ist diesen Leuten Lebenselement wie dem Frosch der Sumpf. Es war ja sehr edelmütig von dir, Dorothea, daß du den Ver-

such machtest; aber es ist unrichtig, mit solchem Volk zu verhandeln."

„Ich hatte sonst immer Erfolg," sagte Dorothea traurig; „ich glaube auch heute noch, lieber Richard, daß die allermeisten von diesen Leuten gute Menschen sind."

Richard lachte höhnisch auf. Dorothea richtete sich auf, und sie sprach, etwas angelesen, aber doch in ganz ehrlicher Überzeugung:

„Ja, Richard, unser Volk ist gut. Aber die Leute sind wie die Kinder. Sie glauben alles, was ihnen gesagt wird, sie sind leicht zu erregen und sehr leicht zu verführen, namentlich wenn es ihnen schlecht geht. Und jetzt, wo alles außer Rand und Band ist, alle Köpfe und alle Herzen, jetzt nach vier Jahren Mord und Hunger..."

„Sprechen wir von etwas anderem," unterbrach sie Richard von Weiringen rauh. Das Mädchen schwieg und fuhr nicht lange darauf mit Vater und Bruder nach Hause.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Richard atmete auf, als er allein war. Alle menschliche Gesellschaft war ihm lästig und peinlich. Was wußte auch einer dem anderen zu Trost und Aufrichtung zu sagen? Nichts! Wenn er allein in einem der hohen Säle auf und nieder schritt, dann konnte sich sein Herz ausbluten, seine Seele austoben, ohne daß ein fremdes Auge seine Leiden betrachtete. Es war ein ewiges Auf und Ab, immer Flut und Ebbe in seiner Seele, vom rasendsten Zorn bis zur tiefsten Verzweiflung.

Richard war von jeher so etwas wie ein Dichter gewesen. Jetzt schuf ihm seine Phantasie oft stolze, wilde Bilder

des Trostes und der Rache. Er war der neue Diktator, er verfügte über ein kleines, aber treues Heer und über ein neues, unwiderstehliches Kriegsmittel, das die anderen nicht hatten. Damit konnte er sich die Welt unterwerfen, nicht nur die Feinde aus dem Lande jagen und Rache nehmen für alle Schmach, die sie Deutschland zugefügt hatten, sondern auch alle die züchtigen, die sich an altem, heiligem Recht vergriffen hatten. O ja, so mußte es einmal kommen! Endlich mußte der Gedanke siegen, der deutsche Gedanke! In deutschen Gelehrtenstuben mußten sich bleiche Stirnen über große Probleme zur Erlösung neigen; einmal mußte der Erlösungsgedanke gefunden werden, der geistige Sieger mußte seine unwiderstehliche Waffe in die Hand eines starken Mannes legen, der diese Waffe zu führen wußte, und dann sollten die Fahnen der Feinde in Schande vom deutschen Rhein verscheucht werden, dann sollten all die üblen Gesellen, die jetzt mit plumpen Proletenmanieren in goldenen Sälen und stolzen Palästen sich breit machten, in ihre Schranken zurückgewiesen werden. Dann sollte das neue Reich wahrer Gerechtigkeit und Freiheit kommen, nicht aufgebaut auf Habgier, Roheit, Dummheit und niedere Instinkte, sondern auf ruhigem, saubererem, klugem Willen.

Manchmal kam Richard von Weiringen auf diesen phantastischen Gedankengängen, auf denen er selbst immer der Diktator und Retter Deutschlands wurde, dazu, daß er sich sagte: wenn ich nun der unbeschränkte Herr wäre, würde ich den jetzigen Zustand zerschlagen, aber wohl auch den alten nicht so wiederherstellen, wie er war. Und wenn er darüber nachdachte, wie er alles gestalten

würde, wenn er diktatorische Allgewalt hätte, geriet er oft tief in soziale Wege hinein. Es fiel ihm zum Beispiel immer ein, jeder Arbeiter müsse eine gesunde, gemütliche Wohnung besitzen, und jeder Arbeiter müsse im Jahre ein paar Wochen Ferien bekommen. Auch wollte er viel für die hygienischen Zustände auf dem Lande tun. In jede große Dorfgemeinde oder in jeden Verband kleinerer benachbarter Dörfer gehörten nach seiner Meinung neben die Kirche und die Schule das Doktorhaus und die Badestube. Es dürfte nicht sein, daß alte Leute, Männer, Frauen, Kinder hilflos Schmerzen litten oder ganz verkamen, weil sie den meilenweit entfernten Arzt aus der Stadt nicht rufen und bezahlen konnten. Überall gehörte ein Arzt hin, wie der Geistliche und der Lehrer, und überall hatte der Staat für auskömmlichen Unterhalt des Arztes zu garantieren, wie für den Geistlichen, wie für den Lehrer.

Auf solch schönen Gedankenwegen der Barmherzigkeit und allgemeiner Menschenliebe kam Richard von Weiringens Seele seinem Volke noch manchmal nahe. Zuletzt aber nur noch selten. Da hatte ihn weheste Verzweiflung, sinnlose Wut erfaßt. Er tobte gegen sein Vaterland wie ein Mann gegen ein heißgeliebtes schönes Weib, das ihn verraten hat. Alles, was er angebetet hatte, sah er entweiht, alles, was er wie silberweiße Treue gewertet hatte, sah er vom Rost zerfressen, das, was ihm das Herz erquickt hatte, war ihm zum Ekel geworden — alles war nicht wahr gewesen, alles war verloren gegangen, alles war dahin. Umsonst hatten die deutschen Helden gelebt, umsonst die deutschen Dichter gesungen, vergebens die deutschen Philosophen gedacht; die alten

Volkslieder selbst klangen falsch und höhnisch. Die alten Straßen und Plätze in den Städten waren nicht mehr schön, scheu ging er ihnen aus dem Wege, um nicht auf alte Erinnerungen zu stoßen. Nirgends gute Stimmung. Apathie, Trauer oder geile Ausgelassenheit. Wie eine Vettel schlampte die Faulheit durchs Land. Ein Millionenheer von Wucherern, Schiebern, Ämterjägern, gesinnungslosen Beamten, beutegierigen Proleten tobte wie die wilde Jagd über die unglückselige deutsche Erde. So sah Richard von Weiringen Deutschland, und so verzweifelte er an seinem Volk und an all seiner Zukunft.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Nacht. Bei der Leiche des alten Weiringen hielt niemand Totenwache, wie es wohl sonst bei den Weiringen üblich gewesen war. Richard wollte es nicht. Er hatte Abneigung und tiefes Mißtrauen gegen alle seine Leute, zwei ausgenommen, die Ernestine und ihren Sohn Fritz. Ernestine war Witwe und in jüngeren Jahren die Amme von Richards jüngstem, nun gefallenem Bruder gewesen, und an Fritz, dem Milchbruder des jüngsten Weiringen, hatte der alte Baron einige Erziehungsversuche gemacht. Bis in die Untertertia des Gymnasiums war dieser Fritz gekommen, dann aber wegen chronischer Feindseligkeit gegen die alten Sprachen entlassen worden. Fritz war ein guter Kerl: dick, meist guter Laune und immer bei gutem Appetit, nicht übermäßig betriebsam, aber immer verläßlich und brauchbar. Bei Tage mimte Fritz eine Art Gutsinspektor und abends musizierte er. Er hatte eine schöne, weiche Tenorstimme und spielte Laute. Über den Tod des alten Herrn vergoß er bittere Zähren. Seine

alternde Mutter, die immer noch als Köchin im Schloß tätig war, bat sich alle Tage einmal bei Baron Richard den Schlüssel zum Totenzimmer aus und betete am Sarge des alten Herrn den Rosenkranz ...

Abends um acht Uhr klopfte es bescheiden an Richards Tür. Es war Ernestine.

„Ich möchte noch einmal um den Schlüssel bitten, Herr Baron. Es ist die letzte Nacht."

„Ja, Ernestine! Kommen Sie herein! Setzen Sie sich da auf den Stuhl."

Das Weiblein schüttelte bescheiden den Kopf und setzte sich nicht.

„Erzählen Sie mir mal, Ernestine, wie das war, als Sie in unser Haus kamen."

„Ach Gott, ich war schon vom vierzehnten Jahre an da, schon von der Schule weg. Und dann, wie mein Mann vom Militär loskam, da war ich gerade zwanzig, und da heirateten wir. Ein Jahr später kam dann mein Fritz und zwei Tage darauf der jüngste Herr Bruder, der Joachim. Da wurde ich seine Amme; denn die gnädige Frau Mutter, die ja die anderen Söhne selbst genährt hatte, war schwach; sie ist ja auch schon ein Vierteljahr nach der Geburt gestorben. Nun, und mich traf auch das Unglück. Ein halbes Jahr, nachdem der Fritz da war und ich den kleinen Baron Joachim übernommen hatte, verunglückte mein Mann durch einen wildgewordenen Stier so schwer, daß er sterben mußte. Ich hatte dann keine Nahrung mehr, und wenn der Herr Baron Joachim damals ein halbes Jahr noch weiter hätte genährt werden können, da wäre er vielleicht jetzt im Lazarett nicht gestorben, da wäre er vielleicht durch-

gekommen. Da hätt' er's ausgehalten. Darüber habe ich mir jetzt immer meine Gedanken gemacht."
„Erneſtine, machen Sie ſich keine Gedanken. Meinem Bruder Joachim wäre auf keinen Fall zu helfen geweſen. Mir aber — mir geben Sie einmal Ihre treue Hand!"
„Ach Gott! Ach Gott!" ſagte das Weiblein, berührte die dargereichte Rechte des jungen Edelmannes kaum, nahm den Schlüſſel und ging hinaus.
Richard blieb mitten im Zimmer ſtehen und ſah ihr nach.
Das war auch Volk!
Das war goldenes Menſchentum!
„Aber," ſo ſagte er ſich dann, „es iſt eine Perle im Sande!"
Er zählte noch einmal zuſammen, wer morgen beim Begräbnis bewaffnet ſein würde: außer ihm ſelbſt der Oberinſpektor, Fritz, der Förſter und ein Knecht. Dazu kamen die beiden Sperber und drei Kameraden aus der Militärzeit, die zum Begräbnis erſchienen. Waren im ganzen zehn Mann. Würde ſchon genügen, dem Herrn Papa im Notfall den Weg zur ewigen Ruhe zu erkämpfen. Den Gendarmen hatte er nicht bemüht; deſſen Tapferkeit ging nur ſo weit, irgend ein Weiblein beim Hamſtern abzufangen oder den Windmüller anzuzeigen, wenn er unerlaubterweiſe etwas Futterkorn ſchrotete. Er ſelber hamſterte aber am meiſten. Der Gendarm war der wohlgenährteſte Mann weit und breit. Wo er Spartakiſten witterte, machte er ſich unſichtbar. Neue Zeit...!
Richard von Weiringen nahm Mantel und Hut und ging in den Park. In müdem Abendwinde ſangen

die alten Bäume ihr Lied. Fahles Mondlicht fiel vom Himmel.
Abschied!
Morgen war es aus. Wenn erst der stille Mann oben, bei dem jetzt das Weiblein betete, unter der Erde war, war auch die Heimat begraben. Dann hatte Richard von Weiringen keine Heimat und kein Vaterland mehr, nur noch die Möglichkeit, als entwurzelter Fremdling über die Erde zu wandern und sich hier oder da ein Plätzchen zu suchen, wo er rastete.
Er setzte sich auf eine Bank am alten Parkweiher. Es war eine stolze Heimat gewesen. Die Männer und Frauen, die in jenem schönen, hochragenden Hause gewohnt hatten, die diese Bäume pflanzten, die draußen die Felder betreut hatten durch Jahrhunderte, waren lautere Menschen gewesen. Staatsmänner waren darunter, Offiziere, tüchtige Landwirte, auch Gelehrte, davon einer ein berühmter Erfinder war. Die ganze Familiengeschichte hatte nicht eine ehrlose Tat eines Weiringen zu beklagen. Schöne, edle Vergangenheit war das!
Ja, und nun war es aus. Er war der Letzte der Weiringen, und in die neue Zeit paßten Leute von solchem Stamme nicht; die neue Zeit machte die Welt auf ganz andere Weise selig.
Es war doch schwer! Der dunkle Weiher blickte zu ihm auf wie ein tiefes Auge der alten Mutter Heimaterde. Ein Wellchen glitzerte darauf wie eine Träne.
Der Wind sang von alten Bäumen, auf denen er mit seinen frohen Brüdern in seligen Kindertagen grüne Zelte gehabt und in lichte Schönheit geklettert war. O

Wind, wohin hast du all dieses unschuldige Lachen und all dieses Glück getragen!
Richard von Weiringen denkt an seine drei gefallenen Brüder, die nun in immerwährender fremder Gefangenschaft sind, die nicht kommen, ihn nicht trösten und beraten können, die den Vater nicht schützen können auf seinem letzten Gang — und da weint er rasend.
Er schämt sich dieser Tränen nicht. Heute muß er weinen — heute — nicht morgen...
Morgen ist der Abschied schon vorbei. Morgen sind das nur noch Förmlichkeiten. Dann — angesichts der Leute — wird er mit keiner Wimper zucken...
Oben im Totenzimmer macht die Ernestine dem alten Baron ein Kreuzlein auf die bleiche Stirn und eines auf das zerschossene Herz.

— — — — — — — — — — — — — — — —

In der Nacht gegen ein Uhr geschah der Überfall auf das Schloß. Der Schloßwächter steckte mit den Angreifern unter einer Decke, daher spielte sich alles anfangs ganz lautlos und dann ganz widerstandslos ab.
Richard von Weiringen wußte erst, was geschah, als er in dürftiger Bekleidung vor fünf bewaffneten Männern stand.
Der eine, ein etwa vierundzwanzigjähriger starker Schmied, Lawinski mit Namen, trat vor und sagte:
„Richard Weiringen, wir tun Ihnen kund, daß sich hier am Orte ein Arbeiter- und Soldatenrat gebildet hat, der darauf achten wird, daß bei der Beerdigung Ihres Vaters alles nach gleichem Recht zugehen wird. Wir haben das dem Geistlichen mitgeteilt. Wir verlangen, daß ein Selbstmörder behandelt wird wie der andere,

ganz gleich, ob er Tagearbeiter oder Baron war. Und wenn die Pfaffen mit zweierlei Maß messen, dulden wir das nicht. Sie haben uns sagen lassen, daß Sie die kirchliche Beerdigung Ihres Vaters mit Waffengewalt durchsetzen wollten, und wir sagen Ihnen, daß das nicht geschehen wird. Der Arbeiter- und Soldatenrat wird eine Haussuchung abhalten und sämtliche verborgenen Waffen konfiszieren. Auch wird er die Bestattung neben den alten Schier, wohin Ihr Vater gehört, selbst und zwar noch in dieser Nacht vornehmen. Leisten Sie keinen Widerstand. Das Schloß ist besetzt."
Richard von Weiringen, der anfangs totenblaß dagestanden hatte, sprang plötzlich vor und schlug dem Redner die Faust ins Gesicht.
Darauf wurde er gefaßt, von fünffacher Übermacht überwältigt, davongeschleift und in eine Kammer eingeschlossen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Was nun geschah?
Das Schloß wurde nach Waffen durchsucht. Dabei wurde grausam viel gestohlen.
Ein Teil der Angreifer drang in den Weinkeller und betrank sich.
Fritz, Ernestinens Sohn, der Widerstand leistete, wurde jämmerlich geprügelt.
Der Oberinspektor „ergab sich".
Die Telephonleitung ward zerschnitten.
Der Schweine- und Kälberstall und die Wäschekammer wurden geplündert. Hühner wurden abgeschlachtet.
Um vier Uhr nachts wurde der Sarg mit dem alten Wei-

ringen auf einen Kastenwagen geladen und nach dem Kirchhof gefahren.
Überall guckten erschreckte, neugierige und feige Bauerngesichter aus den Fenstern.
„Die neue Zeit!“ wurde ihnen zugerufen.
Im „Selbstmörderwinkel“ des Friedhofs neben dem Grabe des alten Schier wurde eine Grube geschaufelt und der Baron Weiringen darin verscharrt...
In der Nacht, als noch die Angreifer im Schloß waren, ist es Fritz Seidelmann, dem Sohne Ernestinens, gelungen, zu entweichen und gen Wineggenhof zu laufen. Nie ist ein dicker Mensch so schnell gerannt wie dieser Fritz. Es war früh kurz vor vier Uhr, als er auf Wineggenhof ankam. Da fand er Dorothea Sperber schon im Hof. Die Männer schliefen noch. Das Mädchen hörte mit Entsetzen die Botschaft. Einige Augenblicke überlegte sie, dann sagte sie zu Fritz:
„Gehen Sie ins Haus! Lassen Sie meinen Vater und Bruder wecken. Sagen Sie ihnen, ich sei sofort nach der Stadt zur Polizei. Telephonischen Anschluß haben wir um diese Stunde noch nicht; ich hole selber Hilfe und zwar sofort!“
Kaum zehn Minuten später sauste ein Wägelchen, mit einem Renner bespannt, aus dem Hoftor.
„Das ist eine!“ dachte Fritz, der die zehn Minuten Zwischenzeit damit verbracht hatte, sich den Schweiß abzuwischen, sich zu räuspern und zu schneuzen. „Das ist eine! Das wäre eine Frau für unsern Herrn! Da würde der Weiringenhof in Schuß kommen. Aber — man kann nicht wissen — für einen Angestellten, wie mich, ist eine solch forsche Frau unbequem. Es ist ein

Staatsweib, aber es ist auch ein bedenkliches Weib! Lassen wir sie fahren!"
Nach solchen etwas bunten und widerspruchsvollen Erwägungen ging Fritz Seidelmann ins Haus, um seinen Auftrag auszuführen.
Um elf Uhr vormittags ritt drüben in Weiringen ein Trupp Soldaten ins Dorf. Sie führten zwei Maschinengewehre mit sich. Die Bauern guckten erschrocken aus den Fenstern und über die Gartenzäune. Alle bemühten sich, harmlose, treuherzige, gottergebene Gesichter zu machen.
In der Fabrik hatte ein eiliger Bote die Ankunft, Stärke und Bewaffnung des Militärs gemeldet.
Der junge Schmied, der in der Nacht den Anführer gespielt hatte, rief zum Widerstand auf. Er sprach vom „Verrat des Volkes", von „Vergewaltigung der Freiheit", von „Schutzhorden des Kapitalismus", von „Bluthunden der Regierung". Der Schmied fiel mit seiner Werberede durch. Niemand gelüstete es, mit den Soldaten anzubinden; im Gegenteil wurden die Mienen vieler blaß und voller Kleinmut, und ein großer Teil der Männer schlich sich nach Hause, um in aller Eile Waffen und was sonst etwa bei einer Haussuchung in zu fataler Weise an das Schloßabenteuer erinnern konnte, beiseite zu schaffen. An diesem Vormittag lagen auf dem Grunde von vielen Dorfbrunnen Waffen und andere wertvolle Dinge, und die Mäuse in einer Kartoffelmiete wunderten sich, daß sie plötzlich einen köstlichen Schinken zu knabbern bekamen. Aus einem Holzhaufen guckte oben der Kragen eines Sealpelzmantels heraus, und ein Bauer verbarg ein geraubtes Perlenschnürchen (es war

unecht und hatte ehedem fünf Mark gekostet) unter dem Tabak seiner gewaltigen Dose.
Das Militär hatte inzwischen den Kirchhof besetzt. Vom Schloß herab kam der junge Baron mit einem kleinen Trauergefolge. An seinem Arm führte er Dorothea Sperber. Das Mädchen hatte gerötete Wangen und ließ seine Augen links und rechts gehen; der Baron war todblaß, und seine Augen blickten ausdruckslos geradeaus, als wäre um ihn nichts als leere Luft.
Eberhard von Weiringen wurde aus dem Schandgrabe, das man ihm bereitet hatte, herausgenommen. Der von feuchtem Lehm verunsauberte Sarg wurde mit einem Tuche bedeckt und nach der Familiengruft getragen, die unter dem Fußboden der Kirche war.
Der Geistliche sprach an der Gruft nichts als die vorgeschriebenen Gebete und Segnungen; nach ganz kurzer Zeit war die ernste Feier beendet. Eberhard von Weiringen ruhte bei seinen Ahnen.
Richard hatte der Beisetzung ohne ein Zeichen innerer Erregung beigewohnt. Zuletzt reichte er Dorothea den Arm und führte sie zu Fuß durch ein Spalier von Gaffern nach dem Schlosse zurück.
In die beiden Dorfwirtshäuser wurde ein Kommando gelegt. Der Kirchhof blieb militärisch bewacht.
Der Gendarm, durch die Anwesenheit des Militärs mutig geworden, machte „Ermittelungen". Er „ermittelte" mit großer Sicherheit, daß Schloß Weiringenhof überfallen worden und daselbst Mißhandlungen, Freiheitsberaubungen, Diebstähle aller Art und „Leichenschändung" vorgekommen seien; es ließe sich aber nicht ermitteln, wer die einzelnen Delikte begangen habe. Nach solchem Be-

richte konnte der Staatsanwalt, der von ähnlich mutigem Schlage war wie dieser Gendarm, von der Strafverfolgung absehen, zumal das Ganze doch „ein aus der Empörung der Volksseele hervorgegangener impulsiver Akt war, eine revolutionäre Handlung, ein Affektsgeschehnis, dem es nicht an Ethos gebrach".

Als solche Rechtsauffassung herauskam, atmete das ganze Dorf auf. Der Bauer zog seine Perlenschnur aus der Dose und hängte sie seiner Tochter um; der Sealpelz wanderte nach der Stadt, wo ihn ein Trödler für 300 Mark kaufte und am nächsten Tage für 20 000 Mark weiterverkaufte. Nur der Schinken war von den Mäusen gefressen, und was auf dem Brunnengrund lag, lag eben auf dem Brunnengrund.

Der Schmied hatte wieder das alte Ansehen und galt als Volksheld.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Am Begräbnistage hatte Baron Richard seine Trauergäste gebeten, ihn allein zu lassen. Er werde ihnen bald Nachricht geben.

Zwei Tage später war er bei den Sperbers.

„Ich komme, um von euch Abschied zu nehmen. Ich werde dieses verfluchte Volk und Land verlassen und im Ausland versuchen, weiterzuleben."

Sie sahen ihn alle ernst an und entgegneten nichts. Endlich fragte der alte Sperber:

„Wohin willst du?"

„Ach, das ist im Grunde gleich. Eben irgendwohin, wo nicht Deutschland ist. Vielleicht in eine englische Kolonie. Ich glaube, die Engländer sind saubere Menschen."

Sie sahen ihn betroffen an. Er lachte.
„Ja, ich habe früher auch gesagt: ‚Gott strafe England!‘ Na, wenn das in Erfüllung ginge, was sollte denn dann Gott mit den Deutschen tun? — Also fortgehen! Aber ehe ich weggehe, muß noch zweierlei geschehen. Ich muß das Gut verkaufen. Daß mir die Räuberregierung den Kaufpreis als sogenannte Steuer so ziemlich abnehmen wird, ist ja selbstverständlich, aber es muß nun einmal mit dem Gute in Ordnung kommen. Sonst lassen sie mich ja nicht aus dem Lande. Und dann zweitens: ich mag meine Leute nicht in dieser Gruft lassen. Jede Nacht kann da ein Einbruch geschehen. Die Toten können hier nicht ruhig schlafen. Ich will sie nach Holland überführen lassen, wo wir ja auch ein Gut haben. Ich habe bereits Anweisung gegeben, dort eiligst ein Not-Mausoleum zu bauen. Ich wollte dich, lieber Onkel Sperber, nun fragen, ob du meine verehrte Tante Annette, die deine Frau und die ja eine Weiringen war, mit nach Holland überführen lassen möchtest, damit sie bei den Ihrigen sei. Wir Weiringen ziehen alle aus.“
Der alte Sperber horchte auf. Sein sonst gutmütiges, etwas träges Auge glitzerte. Und er stand erregt auf.
„Nein! Nein! Annette bei den Ihrigen — sagst du? Annette ist bei den Ihrigen! Bei ihrem Manne, bei ihren Kindern. In ihrer Heimat! Da ist sie, da bleibt sie! Den Namen Weiringen hat sie am Altare abgelegt. So zieht sie jetzt nicht mit aus! Nein! Sie bleibt! Sie bleibt bei uns! Sie bleibt in Deutschland!“
„Wie du befiehlst!“ sagte Richard von Weiringen kalt.
Plötzlich brach Dorothea Sperber in ein krampfhaftes Schluchzen aus. Es währte aber nur kurz. Dann ent-

schuldigte sie sich, immer noch halb schluchzend und verlegen, und dann sagte sie in ruhigem Stimmenfall:
„Richard, du gehst fort! Es ist unrecht von dir. Es ist eine große Sünde von dir. Du hast den Krieg erlebt. Du hast gesehen, wie unser Volk in den Krieg gegangen ist. Du hast gesehen, wie unsere Leute gestorben sind. Zu Millionen! Draußen im Felde und zu Hause. Die draußen sind aus Heldenmut gestorben, die zu Hause aus Hunger. Es ist ja alles aufgeopfert worden! Es haben ja alle durchhalten wollen in Hunger und Kälte und Herzeleid. Barfuß sind sie gelaufen, kein Hemd haben sie mehr auf dem Leibe gehabt, immerfort Angst haben sie gehabt, Tag und Nacht, keine Freude mehr, immer nur Hunger und Angst. Und das haben sie für das Vaterland getan."
Richard unterbrach sie.
„Nicht für das Vaterland! Aus Zwang, aus eisernem Muß haben sie's getan! Gewiß nicht alle. Viel goldige Kerle sind draußen gefallen, viele im Lande haben Opfer gebracht. Ja! Alle Ehre! Aber die Masse? Zwang! Rekrutierung! Drill! Muß! Hätte man ihnen gesagt: Ihr müßt nicht mehr — gleich hätten sie gebrüllt: Wir wollen nicht mehr! Das hat man gesehen, als der Zwang fiel. Da war alle Treue Dreck. Da wollte keiner mehr kämpfen, jeder nur rückwärts, nach Hause; da wollte keiner mehr opfern, jeder nur raffen! So ist es in Wahrheit, Dorothea, und jetzt endlich ist es an der Zeit, der Wahrheit ins Gesicht zu sehen."
Dorothea Sperber stand auf und ging gesenkten Hauptes hinaus.

Nun folgte in der Entwickelung der Dinge alles sehr rasch aufeinander. Bei einem Abbruch geht es immer schnell zu. Räumst du die Wohnung aus, sortierst du die Dinge nur flüchtig. Ein Glück, wenn wenig verloren oder verdorben wird. Überstürzung ist immer dabei.

Der alte Sperber erschien bei Richard Weiringen und kaufte ihm sein Gut ab. Der ganze Handel war an einem Tage abgemacht.

Richard wunderte sich nicht darüber, daß ein Gut, von einer Familie erworben, durch Jahrhunderte gepflegt und wie ein Augapfel gehegt, von einem Nachfahren innerhalb einiger Stunden verkauft werden kann. Der alte Sperber hatte einen aufs äußerste knaufrigen Preis gezahlt. Richard war es egal. Hauptsache war ihm, daß der verhaßte Staat nicht zu viel Steuern bekam. So gab er beim Notar mit fester Hand die Unterschrift, die ihn heimatlos machte.

Tags darauf erschien der Vetter Hellmuth Sperber auf Weiringenhof.

Der junge Mann machte es sich in einem Sessel bequem, sog behaglich an seiner Zigarre und sagte:

„Also, Richard, die Sache ist kurz die: ich möchte gern mit! Nämlich, wenn du jetzt durchgehst! Heidi, in die Welt! Raus aus Deutschland! Ich habe die Ehre, dir mich für einige Zeit als Reisebegleiter anzubieten!"

„Du willst dich hoffentlich nicht über mich lustig machen," sagte Richard.

„Wo würde ich mir das erlauben! Aber sieh, Richard, so verschieden wir das Leben ansehen, in vielem sind wir uns einig. Auch in dem einen sind wir uns einig, daß ich jetzt herzlich gern mal andere Luft atmen möchte als

deutsche. Ich möchte aus Deutschland nicht fort aus Wut und Zorn wie du, sondern — aus langer Weile. Ich mopse mich schrecklich. Alle diese Revolutiönchen, diese Pütschchen sind fürchterlich albern, langweilig, ordinär und lästig. Daß sie schädlich sind, daß sie Deutschlands Glück vollends vernichten, ist mir so klar wie dir. Aber es läßt sich vor der Hand nichts machen, das Volk muß ausfiebern. Was soll ich als frischbackener Assessor jetzt in Deutschland? Wenn ich zur Regierung ginge, mich als Sozialist bekennte oder mich sonstwie auffällig links anbiederte, würde ich Landrat, Berater eines Oberpräsidenten, der einen ‚Berater' sehr nötig hat, oder so was. Dafür danke ich. Ich achte jeden überzeugten Parteimann, auch den sozialistischen, aber die November-Sozialisten sind allesamt Gesellen übelster Sorte, Überläufer, Gelegenheitsmacher, amtsgierige Schufte! Das ist meine Meinung. Aber wenn ich nun mit dir gehen möchte, ist es nicht, um Deutschland für immer zu verlassen, sondern um so etwas wie eine Atempause zu gewinnen, mal draußen wo in anderen Landen etwas auf die Jagd gehen, um später als neuer Mensch in die alte Heimat zurückzukehren, und schließlich, um halt mit dir zu gehen; denn schließlich sind wir Verwandte und alte Kameraden."

Richard von Weiringen streckte ihm die Hand hin und sagte:

„Komm mit! Es freut mich!"

Nicht so leicht wurde es ihm aber, als am Abend Ernestine und ihr Sohn Fritz ankamen und ihm eröffneten, daß auch sie ihn auf die Weltreise begleiten wollten.

Die Treue überraschte und rührte ihn. Rührung kommt immer aus Überraschung. Und doch mußte Richard fast lachen. Erneſtine im Orient — das wäre eine Groteske geworden, letzten Endes aber eine Tragödie. Also lehnte er mit freundlichen Worten das Anerbieten ab.

„Gnädiger Herr," ſagte Erneſtine, „ich will beileibe nicht aufdringlich ſein. Aber wer ſoll in der Fremde für den Herrn Baron kochen? Man hört immer, daß die fremden Völker ganz andere Küche haben als wir. Das wird dem Herrn Baron auf die Dauer nicht bekommen."

„Das kann wohl ſein, liebes Erneſtinchen," ſagte der Baron zärtlich; „aber ſehen Sie, mein junger Magen wird ſich ſchon gewöhnen; im Felde draußen hat er ja bereits manchen Puff vertragen gelernt. Und Sie, liebe Frau Erneſtine, würden ſich in der fremden Küche noch ſchlechter zurechtfinden als ich. Es würde Ihnen manchmal an allem mangeln, nicht nur an einem Kochherde, vielleicht an einem Topfe, vielleicht an einem Löffel."

„O Gott, o Gott, was müſſen das für Gegenden ſein! Und da ſollen wir den Herrn Baron allein ziehen laſſen?"

„Ja, Erneſtine, es geht nicht anders."

Fritz Seidelmann, der Sohn, der bisher kein Wort geſagt hatte, ſtrammte nun ſeinen Bauch und ſagte kurz und beſtimmt:

„Herr Baron, ich bitte, mich mitzunehmen. Ich kann engliſch ſprechen und mache keine Anſprüche. Ich werde des Herrn Baron Diener ſein!"

Erneſtine warf dem Sohn, der ſie allein laſſen wollte, einen wehen Blick zu.

Der Baron lächelte milde.

„Na ja, Fritz, das iſt lieb von Ihnen, daß Sie mit mir

gehen wollen. Sie sind ja der Begleiter meines Bruders Joachim während seines zweijährigen Studienaufenthaltes in Oxford gewesen. Und Sie nähme ich auch wirklich sehe gern mit. Aber wollen Sie denn Ihre Mutter verlassen, wollen Sie Deutschland verlassen, wollen Sie das Gut verlassen, wo Sie doch Inspektor sind?"

„Herr Baron, was meine Mutter anlangt, so trenne ich mich schwer von ihr. Aber, wie es in dem schönen Liede heißt: ‚In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn'. Und was Deutschland anlangt, so hasse ich es wie Sie, Herr Baron! Und was das Gut anlangt, so gehört es in Zukunft den Sperbers, und bei Fräulein Dorothea möchte ich nicht gern Inspekor sein."

„Warum nicht?" fragte der Baron überrascht.

Fritz kam in Verlegenheit.

„Das gnädige Fräulein ist — ist — so — so selbständig."

Da verstand der Baron das bequeme Dickerchen. Es gab noch eine lange Auseinandersetzung. Zuletzt wurde festgesetzt, daß Fritz für ein Jahr auf die Reise mitgenommen werden sollte. Ein „Diener" in des Wortes herkömmlicher Bedeutung sollte er nicht sein, er sollte als eine Art Reisemarschall gelten. Fritz bekleidete immer solche etwas ungewöhnliche und wenig scharf umrissene Ämter; er gehörte zu den Menschen, die selten eine schwere Aufgabe, immer aber ein bequemes Auskommen und auch ein Titelchen haben.

Die Erneſtine flennte. Was sie schließlich allein tröstete, war, daß Fritz nach einem Jahre wiederkommen sollte.

„Gebe Gott," sagte sie, „daß auch der Herr Baron nach einem Jahre zurückkehrt. Ich werde den lieben Gott herzlich darum bitten."

„Erneſtine," erwiderte Richard von Weiringen, „Ihren Fritz können Sie nach einem Jahre wiederhaben, mich werden Sie niemals wiederſehen."
Da weinte das Weiblein ſo ſchmerzlich, als müſſe ſie nun wirklich ein Kind für immer dahingeben.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Alle Weiringen zogen aus Deutſchland aus. Nach maßloſen Scherereien, nach monatelangen Verhandlungen mit Behörden aller Art, mit Zuhilfenahme von hundert Verbindungen und einigen abſcheulichen Beſtechungen gelang es Richard von Weiringen, die Särge ſeiner Ahnen nach Holland zu überführen.
Eine „Kommiſſion" erſchien in Weiringen. Sie hatte zu prüfen, ob nicht etwa in den Särgen verbotene Dinge, vor allem Geld und Geldeswert, ins Ausland gepaſcht würden.
Die alten Metallſärge wurden geöffnet. Es waren im ganzen ſechzehn Särge. Nur die hervorragendſten Mitglieder der Familie waren in der Gruft beſtattet, andere lagen draußen auf dem Kirchhof, längſt verweſt, oder waren ſonſt irgendwo in der Welt begraben.
Die Reviſion begann: „Dietrich von Weiringen! Als Oberſt gefallen in Kolin, 1757." Das war einer! Von Friedrich dem Großen den Schwarzen Adlerorden erhalten. Der Orden lag noch inmitten des Häufleins Knochen. Einer der „Kommiſſare" hob das „Wertſtück" heraus und prüfte es auf Brillanten. Er zeigte es einem anderen — ob man das konfiszieren ſolle? Der andere ſchüttelte den Kopf. So wurde der Orden Richard übergeben mit dem Anheimſtellen, damit zu tun, was ihm beliebe. Einen Augenblick kam Richard der Gedanke, den Orden als

Familienreliquie zu behalten; aber dann dachte er: „Nein, Vater Dietrich, der Orden gehört dir!“ Und er legte ihn auf die Stelle im Sarge, wo ehemals das Herz gewesen war. Der Sarg wurde verschlossen, verlötet und versiegelt.

So ging die „Revision“ weiter durch alle sechzehn Särge. Die Kommission durchsuchte die ehrwürdigen Katafalke, wie Zollwächter die Koffer von Reisenden durchsuchen. Vor allem wurde festgestellt, ob kein Sarg einen doppelten Boden habe.

In dieser Stunde stand Richard von Weiringen an der Grenze, wo tiefster Schmerz und höchste Lust sich im Kreislauf der Empfindungen eines werden, in dieser Stunde kam er ganz los von seinem Volk und Land.

Er sah widerstandslos zu. Särge von Frauen deckten sie auf, schamloser, als ob man einer arglos schlummernden Jungfrau die Bettdecke wegziehe. Ein Männerskelett war noch gut erhalten. Es war der Baron Emmerich. Der hatte zu Zeiten Friedrich Wilhelms des Dritten ein großes Sumpfgelände trocken gelegt. Er hatte auch den Schwarzen Adlerorden. Ein besonders eifriger „Kommissar“ bog die Kniewirbel Emmerichs auseinander, ob da etwa ein wertvoller Stein verborgen sei.

Alles fließt. Alle Qual geht zu Ende. Auch die amtliche „Besichtigung“ der Weiringenschen Särge war endlich vorbei.

Der Führer der Kommission, der ein Gesicht hatte wie ein gebildeter Mann, trat an Richard heran und sagte:

„Herr Baron, es hat mir sehr leid getan, daß die strenge vaterländische Pflicht diese Durchsuchung Ihrer Familiengruft notwendig machte...“

Der Baron warf ihm einen verlorenen Blick zu, wandte ihm den Rücken und ging.
Er hätte dem Mann — so fiel ihm ein — sagen können, daß Weiringens nie Schmuggler gewesen seien, daß eher der Himmel über ihrem Stammsitz eingefallen wäre, als daß einer der ehrwürdigsten Totenschreine zu Wertschmuggel entweiht worden wäre. Was hätten aber solche Worte für Zweck? Wie würden das die Leute, die andere nach sich selbst maßen, verstehen?
Nein! Weggehen! Nichts als weggehen!
Das war der letzte Stoß auf Richard von Weiringens Herz. Das war der allerletzte innerliche Abschied von seinem Vaterlande.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Auf schwarz verhangenen Wagen fuhren die Weiringen aus dem Dorfe hinaus in langer Reihe, als letzter der jüngst verstorbene Baron Eberhard. Über seinem Sarge und damit hinter all den anderen Särgen her leuchtete golden ein großes Kreuz. An dessen Stamm gelehnt war das Weiringensche Wappen.
Hinter den Särgen, die im langsamsten Schritt gefahren wurden, schritt Richard von Weiringen ganz allein.
Der Letzte seiner Familie, der mit den Toten die alte Heimat verließ.
Durch ein paar weichere Bauerngemüter gingen Schauer der Ergriffenheit. Sie ahnten etwas von dem Trauerspiel, das sie da vor sich sahen. Etliche alte Leute, die aus stilleren Zeiten stammten und immer unter der Gutsherrschaft der Weiringen gelebt hatten, weinten.
Der Schmied rief roh herüber: „Theater!“ Und dann rief er: „Abzug! Abzug!“ Richard würdigte ihn keines

Blickes. Aber auch keiner der Arbeiter stimmte in den Ruf des Schmieds ein; sie standen nur mit finsteren Gesichtern da.
Ein Zug brachte nach kurzer Zeit die Särge nach der nicht weit entfernten holländischen Grenze. An lebenden Passagieren saßen in diesem traurigen Zuge nur drei: Richard, sein Vetter Hellmuth und Fritz Seidelmann, die mit den Toten das Vaterland verließen.
Als auf der Grenzstation die Förmlichkeiten erfüllt waren und Richard von Weiringen die deutsche Erde verließ, schlug er mit einem Taschentuche den Staub von seinen Stiefeln und warf das Tuch aus dem Fenster.
Derweil weinte in der Heimat ein junges blondes Mädel so weh und herzenswund, wie die deutschen Mädchen weinen, wenn der Herzgeliebte in die Fremde zieht.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Im Liguriſchen Meer ſchwamm ein Schiff. Es war Dezember; aber die Luft war mild und ruhig. In den Hauptſtunden des Tages war ſie ſo koſend weich, daß es ſich wohlig lag in den Liegeſtühlen an Bord.
Sie lagen oder ſaßen immer zuſammen, die drei. Richard hatte ſogar den Seidelmann, der anfangs in die zweite Schiffsklaſſe eingezahlt war, durch Zuzahlung in die erſte geholt. Er ſollte immer bei ihm ſein, auch bei den Mahlzeiten. Dort benahm ſich Fritz gar nicht ſchlecht. Er trug ſeinen Smoking, aß appetitlich (nur etwas zu reichlich) und bot durch ſeine runde Figur und ſein immer ſtrahlendes Geſicht einen ſo kraſſen Gegenbeweis zu deutſcher Hungersnot und deutſcher Niedergeſchlagenheit, daß Hellmuth neulich behauptete: „Wenn die Ausländer

diesen ‚german' sehen, verbessert das die deutsche Valuta!"

Sie lasen, sie träumten, sie sprachen von dem, was sie rundum sahen und erlebten. Die Leute auf dem Schiff, ein buntes Völkergemisch, betrachteten sie mit Neugierde, so etwa, wie man schöne, gefangene Tiere ansieht, die nicht mehr schaden können. Nur wenige blickten finster, allerdings auch fast keiner freundlich. Neugierde war es, Neugierde — was diese Geschlagenen denn nun in der Welt wollten, wie es ihnen ergehen würde, vor allem, wie sie sich benähmen. So standen die drei unter ständiger Beobachtung.

Sie vergaben sich nichts. Richard von Weiringen, der ein wohlhabender Mann war, gab reichliche Trinkgelder und wurde daher sehr zuvorkommend bedient. Die Höflichkeit der Stewards gegen ihn fiel auf.

Alle drei machten vor den Mahlzeiten sorgfältig Toilette. Einmal sagte Richard zu Hellmuth:

„Die Deutschen haben auf Reisen zu sehr mit Trinkgeldern geknausert, und sie sind namentlich bei den gemeinsamen Mahlzeiten zu schofel im Anzug gewesen. Diese Mängel allein haben uns im Ausland Milliarden Werte an Sympathie und Respekt verspielt."

Auf diese an sich gewiß wahre Bemerkung brachte Hellmuth Sperber eine ketzerisch deutsche Entgegnung. Er sagte:

„Ja, viele Leute sehen in dem Einnehmen von Nahrung einen feierlichen Vorgang. Sie ziehen sich dazu an, als ob's zu Hochzeit, Begräbnis oder Abendmahl ginge. Die Deutschen haben das nie recht begriffen. Es gab einen deutschen Dichter, Robert Hamerling, der nie mit anderen

Menschen zusammen speisen mochte. Er hielt die Auffüllung des Magens für eine ebenso scheußliche, unästhetische Lebensnotwendigkeit wie dessen Entleerung. Solche Dinge, meinte er, müsse jeder Mensch in aller Stille und Abgeschiedenheit für sich selbst abmachen. Die anderen denken anders. Warum zieht sich so ein englischer Gent nicht den Smoking an, wenn er ins Klosett muß? Es ist doch auch ein Stoffwechselvorgang, ebenso wie das ‚dinner'. Und der Mund, sage ich dir, Richard, diese mit Raubtierzähnen ausgestattete Futterluke, die die Leichenreste ermordeter Tiere zermalmt und verschlingt, ist ein äußerst unappetitlicher Körperteil. Er braucht bei seiner Tätigkeit wirklich nicht von feierlicher Aufmachung und klassischer Musik begleitet zu sein."

Richard entgegnete nichts. Er bekam eine Anwandlung von Seekrankheit bei diesen Auseinandersetzungen. Später, bei den Buddhisten, erfuhr er ähnliche Auffassungen.

„Schön anziehen sollen sich die Menschen," fuhr Hellmuth Sperber fort, „wenn sie in die Kirche gehen, wenn sie im Theater oder Konzert sich über das Leben erheben. Wenn sie freundlich oder weise miteinander reden. Wenn sie sich besuchen, falls es eine Lebensfeier sein soll. Wenn sie bei einem Toten stehen oder an der Taufwiege eines Kindes. Wenn sie ins Museum gehen. Wenn sie zur Liebsten gehen."

So sprachen sie über mancherlei Dinge während der Stunden der silberblauen und doch eintönigen Schiffahrt. Fritz Seidelmann strolchte derweil neugierig im Schiff umher. An der alten Vulkaninsel Ischia vorüber fuhren sie in den Hafen von Neapel. Dort hielt das Schiff. Fast alle Passagiere stiegen aus, um in der kurzen Wartezeit wenig-

stens einen Spaziergang durch die Via Roma hinauf nach Sant Elmo zu machen, dem hochragenden Kastell, von da der Blick hinschweift über das leuchtende Meer, hin nach der Märcheninsel Capri, nach dem rauchenden Vesuv, nach den Zitronen- und Orangengärten von Castellamare und Sorrent.

„Neapel sehen und dann sterben!" Abermillionen Menschen haben das ‚vedi Napoli e poi mori!' nachgesprochen; ein kleiner Teil davon hat es empfunden. Dazu gehörte Richard. Er hatte einst in Napoli selige Wochen verlebt voll Liebes- und Lebensglück in goldiger Luft. Silberner Geigenklang, Mandelblüten, glutäugige Liebe — das waren Erinnerungen glückseliger Jugendfahrt nach diesem Gestade.

Jetzt blieb Richard auf dem Schiff. Er hatte eine so tiefe Verachtung gegen das Volk der Italiener, das unter allerhand sophistischen und diplomatischen Ausflüchten es fertig gebracht hatte, nach dreißigjähriger Bundesgenossenschaft den Freunden in der Stunde schwerster Not in den Rücken zu fallen und sie vernichten zu helfen, daß er italienisches Land nicht mehr betreten wollte...

Hellmuth und Fritz kamen am Abend zurück aufs Schiff. Fritz hatte für hundert Schweizer Franken eine Busennadel gekauft (eine echte Perle in echter Goldfassung), die nicht drei Franken wert war. Er heulte, als er von dem Betrug hörte; denn er hatte im ganzen nur zwölfhundert Franken eigenes Geld.

Hellmuth sah Richard mit seinem sarkastischen Lächeln an und sagte:

„Du mochtest nicht mit an Land. Was bist du für ein guter Deutscher!"

Ob dieser Äußerung wollte ihm Richard gram sein; aber in stiller Nachtstunde bedachte er:
„Warum ging ich nicht mit an Land? Warum zürne ich den Italienern? Taten sie nicht recht, sich gegen die rohen Barbaren in Germania zu erheben? Was habe ich mit den Leuten dort oben in Nebel, Winternacht und Radau noch gemein?“
Gondeln umschwirrten das Schiff. Buntfarbig gekleidete Männer und Mädchen sangen werbende, weiche Lieder zu Mandolinen- und Geigenklang. In molligste Wollstoffe gekleidete Engländer und Amerikaner warfen silberne Geldstücke als Almosen in die Gondeln ihrer singenden und bettelnden Bundes- und Siegesgenossen.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Wunderstraße von Messina lag hinter ihnen. Fritzchen hatte alte Kenntnisse ausgepackt, gezeigt, daß er etwas von Scylla und Charybdis wußte, doch er hatte nur den Granitfelsen von Scylla gesehen, der über dem Nestchen gleichen Namens aufragt, den gefährlichen Strudel Charybdis zu seinem Glück aber nicht kennen gelernt. Orangen- und Zitronengärten, ja ganze Wälder voll der glühenden, goldenen Früchte, Olivenhaine und Myrtenbüsche, Blumen und Rosen mitten im Winter. Wie schön lag die Stadt Reggio an der kalabrischen Küste.
„Hier möchte ich wohnen!“ sagte Fritz mit einem sentimentalen Seufzer.
„Ja,“ meinte Hellmuth Sperber, „aber kaufen Sie sich dann eine gut wattierte Mütze! Für den Fall nämlich, daß Ihnen bei einem der hier ortsüblichen Erdbeben eine

Zimmerdecke aufs edle Haupt herabregnete. Es brummt hier beständig unter der Erde."
Später, als sie schon auf Kreta zufuhren, kam Fritz aufgeregt an und meldete:
„Es sind noch welche da!"
„Was — welche?"
„Deutsche! Ein Vater und eine Tochter. Erst in Neapel an Bord gekommen. Er scheint so'n verdächtiger oller Gymnasiallehrer zu sein; aber sie — sie — o, sie!"
Fritz Seidelman schloß die Augen und strich sich den Magen, als ob er einen besonders guten Likör getrunken hätte.
Am nächsten Tage, als das Schiff in Sicht von Kreta fuhr, trat ein alter Herr so unvermutet an die drei heran, daß Fritz sein „Da ist er!" nur noch so flüstern konnte, daß der alte Herr es hörte.
Der wies mit der Hand nach einem hohen Berg hinüber und sagte: „Das ist der Berg Ida, der aus der Geschichte."
Sie wußten nicht, was es mit dem Berge Ida, der riesenhaft vor ihnen aufragte, für Bewandtnis habe. Der alte Herr sah ihn mit ehrfürchtigem Interesse an; seine Seele ging wohl weit zurück in alte Tage. Nach einer Weile sagte er:
„Ich habe gehört, Sie sind Deutsche. Ich stamme auch aus Deutschland."
Es fiel Weiringen auf, daß der Alte nicht sagte: „Ich bin ein Deutscher!" sondern, daß er nur sagte: „Ich stamme auch aus Deutschland."
„Wir stammen ebenfalls aus Deutschland," sagte Richard. Dann stellten sie sich vor.
Der alte Herr war ein Professor Calerius.

Calerius ging mit Richard an Bord entlang.
„Sie haben ja drüben in Deutschland in den letzten Jahren schlimme Dinge erlebt. Krieg haben Sie gehabt. Ein Glück, daß ich nicht zu Hause war!“
„Waren Sie gar nicht in Deutschland während des Krieges?“
„Nein, ich war in Indien. In Bombay oder Delhi hätte man mich wohl interniert; aber ich war in Abgeschiedenheit bei einem Raja, der sich aus den Engländern nichts macht und mich nicht herausgab. Das einzig Schlimme war, daß mir die Bibliotheken versperrt waren und die Korrespondenz. Aber dafür habe ich die Dialekte der Urdusprache studiert. Es ist ungeheuer, was da für semitische Einsprengungen sind, arabische und direkt hebräische. Wissen Sie das?“
„Nein,“ sagte Richard, der nicht einmal wußte, was die Urdusprache ist.
„Wenn ich jetzt wieder freizügig bin, will ich den kolarischen Sprachinseln nachgehen. Es ist interessant, was eine solche Sündflut, wie es die arische Einwanderung in Indien ist, alles nicht hat vernichten können.“
Richard von Weiringen sagte das Einzige, was er zu solchen Auseinandersetzungen zu sagen wußte: „Jawohl! Ja!“
„Ich will zunächst zu meinem Raja zurück. Aber dann muß ich weiter nach Osten. Für die Sprache der Kurku und der Dschuangs hat ja die Forschung schon mancherlei getan, aber die Hauptinseln der kolarischen Sprache sind bekanntlich doch in Hinterindien. Das ganze Gebiet ist dunkel.“
Jetzt brachte Richard von Weiringen nicht einmal ein

„Ja" heraus; ihm war das „Gebiet" nicht bloß dunkel, es war ihm pechschwarze Nacht. Der alte Herr lächelte. „Ich war jetzt einen Monat oben in Deutschland. Ist es nicht unglaublich, daß es auch heute dort noch Leute gibt, die an die Theorie von Franz Bopp glauben? Was haben doch Jakob und Wilhelm Grimm in deutschen Köpfen für Unheil angerichtet!"

Weiringen hatte keine Ahnung, wovon der Alte sprach. Der setzte jedenfalls Spezialkenntnisse bei ihm voraus, wovon keine Spur vorhanden war.

„Das alles," nahm der Alte wieder das Wort, „ist ja sonnenklar. Ein Kind muß es einsehen. Dazu brauchen wir gar keine ethnologischen und anthropologischen Krücken, das können wir Sprachforscher ganz allein nachweisen. Nein, mein Lieber, Sie verdanken Ihre Sprache nicht dem Sanskrit und Ihre Urväter wohnten nicht im Punjab oder am Oxus. Das können Sie mit Stolz glauben."

Richard glaubte alles; aber stolz war er nicht.

„Umgekehrt," sagte der Alte, „umgekehrt fließt die Welle!"

Jetzt dämmerte es Richard von Weiringen wenigstens, daß der Alte immerfort von dem Zusammenhange sprach, der zwischen dem Sanskrit, der Sprache der Brahminen, und den europäischen Sprachen besteht. Außer dieser Tatsache selbst aber wußte er nichts von der ganzen Geschichte. Es interessierte ihn auch nur der alte Mann an sich, der so ganz in sein wissenschaftliches Gedankenleben eingesponnen war, daß er mit einem Landsmanne, den er eben erst kennen gelernt hatte, kein anderes Gesprächsthema fand als dieses. Nicht einmal vom Kriege hatte er gesprochen. Er hatte sich nur gefreut, daß er „gerade nicht zu Hause"

war, als Deutschland im Kriege lag. Dieser Mann war schon ein Stückchen wandelndes Indien. Er hatte über seinen Büchern und Manuskripten gesessen, als die Welt dröhnte und sich die Völker zerrissen, hatte kaum hingehört, was da los sei, und interessierte sich für seine kolarischen Sprachinseln in Indien weit mehr als für ganz Deutschland mit seinem Kriege und seiner Revolution. Eigentlich, dachte Richard, ist der Mann zu beneiden. Wahrscheinlich hat er in all den fünf Jahren nicht eine einzige deutsche Zeitung gelesen! Wie wenig ist er belogen worden, wie hat er sich keine falschen Anschauungen gebildet, keine falschen Hoffnungen gemacht, und wie wenig ist er darum jetzt verbittert und enttäuscht.

„Kennen Sie überhaupt die Urdusprache?“ fragte nach einer kleinen Pause der Professor.

„Nein! Ich kenne nur europäische Sprachen!“

„Das ist sehr schade! Sie müssen die Hauptsprache des Landes kennen, sonst kommen Sie nicht an die Volksseele heran. Es kommt ja darauf an, wohin Sie wollen.“

„Wir haben keinen festen Plan; doch dachten wir, es würde sich zur Eingewöhnung ins Klima für uns empfehlen, mit dem Norden zu beginnen.“

„Ganz recht. Simla oder so. So sechstausend Fuß hoch. Da ist's auch im April und Mai erträglich. Hei, da fällt mir was ein, jetzt ist Winter — kommen Sie mit zu meinem Raja, der wird Sie gern aufnehmen. Er hat die Deutschen gern, weil sie Feinde der Engländer sind!“

„Ich bin eigentlich nicht hierher gekommen, um sprachliche oder historische Studien zu pflegen,“ wandte Richard ein, „sondern ich wollte lediglich aus Deutschland fort sein.“

„Ach ja, aus Deutschland! In Deutschland wird es auf

die Dauer langweilig, obwohl es da gute Sanskritkenner gibt."

Von den furchtbaren Geschehnissen, die einen Deutschen aus dem Vaterland treiben konnten, ahnte diese harmlose, ganz in seine Studienwelt eingesponnene Seele nichts.

„Selbst meine Tochter hat in den letzten Jahren, da sie von mir getrennt war, das wenige Sanskrit und Urdu, das sie von mir gelernt hatte, nicht vergessen. Das war mir eine große Genugtuung."

„Herr Professor haben eine Tochter?"

„Ich hatte zwei. Die eine ist hier mit auf dem Schiffe, die andere ist entartet."

Weiringen schwieg betroffen. Um den bartlosen Mund des Alten ging ein bitterer Zug. Er beugte sich eine halbe Minute lang über die Bordwand; dann sagte er:

„Diese andere hat den Krieg mitgemacht als Krankenschwester und ist am Typhus gestorben."

„Das nennen Herr Professor Entartung?" fragte Richard, und ohne daß er es wollte, sprang ihm Empörung ins alte deutsche Soldatenherz.

„Alles, was mit Krieg zusammenhängt, ist Entartung. Wer da mitmacht, wer da etwas unterstützt, ist für die Kultur verloren. Wie darf ein Mädchen, das einen Vater hat, jung sterben?"

Calerius sagte es in tiefem Gram.

So vaterlandslos war dieser Greis! Es stieg wie Mißachtung in Richard auf. Dann aber fiel ihm ein, daß er auch vaterlandslos war und jetzt oft tief bedauert hatte, für Deutschland auch nur einen Finger krumm gemacht zu haben, auch nur einen Schritt marschiert zu sein. Daß dieser alte weise Tor die Urdudialekte studierte, war

schließlich eine verdienstvollere Arbeit, als daß er selbst Jahr und Tag vor Verdun und in Flandern gelegen hatte. Was war dabei herausgekommen? Tod, Ruinen, Schande!

„Da kommt meine Tochter!" sagte der Professor aufblickend.

Sie begegneten einer jungen Göttin, etwa einer lachenden Flora. Ein Mädchen von herrlichem Wuchs, über mattroten Wangen ein Paar wunderschöne dunkle Augen, die Stirn von rotbraunen Locken umrahmt. Der in Selbstbeherrschung erzogene adlige Offizier hatte Mühe, seine freudige Überraschung nicht allzu unverhohlen zu zeigen.

„Meine Tochter Maya," stellte Calerius vor; „und da — ah — wie hießen Sie doch?"

„Freiherr von Weiringen," sagte Richard und verneigte sich tief.

„Jawohl, Herr von Weiringen," sagte der Professor, „will nach Indien, um gutes Urdu zu lernen. Ich habe ihn eingeladen, mit zu unserem Raja zu kommen. Ich hoffe, es wird dir recht sein!"

Damit überließ er die beiden sich selbst und wandte sich Hellmuth und Fritz zu, die in weiterer Entfernung gefolgt waren. Er examinierte auch die beiden auf indische Sprachkenntnisse. Hellmuth sagte, er habe mal „aus Spaß" ein Jahr lang Sanskrit getrieben, und hatte es dadurch mit dem Professor von vornherein verdorben. Wer Sanskrit „aus Spaß" betrieb, war ein Tempelschänder, ein Bösewicht. Noch mehr verschüttete es Fritz um den Alten. In seiner leicht zum Prahlen geneigten Art sagte er:

„Oh, ich studiere schon auf der ganzen Reise Hindostani."

„Nach welcher Schule, nach welchem Buch?“ forschte der Professor.

Da mußte Fritz zugeben, daß er sich um wenige Pfennige einen Polyglott-Kunze gekauft habe, und seit der Zeit hielt ihn der Professor für einen Idioten.

Er trennte sich schroff von den beiden und dachte bei sich: Daß solche Esel den Weltkrieg verspielt haben, wundert mich nicht.

Wenn es den beiden später doch wieder gelang, bei dem Professor etwas zu Gnaden zu kommen, so lag das an einer gewissen heuchlerischen Begeisterung für indische Wissenschaft, die sich Hellmuth aus Sarkasmus und praktischem Interesse, Fritz aus pudelnärrischer Liebenswürdigkeit und angeborener Anschmiegsamkeit leistete.

Richard spazierte unterdes mit Maya Calerius. Sie sprachen wohl eine halbe Stunde lang den üblichen konventionellen Unterhaltungskram, dann ließen sie sich nieder.

Sie musterte sein Gesicht, seine Figur und seinen Anzug so ungeniert, wie ihr Vater seine Sprachkenntnisse gemustert hatte. Diese zweite Prüfung fiel offenbar viel günstiger aus als die erste.

„Nun,“ sagte sie, „Herr Oberleutnant sind wohl aus Deutschland geflüchtet? Ich meine natürlich nach dem Kriege.“

Er blickte sie an.

„Woher wissen gnädigstes Fräulein, daß ich Oberleutnant war, und daß ich geflüchtet bin? Es stimmt nämlich beides.“

„Ach,“ sagte sie, „es ist kein Kunststück, das zu wissen. Wer in Deutschland achtundzwanzig Jahre alt ist und

zu den ‚besseren Ständen' gehört, ist Oberleutnant, und daß jetzt einer dort oben nicht mehr bleiben mag, liegt auf der Hand. Es ist grauenhaft in Deutschland. Ich war leider jetzt sechs Jahre gezwungen, dort zu sein. Die beste Zeit meines Lebens habe ich diesem traurigen Lande geopfert."

Was schnitt es ihm denn so tief und weh ins Herz, als dieses Mädchen, das eine Deutsche war, also von ihrem Vaterlande sprach? Weiringens Gesicht wurde herb, und mit harter Stimme sprach er:

„Es war vieles groß, herrlich, königlich in Deutschland. Es war nicht nur das ordentlichste, es war wohl auch das gelehrteste Land der Welt. Es hatte und hat noch eine überragende Kunst. Es war ehrlich und stark, fleißig und unternehmungslustig, es war reich und mächtig. Gnädigstes Fräulein werden verstehen, daß ein Mann nicht immer vor den Ruinen seines vernichteten, ehemals so schönen Vaterhauses stehen mag, wenn er weiß, daß es die eigenen Leute angezündet haben. Er geht in die Fremde."

Sie sah ihn voll an.

„Wer hat es angezündet, dieses schöne Haus — der Herr oder der Diener?"

Vor dieser Frage erschrak er. Früher würde er unbedingt gesagt haben: der Diener; jetzt sagte er beklommen: „Ich weiß es nicht! Vielleicht — vielleicht beide. Sicher aber der Diener! Das habe ich erlebt!"

Sie betrachtete ihn mit ernstem Wohlgefallen. Langsam sagte sie:

„Ich habe dem Kriege auch ein deutsches Opfer gebracht — meine Schwester."

„Ihr Herr Vater sprach davon."
„Ah — hat er es schon erzählt trotz der kurzen Zeit Ihrer Bekanntschaft? Ja, er kommt nicht davon los. Meine Schwester war acht Jahre älter als ich. Ihre Mutter war eine Deutsche. Meine Mutter war die zweite Frau meines Vaters — eine Italienerin. Mein Vater selbst ist Kosmopolit. Können Sie von mir verlangen, daß ich ebenso wie meine ganz deutsche Schwester für Deutschland in den Tod gegangen sein müßte?"
„Nein!" sagte er aufrichtig. „Gewiß nicht!"
„Aber mein Vater denkt an meine Schwester Luise immerfort. Er grollt über ihren Tod. Über den Krieg. Über Deutschland. Er kommt von seiner ersten deutschen Liebe nicht los. Ich wundere mich, daß ich Ihnen all das erzähle. Aber schließlich — Sie kommen aus Deutschland, ich komme aus Deutschland."
„Ich bin für das offene Vertrauen tief dankbar," sagte Richard Weiringen. „Ich selbst bin in einem Zustande innerster Zerrissenheit und tiefstem persönlichen Unglücks — ich habe den Vater und drei Brüder, ich habe die Heimat in diesem Kriege verloren — aus Deutschland geflohen."
Wieder sah sie ihn an. Er gefiel ihr.
„Schließlich sind wir alle Menschen, und unsere Heimat ist die ganze Erde."
„Das zu glauben, bin ich ausgezogen," sagte er...
Port Said lag hinter ihnen; sie waren im Suezkanal. Ganz langsam fuhr das Schiff, in der Stunde kaum über eine deutsche Meile. Fritz Seidelmann imponierte der Kanal nicht, da er nur hundert Meter breit ist; er hatte sich etwas ganz anderes darunter vorgestellt. Sie

kamen durch Seen, durch erweiterte Ausweichestellen. Links und rechts war totes, wüstes Land. Sie sahen das Denkmal von Lesseps, des erfolgreichen Erbauers des Kanals, und ein anderes kleines Denkmal in Suez, das einem armen Schlucker gewidmet war, Waghorn mit Namen, der vor Lesseps sein ganzes Leben der Kanalidee gewidmet hatte und im Elend starb. Dieser Waghorn war in Deutschland geboren.

Auf der Fahrt gab es für Richard einen Zwischenfall. Er lag in einem Stuhl an Bord, als Maya Calerius mit zwei Engländern herankam. Die kleine Gruppe blieb in seiner Nähe stehen, und einer der Engländer erklärte den Angriffsplan der Deutschen und Türken im letzten Weltkriege auf den Kanal. Dieser Mann sprach mit tödlicher Verachtung und Schadenfreude von diesem Suezabenteuer.

„Ein Spaß, ein Spaß! Pommersche Grenadiere, die keinen Nachschub haben, wollen in dieser Wüste, am Krokodilsee und gegenüber dem Hyänenplateau Wilhelm dem Zweiten den Weg nach Indien frei machen. Alexander der Große in zweiter Garnitur! Hat die Weltgeschichte noch einen so gelungenen Scherz aufzuweisen?"

Richard zuckte es in der Faust. Ach, sie dem Frechen ins Gesicht schlagen können, der wahrscheinlich so laut sprach, weil er wußte, daß ein Deutscher ihn hörte. Aber — was ging ihn Deutschland noch an? Vielleicht hatte der Mann recht?

Nun hörte Richard, wie Maya sprach. Auch sie redete laut.

„Es war eine Torheit, wie überall in diesem Kriege Torheiten geschehen sind, weniger Torheiten als miß-

lungene Pläne. Wasserstraßen lassen sich nicht so leicht nehmen. Mit den Dardanellen ist es Ihnen ja ähnlich ergangen."

Der zweite Engländer, der bisher geschwiegen hatte, brach über diese Abfuhr in dröhnendes Lachen aus. Aber Maya hatte noch nicht genug.

„England hat es seinerzeit besser verstanden, den Suezkanal zu nehmen. Der Kanal war von einer Aktiengesellschaft gebaut, durch einen Franzosen. Nun, England kaufte die Aktien auf und hatte den Kanal. England kaufte die Aktien dem Khedive von Ägypten ab und hatte damit Ägypten. Wenn ich das Geld hätte, kaufte ich mir auch Länder und Kanäle. Es ist gar kein Kunststück."

Der also Abgefertigte verneigte sich steif und ging; der andere Engländer lachte noch einmal dröhnend und begleitete Maya höflich weiter.

Richard von Weiringen schloß die Augen.

Er verehrte dieses Mädchen.

Warum? Etwa, weil sie für Deutschland Partei genommen hatte? O nein! Lediglich wohl weil sie ein so reizendes Geschöpf war...

Weiter nach Süden ging es ins Rote Meer. An Bord stritt ein Freigeist mit einem Bibelgläubigen über die Stelle, wo die Israeliten durchs Rote Meer gegangen sein sollten.

„Durch ein seichtes Schilfmeer sind sie gepatscht!" sagte der Freigeist.

Der andere glaubte an das Wunder der Wassermauern.

„Was wollen Sie?" fragte der Freigeist, „das Rote Meer ist dreitausend Meter tief. Droben in der Kanal-

gegend, wo das Wasser in den Schilfseen früher manchmal fast austrocknete, sind sie durchgewatet."
So stritten sie. Solche Gespräche waren Richard gleichgültig. Aber an der Küste, wo einst die Königin von Saba wohnte, die dem schönen König Salomon Gold und Zedernholz schickte, kam er ins Träumen. Und als der Djebel Musa auftauchte, der heilige Sinai, wo Moses aus Gottes Hand die steinernen Tafeln der zehn Gebote empfing, dieses größte, nur auf zwei Seiten geschriebene Gesetzbuch der Welt, das noch heute die Erde beherrscht, da war seine Seele in Erschütterung wie bei einem Gottesdienst, und sein Auge hing an den kahlen, wilden Steinbergen, bis sie verschwanden.
Wo ist Moses? Begraben von Gott an einer Stelle, die niemand kennt. Wo ist Christus, der das Gesetz des Moses übernahm? Bei seinem Vater im Himmel. Und was wurde aus dem Steintafelgesetz, dem Gesetz vom Sinai? Was machten die christlichen Machthaber aus dem fünften Gebot: „Du sollst nicht töten?" Sie erklärten den Krieg, sie rüsteten Armeen aus, es galt als Heldentum, dem „Feinde" die Augen auszubrennen, den Leib aufzuschlitzen, ihm den Schädel einzuschlagen, ihn lebendig zu verschütten. Alle Gelehrten halfen, neue Tötungsmittel zu finden, alle Dichter sangen Schlachtlieder, alle Priester beteten um Sieg für ihre Partei, und der alte Jehova, der Moses die Tafeln hatte zerschlagen sehen, da er die Seinen beim Tanz ums Goldene Kalb fand, sah alles Gesetz abermals zertrümmert. Die ganze Menschheit tanzte ums Goldene Kalb; denn worum der Krieg geführt wurde, waren füglich zwei Dinge: Gold und Macht.

Was hat der alte Jahwe vom Sinai gewollt, als er mit seinem Finger in Moses' Steintafel schrieb: „Du sollst nicht töten!"

Ein leiser Schauer überlief Richard, trotz der furchtbaren Hitze, die herrschte. Er dachte an eine Stelle in einem Briefe, den er an seinen ältesten Bruder aus Rußland geschrieben hatte im Frühjahr 1915:

„Gestern habe ich den ersten Toten gesehen, der durch meine Hand fiel. Ich schoß ihn bei einem Sturmangriff auf zehn Meter Entfernung ins Herz. Als wir kurz nachher das Gelände behauptet hatten, suchte ich den Gefallenen auf. Es war ein bildschöner, junger Bursch, etwa eindreiviertel Meter groß, vielleicht zwanzig Jahre alt. Der Tote hatte ein weißes, kluges Gesicht, war wohl ein Student gewesen. Er lag auf dem Rücken; seine großen, blauen Augen standen offen. Ich drückte sie ihm zu und sagte so etwas wie: Ich hab' nicht anders gekonnt. Ich habe mir gewünscht, daß seine Mutter nicht mehr lebe. C'est la guerre!"

Was hat dieses verbrecherische leichtsinnige ‚C'est la guerre!' im Kriege alles zudecken müssen, hüben wie drüben! Richards Bruder hat den Brief, in dem diese Stelle stand, in der Rocktasche gehabt, als er drei Tage nach dessen Empfang fiel. Der Brief wurde mit den anderen Hinterlassenschaften dem Vater geschickt.

„Ich schoß ihn ins Herz!" stand darin. Der Vater hat sich später selbst ins Herz geschossen. C'est la guerre! — Heißer, heißer Tag. Wie kann ein Mensch hier frieren? Wie kann er immerfort noch nach dem Sinaigipfel ausschauen, der längst verschwunden ist? Nichts zu suchen ist dort für den Reisenden. Räubervolk lauert zwischen seinen

Steinklippen auf romantische oder fromme Pilger. Oben ist ein einsames Kloster.
Aber Moses war einst dort, und Gottes Finger schrieb: „Du sollst nicht töten."

— — — — — — — — — — — — — — —

Das Rote Meer. Ein Kessel der Hölle. Jetzt war Winterzeit, und doch war das Leben vor Hitze kaum erträglich. Im Sommer tat hier kein europäischer Heizer Dienst. Da mußten schwarze Gesellen antreten, denen von Geburt an das Blut eingekocht war. Wüste rechts, Wüste links, wie auch das Schiff steuert. Hafenplätze, die wie Ruinen wirken; an einem Brunnenrand manchmal ein grünes Zweiglein, das sich von dem stechend weißen Sande verstaubt und armselig abhob.
Es war Dezember! Droben in Deutschland wirbelten jetzt die Schneeflocken über grünen Tannenwäldern... Fritz Seidelmann war auf dem gefährlich populären Wege, sich als Schiffsklown auszubilden. Er hatte in seiner Kajüte manchmal auf der Laute gezupft und leise dazu gesungen. Das hatten einige englische und amerikanische Misses entdeckt und sich in liebenswürdigster und ungeniertester Weise an den charmanten Gentleman Fritz Seidelmann mit der Bitte heran gemacht, ihnen doch etwas vorzusingen.
Fritzchen hatte sich die Weiber angesehen, ob sie auch hübsch genug seien, und hatte sich dann gesagt: „Warum nicht?" Er sang nun mit viel Schmelz und gelegentlich ganz falscher Aussprache: ‚Old Kentucky home' und ‚Last rose', seine beiden Paradestücke in Englisch, und erntete stürmischen Beifall damit. Dann gestand er ein,

daß damit sein englisches Repertoire erschöpft sei; er könne nur deutsche Lieder.
Die englischen Damen und ihre Kavaliere versicherten, daß sie für deutsche Volkslieder schwärmten. So sang er nun, indes ihm in der Gluthitze der Schweiß über das dicke Gesicht rann:

„O wie ist es kalt geworden
Und so einsam, still und leer,
Rauhe Winde weh'n von Norden,
Und die Sonne scheint nicht mehr."

Seine Zuhörerinnen, die von dem Text kein Wort verstanden, fanden die Melodie, Fritzchens weichen, lyrischen Tenor und sein Lautenspiel „splendid", zum mindesten aber ‚very nice', und reizten die Eitelkeit des Sängers damit aufs äußerste. Er sang; er sang immerzu, angefangen von seinem deutschen Paradestück „Am stillen Herd in Winterzeit", wozu er sich eine für Wagner ganz blasphemische Lautenbegleitung selbst komponiert hatte, über „Ännchen von Tharau" herab bis „Fuchs, du hast die Gans gestohlen", das er mit wahnwitziger Geschwindigkeit vortrug, und das er da capo geben mußte.
„Was sollen wir denn mit dem Hanswurst anfangen?" sagte Richard zu Hellmuth.
„Laß ihn singen! Der verdirbt die deutsche Sache nicht!"
„Deutsche Sache! Als ob mir's darauf ankäme! Aber er macht uns lächerlich."
‚Nein! Er macht sich beliebt. Das schadet nicht."
So sang Fritz weiter. Aber einmal kam er zu den beiden anderen und sagte:

„Ich glaube, ich muß aufhören zu singen. Es ist da so eine magere englische Ziege, die hinter mir her ist. Ich glaube, das Beest will mich heiraten."
Die beiden lachten.
„Geschieht Ihnen recht. Das ist des Sängers Fluch!"
„Fluch oder nicht Fluch — es wäre vielleicht gar nicht übel, in so ein englisches Großgut hineinzuheiraten; aber das Weib ist so scheußlich, daß ich mich eher in dieser kochenden Badewanne, die das Rote Meer heißt, weil es so schön blau ist, ersäufe, als daß ich ihr zu Willen bin."
Sprach's, schlug sich die Jacke des weißen Anzugs um die Lenden wie Joseph von Ägypten seinen Mantel, ging davon und sang in der nächsten Viertelstunde: „Nichts Schön'res kann sein als ein Wiener Lied..."
Diese alte Schubertweise, die nur auf dem Umweg übers „Dreimäderlhaus" ins deutsche Volk dringen konnte, mußte Fritz zweimal wiederholen.
Ein englisches Fräulein sagte zu ihrer Nachbarin: „Sie haben schöne Lieder. Ich glaube, es sind nicht alle Barbaren!"
Die alte Engländerin aber, die sich in Fritz verliebt hatte, sah ihn mit glühenden Augen an. Auch die Schleifen, die Fritz an der Laute hatte, erregten viel Interesse, insonderheit die eine violette, die er so oft mit der Hand zärtlich überfuhr.
„Es sind Ehrenzeichen," sagte die eine Miß; „es sind wie Fahnen nach erobertem Siege im Sängerkrieg. Er ist ein großer Sänger."
Die Damen kamen neugierig heran und musterten die Bänder. Die Seide erschien ihnen schofel; aber sie wußten, daß Deutschland in schwerer Stoffnot gewesen

war, und schwiegen diskret über den Mangel. Die Inschriften verstanden sie zum Glück nicht. Was hätte es auch im Roten Meere für Eindruck gemacht, zu lesen: „Vom Kegelklub ‚Alle Neune'" — „Skatgesellschaft ‚Grüner Junge'!" — „Schweigen ist Gold. Deine Freunde." — „Mensch, greife Fis! Ein Hellhöriger." — Auf der violetten Schleife stand: „Vergißmeinnicht! M. R."

Fritzchens Sängertum fand ein jähes Ende. Er kam eines Tages verstört zu seinen Reisegefährten und sagte: „Ich bin hin. Ich bin verseucht. O, dieses elende Land. Ich habe die Läusekrankheit!"

Er wand und rieb sich schmerzlich.

Der Schiffsarzt konstatierte „Roten Hund", einen lästigen aber ungefährlichen Hautausschlag, der durch die Hitze erzeugt wird.

Als in Dschidda angelegt wurde, der Hafenstadt von Mekka, und Richard und Hellmuth einen Blick in das fanatische Getriebe der moslemitischen Pilgerstadt taten, war Fritz unsichtbar. Erst vor Mokka tauchte er auf, hörte, daß auf den steilen Bergabhängen über der grauen Stadt der köstlichste Kaffee der Welt wachse, dachte mit Wehmut an den „Körnchen"-Kaffee seiner Mutter Ernestine und kroch in seine heiße Kabine zurück.

— — — — — — — — — — — — — — —

Sie hatten die beste Zeit zur Überfahrt. Ein leiser Nordostmonsun bewegte zwar das Meer, brachte dem starken Schiffe aber keinerlei Unbequemlichkeit. Sie sahen die Zauberkunststückchen der Natur, die sich in jenen Gegenden kundtun: Meeresleuchten, fliegende Fische, phosphoreszierendes Wasser.

Mit Maya war Richard kaum noch zusammengekommen. Sie stand immer im Mittelpunkt lebhafter Bewunderung, schien Gefallen an diesen Huldigungen zu haben und zog offenbar den Verkehr mit etlichen englischen und italienischen Herren und Damen dem Umgange mit ihren Landsleuten vor. Namentlich die Italiener leiteten ein besonderes Vorrecht aus dem Umstande ab, daß Mayas Mutter eine Italienerin gewesen war. Sie erzählte, daß sie eine merkwürdige Erziehung genossen habe; die Mutter und die Dienerin, die sie aus Rom mitgebracht hatte, hätten stets italienisch mit ihr gesprochen; bis zum fünften Jahre, da ihre Mutter starb, hätte sie kaum ein anderes Wort verstanden als Italienisch. Der Vater hätte sich frühzeitig bemüht, ihr allerhand Sanskritwörter, Sätze und Formen beizubringen — alles in Deutschland.

„Echt deutsch!“ dachte Richard mit Ingrimm und ärgerte sich schon wieder einmal über eine deutsche Schwäche, die ihn doch in aller Welt nichts mehr anging...

Einmal stand er allein an Bord; die Nacht war vom Himmel gefallen, nachdem die Sonne kaum ausgelöscht war im Meer. Schwarz lag das Wasser, durch das das Schiff seine tiefe Furche zog. Es sprangen leuchtende Kugeln aus der dunklen Fläche empor, glitzerten in feenhaftem Glanz, wenn eine Welle sie trug, und versanken ins Dunkle.

Da trat Maya an seine Seite.

„Es ist herrlich!“ sagte sie.

Er verbeugte sich schweigend, und beide betrachteten stumm und ergriffen das liebliche Spiel. Wie wenn auf einer Himmelswiese tausend Wunderblumen auf-

schössen, in glühenden Farbenblüten schimmerten und rasch stürben, so war es.
„Das Menschenleben," sagte Richard endlich, „kommt aus dem Dunklen, leuchtet auf und sinkt ins Dunkle zurück."
„Und wiederholt sich doch alle Tage und alle Jahrtausende."
Sie saßen schließlich auf einer Bank und sprachen dies und das. So kamen sie auch auf ihren indischen Namen Maya zu sprechen. Er sagte ihr, daß er wie ein reiner Tor nach dem Rätsellande Indien komme. Er sei zum Berufsoffizier ausgebildet worden, und da hätten ihm alle diese Dinge ferngelegen.
Sie erklärte ihm ihren Namen.
„Maya war die Mutter Buddhas, das heißt die Mutter Siddharta Gotamas; denn Buddha ist kein Name, ist ein geistiger Höhenzustand. Vater hat mir den Namen Maya gegeben."
„Wenn Maya die Mutter Buddhas war, so bedeutet der Name wohl soviel wie Maria? Es liegt wohl da wieder ein religiöser Parallelismus vor?"
„O nein! Maya heißt ‚die Illusion'. Der Name paßt für mich. Ich komme mir wirklich oft wie eine Illusion vor. Befassen Sie sich mit dem indischen Weisen Schankara. Er hält die ganze Welt für Schein, für Einbildung, für so unwesentlich wie Traumbilder sind, die wir auch für wahr halten und die es doch nicht sind."
„Das lehren auch deutsche Philosophen."
„Ja, aber mein Vater sagt: kein Philosoph des Okzidents hat gesagt, was nicht vor ihm in Indien gedacht und gesagt worden ist. Es ist das Land der Denker, das Land der Leute, die nichts tun als meditieren, oft unter

härtester körperlicher Selbstentäußerung. Sie werden da auf Wirrsale stoßen, auf Gedankenabgründe, tiefer als dieses Meer."
„Ich werde mich mit diesen Dingen befassen, schon weil ich nichts anderes zu tun haben werde."
Sie schwiegen ein Weilchen. Dann sagte sie plötzlich:
„Sie müssen Ihr Vaterland unsinnig geliebt haben."
„Warum?" fragte er heiser.
„Weil Sie es jetzt hassen, jetzt im Unglück hassen und fliehen. Nur ganz glühende Liebe kann — denke ich — so ins Gegenteil umschlagen."
„Es ist so!" sagte er leise.
Sie betrachtete ihn, wie er so mit gesenktem Kopfe dasaß, mitleidig, fast zärtlich.
„Darf ich Ihnen einen indischen Vers sagen?"
„Ich bitte darum."
Mit weicher Stimme sagte sie:

„Hast du einer Welt Besitz gewonnen,
Sei nicht in Trauer darüber; es ist nichts.
Ist dir eine Welt von Glück zerronnen,
Sei nicht in Trauer darüber; es ist nichts.
Vergehen müssen Schmerzen so wie Wonnen, —
Geh an der Welt vorüber; es ist nichts!"

„Das ist die Verneinung des Daseins," sagte er.
„Das ist indisch," entgegnete sie. „Das ist der indische Weg zum Frieden. Ja, freilich, eine verwirrende, eine erschreckende Denkweise für den Neuling. Ich — sehen Sie — bin zunächst soweit, die Glücksgüter des Lebens zu nehmen, ohne sie zu achten. Für das Leiden bin ich nicht reif. Ich bin Maya, die Illusion. Ich werde eines

Tages vergehen wie ein ausgeträumter Traum. Meine große Namensschwester starb wenige Tage, nachdem sie auf der Wanderung einem Menschen das Leben gegeben hatte, der durch Jahrtausende der geistige Führer von Milliarden Geschöpfen wurde. Auch ich werde jung sterben."

Er wollte widersprechen; aber sie sagte:

„Ersparen Sie sich die übliche Artigkeit! — Im übrigen: ich bin keine Buddhistin. Dafür liebe ich das Leben doch zu sehr. Es ist freilich eine unglückliche Liebe; ich liebe das Leben und verachte es gleichzeitig. Mein Herz und meine Seele sind immer im Widerstreit. Sie müssen daran denken, daß Professor Calerius mein Erzieher war, und daß ich auch in den fünf Kriegsjahren in seinen Bahnen blieb. In manchem bin ich ganz unwissend; ich kann nicht orthographisch schreiben, kann nicht Klavierspielen, kann nichts Mathematisches, weiß nicht einmal, warum das Meer manchmal so zauberisch leuchtet. Und wenn Sie mir auch sagen, das seien Milliarden kleiner Tierchen, die aufleuchten, so weiß ich damit nichts zu tun. Ach, es ist ja auch gleich — denn es ist nichts!"

In dieser Nacht wandelte Richard ruhelos an Bord hin und her. Die Sterne des Südens glühten über seinem Haupte, das Meer brannte wie goldenes Feuer, Delphine zogen hinter dem Schiff in dem leuchtenden Gewässer. Kaum sah der einsame Mann all' diese Wunder. Er sprach immer wieder zu sich dasselbe:

„Nimm dein armes Herz in die Hand! Die eine große gescheiterte Liebe zum Vaterland schlug ihm eine Todeswunde, nun hüte dich vor der Liebe zu dieser Frau, die dir nie gehören wird, hüte dich vor dieser Illusion!"

Drei Tage später fuhren sie in den Hafen von Bombay ein. Flach lag die Millionenstadt an der Küste.
Sie waren in Indien.

— — — — — — — — — — — — — —

Wenn Richard später an Bombay dachte, hatte er wenig erfreuliche Erinnerungen an die Stadt. Den Namen des teueren Prachthotels, in dem er mit seinen Gefährten gewohnt hatte, hatte er vergessen. Auch die bunten Straßenbilder mit dem Gewirr fremder Gestalten erschreckten ihn mehr, als daß sie ihn fesselten. Vieles war ihm widerlich, kam ihm abstoßend häßlich vor. Er konnte damals keinen Hindu von einem Moslem oder Parsen unterscheiden, und wenn er einen Bettelmönch sah, ekelte er sich wie vor einem schnorrenden Vagabunden. — Drei Dinge blieben aus Bombay in Richards Erinnerung.
Er sah die Türme des Schweigens. Auf einem Hügel, umgeben von europäischen Prunkpalästen, liegen diese Türme, die Begräbnisstätten der Parsen, eines Volksstammes in uralter Zeit aus ihrer iranischen Heimat vertriebener Perser. Sie sind noch heute Feueranbeter, halten fest an der Lehre Zarathustras, beten vor der alles reinigenden Flamme. In die Türme des Schweigens bestatten sie ihre Toten, Männer, Frauen und Kinder, in konzentrischen Kreisen. Wenn ein Leichnam in eine der nach unten gesenkten Mulden gelegt worden ist, fallen durch das offene Dach des Turms Scharen von Aasgeiern über die Leiche her, reißen ihr das Fleisch vom Gebein bis zum letzten Rest, und das Gerippe bleibt liegen, bis ein gewaltiger Regensturz es in eine tiefe Grube schwemmt, zu anderen Gerippen.

In einem Tempel inmitten der Türme brennt das heilige Feuer, bewacht von Priestern.
Hellmuth und Fritz waren erschüttert von dem, was sie erlebten; Richard aber sagte düster:
„Über die Leiche meines Vaters sind auch die Geier hergefallen. Es ist mir nichts Neues."
Nachdenklich fuhren sie heim. Ganz in der Nähe der Türme des Schweigens sahen sie lachend und scherzend und mit viel Lärm vornehme Engländer Tennis spielen. Von den Parsen erfuhren sie später, daß sie meist reiche Leute seien, den Wissenschaften zugewandt und äußerst mildtätig. Sie gleichen den europäischen Juden, denen sie auch im Gesichtsschnitt ähneln, sind ein an Zahl ganz kleiner, aber doch äußerst einflußreicher Teil des indischen Volkes. Sie sind des Glaubens, daß die Fleischreste des toten Menschen weder die Erde noch das Wasser, vor allem aber nicht das heilige Feuer verunreinigen dürfen; deshalb haben sie ihre für europäischen Geschmack grausige Bestattungsart. Sie sind darin ganz im Gegensatz zu den Hindus, die ihre Toten auf hohen Scheiterhaufen verbrennen. Der fürchterliche Geruch der verschmorenden Leichen verpestet die indischen Städte.
Als am Abend das „dinner" mit dem üblichen Toilettezwang vorüber war, kleideten sich die drei wieder in ihre weichen, weißen Wollanzüge und saßen bei der Zigarre auf einem Balkon. Immer noch war die Luft schwül, selbst in der Nacht kühlte sie sich wenig ab. Träge wie Blei lag das Wasser, kein erfrischendes Lüftchen kam von ihm herüber. Dabei gilt Bombay als eine der kühleren Städte Indiens.
Die elektrischen Bahnen rasselten, die Autos tuteten,

das Volk drängte und lärmte auf den Gassen, Ausschreier aller Art schrillten ihre Anpreisungen.
In diesen Lärm hinein sagte Fritz Seidelmann: „Heute ist der 24. Dezember, der Heilige Abend."
Die anderen wußten das ebenso gut wie Fritz, sie hatten nur nicht daran rühren wollen. Sie antworteten auch nicht. Jeder wollte mit seinen Gedanken für sich allein bleiben. Der Kompaß der deutschen Seele zeigte nach der Heimat.
Die drei dachten an alte deutsche Weihnachtsstuben, an lange vergangenes Kinderglück, an liebe ferne Menschen, an deutsche Tannenwälder in silbernem Schneewirbeln, an hell erleuchtete Kirchen und Kapellen, an alte fromme Lieder.
Nach einiger Zeit ließ Richard Sekt kommen; aber es kam keine Stimmung auf.
Da sagte Richard: „Wir wollen noch einen Spaziergang machen. Versehen wir uns mit Kleingeld. Wir werden nach der Native Town, der Eingeborenenstadt gehen."
Der „Boy", den sie als Führer, Dolmetscher und Einkäufer gedungen hatten, geleitete sie. Sie kamen in ein Gewirr enger, entsetzlich schmutziger Straßen. Zerrissene Wäsche hing aus schwarzen Fensterhöhlen, hungrige Hunde lungerten umher, es war ein furchtbarer Gestank. Zwischen Kehricht- und Schmutzhaufen lagen schlummernde Menschen reglos unter freiem Himmel, hingesät wie Leichen auf dem Schlachtfeld der Armut. Der Boy sagte, daß es sich so — wenn die Nacht warm sei — immer noch viel besser schlafe als in den Wohnräumen, wo sich oft ein Dutzend Menschen in einem finsteren Loch von wenigen Quadratmetern zusammenquetsche. Wenn

die Regenzeit sei, müßten alle in dieses Loch unterkriechen, Männer, Weiber, Kinder und die Ziege. Schlimm sei es, wenn dann eines die Cholera oder die Beulenpest bekäme. Die beiden Krankheiten sterben in Bombay nie aus.

Die drei Europäer quälten Ekel und Mitleid ob dieser Bilder. Arme Spinner, Weber und Fischer waren es, die hier hausten. Ihr ganzes Monatseinkommen betrug etwa acht Rupien, das sind zwanzig Frank. Die Nahrungsmittel waren billig, aber was blieb für Wohnung und Kleidung? Ein düsteres Pestloch, ein paar elende Lumpen, für die Kinder meist nur die Haut als „Himmelsbekleidung".

Drüben in Malabar-Hill standen die Paläste der Reichen, da herrschten Luxus und Verschwendung. Der Schoßhund einer englischen Lady kostete mehr Geld für seinen Unterhalt, als eine ganze Familie in Native Town zu verleben hatte; ein Spieler in Malabar-Hill setzte auf eine Karte so viel, wie zehn Hindufamilien im ganzen Jahre verdienten.

Die drei streuten ihr Kleingeld aus und befreiten sich mit großer Mühe aus immer sich neu bildenden Kreisen von Bettlern. Sie fuhren eiligst nach dem Hotel und nahmen ein Bad.

Als sie sich wieder zusammenfanden, sagte Richard:

„Das war also ein Weihnachtsabend in Indien."

„Furchtbar ist es!"

„Zwanzig Frank Monatsverdienst, fünf Frank davon als Miete für ein Pestloch. Und da murren die deutschen Arbeiter, machen Krawall und streiken, wo sie soviel am Tag verdienen wie hier die Leute im Monat."

„Andere Verhältnisse," sagte Hellmuth. „Hier kostet der Zentner Reis fünf Mark. Und, lieber Freund, so furchtbar diese Bilder sind, die wir vom Wohnungselend in Bombay sahen, auch in Deutschland haben die Arbeiter oft menschenunwürdig gewohnt, zumal die landwirtschaftlichen Arbeiter haben in stallähnlichen Löchern, wenn nicht gar in Ställen selbst geschlafen. Und auch da stand das Schloß neben dem schmierigen Gesindehaus; auch in Deutschland quetschen sich oft große Familien in einem engen, ungesunden Raume zusammen. Als die Grippe herrschte, haben oft drei Proletarierkinder in einem Bett gelegen: das eine schon tot, das andere krank, das dritte noch gesund. Alle diese Zustände schreien zum Himmel hier wie dort."

„Die indischen Arbeiter streiken und revoltieren nicht."

„Nein, sie sind nicht organisiert, ihre Religion macht sie indolent ..."

„Und," ergänzte Richard, „sie haben eine zielbewußte feste Regierung."

Fritz Seidelmann hörte diesen Ausführungen mit trübem Gesicht zu. Er hatte das Heimweh. Am anderen Morgen schlich er sich nach der Kathedrale, kam eben zu einem frühen Hochamt zurecht und — war auf einige Stunden zu Hause. Denn die Feier in diesem fernen Dom vollzog sich Wort für Wort, Handlung für Handlung genau wie in der alten Dorfkirche zu Hause.

Dann ging er gestärkt nach Hause und schrieb an seine Mutter Ernestine einen langen Brief. Er schrieb eigentlich nicht viel von seinem Ergehen und Erleben. Der Brief erschöpfte sich in tausend Fragen nach heimischen Dingen. Nur das Eine vergaß Fritz nicht hinzuzufügen,

daß zwischen ihm und seinen beiden vornehmen Reisegefährten kein Unterschied gemacht werde. Er werde ebenso von den Eingeborenen „Sahib" genannt, d. h. „gnädiger Herr", wie die beiden anderen.
Einen Tag nach Neujahr reisten sie von Bombay ab. Als sie auf dem Bahnhof Viktoria Terminus, der ein Palast mit Kuppeln, Türmen und herrlicher Fassade ist, schon im Abteil saßen, verfolgte sie noch der durchdringende Geruch verbrennender Pestleichen. Sie waren froh, als sie Bombay, die „Königin des Arabischen Meeres", hinter sich hatten.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Sie fuhren auf der Hochebene des Dekhan, zu der der Zug in gewaltigen Kehren und durch viele Tunnel emporgestiegen war.
Fritz Seidelmann ärgerte den Professor dadurch, daß er bei der Einfahrt in jeden Tunnel das Fenster schloß und nach der Ausfahrt wieder öffnete. Da sich dieses Manöver ständig wiederholte, wurde der Alte nervös.
Warum hatte er diesen Burschen, diesen Seidelmann, überhaupt mitgenommen? Nun ja, weil er zu den anderen gehörte. Und warum hatte er die anderen mitgenommen? Weil sie Deutsche waren. Calerius wußte, daß er seinem Raja mit diesen Gästen eine Freude bereiten würde, und hatte das durch einen Telegrammwechsel in Bombay bereits bestätigt erhalten.
Nun sollte es also in tage- und nächtelanger Fahrt ohne Unterbrechung vorwärts gehen, bis der ferne Fürstenhof erreicht war, wo er seine geliebten Bücher und Manuskripte wiederfinden würde, die er dort zurückgelassen hatte.

„Warum setzen Sie sich nicht endlich still nieder? Warum zappeln Sie denn immerfort im Wagen herum?“ fuhr der Professor endlich Fritz Seidelmann an.
Fritz, der von seiner Gymnasialzeit her einen unüberwindlichen Drang in sich verspürte, alles, was Professor heißt, zu vergrämen und zu ärgern, sagte:
„Herr Professor, diese englischen Wagensitze sind etwa ein Meter breit, mein Oberschenkel aber mit allem, was drum und dran ist, einschließlich der Kniekehle, ist nur zweiundvierzig Zentimeter lang. Das vereinigt sich nicht. Ich muß entweder vorn an der Kante hocken und kann mich nicht anlehnen, oder wenn ich mich anlehne, kommen meine ganzen Beine auf die Sitzfläche, und das sieht nicht gut aus.“
Der Professor stöhnte. Auch er kannte die Unbequemlichkeiten einer indischen Bahnfahrt zur Genüge. Der Zug ratterte, schlingerte, stieß, warf die Reisenden hin und her. Fritz Seidelmann aber war fröhlich und gestikulierte zum Fenster hinaus. Einmal breitete er die Arme aus und warf eine Menge Kußhände. Ein wieherndes Gelächter schallte von draußen, das Rollen des Zuges übertönend.
„Lassen Sie doch die Leute in Ruhe!“ knurrte der Professor.
Fritz schüttelte sich vor Vergnügen.
„Also da draußen stand in einem Reisfeld eine ganze Kollektion von Megären. Sieben halbnackte Weiber. Das sind ja scheußälige Unflate, diese Negerinnen.“
„Herr Seidelmann,“ korrigierte der Professor, „das sind keine Negerinnen, das sind dunkelhäutige Ureinwohner — Drawida.“

„Danke!“ sagte Fritz. „Indien ist ein merkwürdiges Land. Die Leute sind pechschwarz, aber sie sind keine Neger; es ist die kalte Jahreszeit, aber man schwitzt sich zu Tode; man fährt erster Klasse, aber man muß stehen.“

„So setzen Sie sich doch endlich!“ fauchte der Professor. „Sie machen mich nervös mit dem Herumgeschlenkere.“

Fritz setzte sich. Seine kurzen Beinchen reichten von dem hohen Riesensitze kaum zur Erde, und er war froh, als bald eine Station kam und eine in weiße Gewänder gehüllte, verschleierte Gestalt einstieg, der er in seinem artigsten Englisch seinen Platz anbot. Er titulierte die Gestalt „Lady“, was den Professor veranlaßte, seine Augen hilfesuchend zum Himmel zu erheben.

Der Zug fuhr weiter; Fritz stand neugierig wieder am Fenster, obwohl die Landschaft draußen öde und einförmig war. Plötzlich schrie er zu Tode erschreckt auf. Ein großer Affe war von draußen in das Fenster des langsam fahrenden Zuges gesprungen und hatte Herrn Seidelmann eine ungeheure Ohrfeige versetzt.

Der Überfall geschah so blitzschnell, daß auch alle anderen heftig erschraken. Das Tier saß im Fenster, fletschte die Zähne und äugte nach Seidelmanns wohlfrisiertem Kopfe in der offenbaren Absicht, diesen mächtig zu zerzausen. In der Angst setzte sich der Bedrohte den Hut auf.

Da fing der Zug, der eine Steigung überwunden hatte, plötzlich an, in raschestes Tempo zu fallen. Der Affe erschrak, wandte sich um, wollte wieder zum Fenster hinausspringen, wagte aber den Sprung nicht mehr, fiel nach rückwärts in den Wagen, fing an zu schreien und

dann wie rasend im Abteil herumzuspringen, ins Gepäcknetz, wieder herab, über die Köpfe, die Beine, die zur Abwehr ausgestreckten Hände der Menschen hinweg. Gepäckstücke wirbelten, Nasen bluteten, alles schrie durcheinander; der Affe verunreinigte den Wagen — es war schrecklich!

Da erhob sich die weiße Gestalt, beruhigte das geängstigte Tier und brachte es dazu, sich zu seinen Füßen zu kauern, wo es erbärmlich zitterte und maulte, aber ruhig hocken blieb.

Eine qualvolle halbe Stunde verging, der Zug hielt nicht, sondern donnerte über die Hochebene. Fritz Seidelmann lehnte als bleicher, armer Sünder in einer Ecke und bat mit stummen Blicken um Verzeihung.

Da endlich brach Maya in fröhliches Gelächter aus.

„Herr Seidelmann," sagte sie, „ich vermute, daß Sie nie wieder einem Affen, der auf einem Baume sitzt, an dem Sie langsam vorbeifahren, eine Grimasse schneiden und ihm die Zunge herausstrecken werden. Die Affen lassen sich das nicht gefallen."

Auch Richard und Hellmuth lachten nun über das also aufgeklärte Abenteuer; nur der Professor knurrte zornig in sich hinein, und die weiße Gestalt schaute mit glühend schönen, schwarzen Augen auf das zitternde Tier.

„Ich erbiete mich natürlich," sagte Fritz Seidelmann reuevoll, „auf der nächsten Station das Abteil auf meine Kosten reinigen zu lassen."

„Das ist selbstverständlich," murrte der Professor, „und billig wird's nicht sein. Aber es ist Ihnen recht. Was bleiben Sie denn nicht sitzen?"

„Ich mußte doch der gnädigen Frau Platz ..."

„Es ist gar keine gnädige Frau," fuhr ihn der Alte an; „es ist ein Mann. Sehen Sie denn das nicht?"
„Nein, ich sehe es nicht," stotterte Fritz. „Er oder sie oder es — ich weiß nicht was — trägt doch einen Schleier vor dem Gesicht."
„Weil er ein Jainist ist!" knurrte der Alte.
„Ach so, ein Jainist!" sagte Fritz. Er hatte keine Ahnung, was ein Jainist sei.
Auf der Station erhob sich der Fremde, nahm den Affen fest aber liebevoll auf den Arm und verließ mit einem sanften Friedensgruße den Wagen. Fritz schrie auf englisch zum Fenster hinaus, hier in dem Wagen sei etwas passiert; es möchte mal jemand rasch aufwischen kommen. Irgend wer draußen mußte wohl diese Ansprache verstanden haben, vielleicht hatte sie auch der Jainist verdolmetscht, kurz, es drängte eine Horde schwarzer Kerle in den Wagen, so daß jeder der Reisenden nur zu tun hatte, sein Gepäck zu bewachen.
Als die Säuberung umständlich und mit vielem Geschrei notdürftig geschehen war, standen fünfzig Kerle vor dem Wagen und verlangten je eine Rupie Backschisch. Jeder wollte bei dem großen Werk geholfen oder es wenigstens beaufsichtigt haben. Es entstand ein solcher Tumult, daß Fritz Seidelmann in Todesangst Münzen und kleine Scheine zum Fenster hinauswarf und aufstöhnend auf seinen Platz sank, als der Zug den Bahnhof, auf dem eine wilde Schlacht tobte, verließ.
Eine Stunde lang sprach niemand ein Wort, nur Maya lachte manchmal still in sich hinein. Endlich sagte sie:
„Vater, erkläre doch, was das ist, ein Jainist."
Der Alte wollte nicht; er knurrte verdrossen ablehnend.

Da bot ihm Doktor Sperber eine Zigarre an. Ein solches Opfer machte den Alten immer gesprächig; denn Calerius war trotz seiner großen Wohlhabenheit recht geizig. Er gönnte sich am Tage nur drei billige Zigarren, obwohl er leidenschaftlich gern rauchte.

Immer noch brummig, aber doch halbversöhnt, sagte er: „Der Jainismus ist die frömmste, die gewissenspeinlichste Abart des Brahmaismus. Es wird Ihnen bekannt sein, daß die brahminische sowohl als die buddhistische Religion als erstes und oberstes Gesetz haben: ‚Du darfst keinen Menschen und kein Tier töten oder verwunden!‘ Es hängt das mit der Lehre von der Seelenwanderung zusammen. In jedem Tiere, selbst in einer Mücke, die im Sonnenschein spielt, kann die Seele eines Verstorbenen wohnen. Die Jainisten gehen nun so weit, daß sie ständig ihren Mund verschleiern, damit nicht etwa einmal ein kleines Insekt von ihnen aus Versehen verschluckt werde. Sie seihen das Wasser durch, ehe sie trinken, aus demselben Grunde. Sie zünden niemals ein Licht an, damit ja kein kleiner Schmetterling sich daran verbrenne. Sie würden es als große Sünde halten, von einem fremden Wiesenraine eine Blume zu pflücken. Das sind die Jainisten. Der Indienfahrer Fritz Seidelmann hat unseren jainistischen Priester für eine Dame gehalten und ihn Lady tituliert.“

Fritz schwieg in tiefer Beschämung; der Jainist war ihm noch peinlicher als der Affe.

Calerius fuhr fort:

„Sie haben gesehen, wie liebevoll der Jainist den Affen betreute und wie er ihn aus dem Wagen trug. Der Mann hat des Affen wegen seine Reise unterbrochen. Er fährt

nun mit einem Zuge mit dem Tiere die ganze Strecke zurück bis in die Gegend, wo der Affe in den Wagen sprang."

„Warum?" fragte Maya erstaunt.

„Warum? Weil das Tier sonst sterben müßte. Viele Meilen weit ist es durch Herrn Seidelmanns freundliche Vermittelung von dem Dampfroß aus seiner Heimat entführt worden. Es ist ausgeschlossen, daß es allein zurückfinden könnte. In der Fremde aber würde das Tier nicht leben können. Die Affen der neuen Gegend würden den Fremdling, den Eindringling zerreißen. So fährt der Jainist mit dem versprengten Tiere zurück, und ich bin überzeugt, daß er es auf den Armen heimtragen würde, wenn ihm das Fahrgeld fehlte."

Fritz Seidelmann war tief zerknirscht.

„Hätte ich doch das gewußt," seufzte er; „ich hätte ja dem Priester für sich und den Affen das Bahngeld gegeben, denn für den Affen wird er wahrscheinlich ein Hundebillett lösen müssen."

Maya lachte, bis ihr die Tränen kamen. Ihr Vater sah sie unwillig an. Er dachte an den Jainisten, der seine Reise unterbrach und nun schwere Not haben würde, das ungeberdige, in die Fremde verschlagene Tier nach seiner Heimat zurückzuschaffen.

Lange, lange Fahrt! Öde, trostlose Gegend. Wo ist das schimmernde Märchenland, das Golkonda der Edelsteine, Palmenwälder und mondscheinbeschienenen Paläste, von denen die Europäer träumen, wenn sie das Wort „Indien" hören? Elende Hütten, dürftiges, halbnacktes, dunkles Volk, manchmal eine Plantage, dann wieder

lange leere Steppe, so schüttelte der indische Zug die Reisenden an öden Bildern vorbei.
Auch Richard Weiringen stand einmal am Fenster und schaute trübe und gelangweilt hinaus.
„Die Schätze Indiens scheinen mehr in der Erde als über der Erde zu sein," sagte er.
Calerius schüttelte den Kopf.
„Die Mineralschätze Indiens sind Sage. Das riesige Indien produziert zum Beispiel kaum den fünfundzwanzigsten Teil soviel Kohle wie Deutschland. Sehen Sie mal auf der Station zu, wie die Lokomotive mit Holz geheizt wird. Das Volk hat als Heizmaterial nur gedörrten Kuhdünger."
So war die Fremde? Richard dachte an alte Fahrten am königlichen Rhein entlang, wo ein wonnesames Bild das andere verdrängt, an Fahrten im Taunus oder in Thüringen oder am Fuße des Riesengebirges oder auch nur durch eine kraftstrotzende grüne Ebene mit blühenden Wiesen, herrlichen Feldern und schönen Dörfern mit roten Dächern und weißen Kirchen. Mühsam machte der Flüchtling seine Seele los von solchen Heimatbildern.
Hindudörfer tauchten auf. Selten einmal hob sich ein Steinhaus oder Holzhaus ab; niedere Lehmhütten, mit Bambus oder Palmenblättern gedeckt, zeugten von bitterster Armut.
Langsam verging die Zeit. Da erzählte der Professor das erste Mal eine Geschichte von seinem Raja. Bisher hatte er auf alle Anfragen über den Fürsten und seinen Hofhalt nur gesagt: „Abwarten! Selbst erleben!"
Jetzt erzählte er:
„Der Fürst war zur Tigerjagd bei einem befreundeten

Nachbar. Mitten im Dschungelwalde mußte er übernachten. Er schlief in einer Hütte, die mit Blätterwerk gedeckt war. In der Nacht erwachte er durch einen leisen Schlag auf seine Knie. Eine kleine Schlange, die in den Blättern des Daches auf der Jagd gewesen war, war auf ihn herabgefallen. Es war eine der Giftvipern, deren Biß den Tod binnen zwei Minuten herbeiführt. Die lag nun auf der Bettdecke des Fürsten. Und die Schlange äugte nach dem Menschenkopf. Regte sich dieser Kopf auch nur um Haaresbreite, dann schnellte sie wie ein Pfeil nach dem Hals und vollführte den tödlichen Biß. Der Fürst lag steif und still wie ein Toter, wie ein Bild aus Stein. Seine Augen waren auf die Augen der Schlange, die Augen der Schlange auf die seinen gerichtet. Nicht auf die Seite durfte der Mann schauen, sonst war er verloren. Da regte es sich neben ihm leise. Die Schlange äugte nach der Tür. Der Vorhang, der die Tür abschloß, mußte sich gerührt haben. Irgend etwas drang da ein. Eine Lampe brannte matt. Wer kam vom Eingang her? Vorsichtig, ganz langsam wandte auch der Fürst die halbgeschlossenen Augen nach der Tür. Unter dem Vorhange des Eingangs lag ein Menschenkopf. Zwei dunkle Augen glühten nach dem Bett, zwischen weißen Zähnen blitzte ein langes Messer. — Ein Mörder! — Und da die Schlange! — Das Blut wurde zu Blei. — Das Herz setzte aus. — Nur die Augen brannten. Schwarze Hände tasteten sich in den Raum, Unhörbar wie eine große Raupe schlich sich der Mörder näher. — Jetzt war er am Bett. Er richtete sich sacht auf, ergriff das Messer, hob es empor — — und gurgelte auf! — — An seinem Handgelenke saß die Schlange! — Der Fürst sprang aus dem Bette — schrie

— Leute kamen herbei — die Schlange war fort — der Mörder starb unter grauenhaften Zuckungen binnen zwei Minuten. — Das ist ein Bild aus Indien."

Als Calerius also erzählte, waren alle Mienen in höchster Spannung. Endlich sagte Doktor Sperber:

„Diese Geschichte übertrifft die Phantasie eines europäischen Kinodichters."

„Sie ist buchstäblich wahr," erwiderte Calerius, „ohne jede Ausschmückung und Übertreibung. Sie ist passiert in der Nacht vom 15. zum 16. Mai 1914. Ich war dabei, lag in einem benachbarten Zelte."

„Nette Gegend!" sagte Fritz Seidelmann, und alle Mitreisenden dachten bei sich: Wenn er doch nicht manchmal in ernsten Augenblicken so alberne Bemerkungen machte! Fritzen aber kam das nicht zum Bewußtsein, sondern er sagte:

„Da möchte ich mir erlauben, Ihnen auch mal so ein Stück Indien zu enthüllen. Wir fahren jetzt in diese fremde Welt hinein, und es ist gut, wenn jeder das sagt, was er von dieser fremden Welt schon weiß. Ich war also in Bombay, während die Herren bei den Banken und Konsulaten zu tun hatten und das gnädige Fräulein Einkäufe machte, auf einem Spaziergange ganz allein mittels eines Boys in das sogenannte Pinschrapol geraten. Das Pinschrapol ist ein Lazarett für alte oder kranke Tiere. Es muß wohl von solchen Leuten errichtet sein, wie dieser Darwinistenpriester einer war."

Calerius röchelte.

„Jainistenpriester," hauchte er.

„Jawohl, ja! Jainistenpriester! Aber das tut nichts zur Sache. Das Pinschrapol ist eine wohltätige Anstalt und

doch die meschuggeste Bude, die es auf der Welt gibt. Wenn ich wieder nach Deutschland komme, mache ich so ein Ding auf, reise auf den Vogelwiesen rum und werde ein schwerreicher Mann. Also, Herrschaften, stellen Sie sich vor — ein Lazarett für Tiere. Und was für Tiere! Von alten kranken Pferden und Kühen, von räudigen Pudeln und triefäugigen Katzen, die dort gepflegt werden, will ich nicht reden; denn das sind anständige Tiere. Was soll man aber sagen, wenn sie blinde Mäuse pflegen oder aussätzige Ratten oder tolle Wölfe oder schwindsüchtige Affen oder halbzerquetschte Schlangen oder schon ganz stinkend gewordene Eidechsen?"

„Hören Sie auf!" rief Maya.

„Es kommt gleich lustiger," beruhigte sie Fritz. „In dieses Tierlazarett in Bombay kommen auch Flöhe und Wanzen. Also, die kriegen eine Amme gehalten. Es sind zwar keine jungen Ammen, es sind alte, abscheulich häßliche Weiber. Die müssen sich von den Flöhen und Wanzen gegen Jahresgehalt beißen lassen, müssen sie mit ihrem Blute nähren. Hat der Mensch Worte?"

„Herr Seidelmann," sagte Calerius, „Sie erzählen da von Pinschrapol eine alte Geschichte, die schon der ganzen Welt bekannt ist."

„Verzeihung, Herr Professor," sagte Fritz; „ich glaube, daß ich auch zur ganzen Welt gehöre; aber mir war diese indische Tierlazarettgeschichte nicht bekannt."

„Ihnen ist verschiedenes nicht bekannt," sagte Calerius. Seine Tochter Maya linderte diese Grobheit.

„Wie schade, Herr Seidelmann, daß Sie mich in dieses interessante Lazarett nicht mitgenommen haben."

„Um Himmelswillen nicht," rief Fritzchen; „ich fürchte, da wären sämtliche Flöhe mit Ihnen ausgewandert."
Für diese Keckheit schlug ihn Maya lachend auf die Wange.
Fritz stöhnte auf und sagte:
„Wenn gnädiges Fräulein wieder einmal Lust haben, Hochdero gehorsamen Diener zu mißhandeln, dann bitte nicht auf die Wange, wohin mich ohnehin schon der Affe gekratzt hat."
Selbst der alte Calerius brachte etwas wie ein Lachen zustande, und die Laune wurde heiter, trotz Hitze, Staub und Wagengerattere. Richard Weiringen beneidete den fröhlichen, schnoddrigen Fritz Seidelmann um seiner Beweglichkeit willen aus tiefstem Herzen.
Die Nacht kam. Alle vornehmen englischen Reisenden führten eigenes Bettzeug mit sich und machten es sich auf den unmäßig breiten Sitzen bequem. Die kleine deutsche Truppe mußte die ganze Nacht sitzend in unbehaglicher Stellung verbringen.
Als alle schon halb schliefen, seufzte Fritz Seidelmann auf:
„Ach, wo mag nur jetzt der Affe sein?"
„Selber Affe!" knurrte Calerius.
Fritz nahm das nicht übel.
„Ja, ja!" sagte er schwermütig; „auch so von einem Dampfroß in die Fremde verschleppt. Und wer weiß, ob man wieder heimfindet."
Dann schlief er fest ein und sank schließlich mit dem Kopf auf Calerius' Knie, der ihn ruhig dort liegen ließ.
Am anderen Morgen waren alle müde und fuhren verdrossen in den leeren Tag, durch eine leere Steppe in eine vielleicht, ach, völlig leere Zukunft.

So wenigstens fühlte Richard Weiringen die Lage der Stunde...

Während der Weiterfahrt sagte Maya plötzlich:

„Ich will nach Delhi. Ich will Delhi sehen!"

„Delhi?" verwunderte sich ihr Vater. „Was willst du in Delhi?"

„Es sehen!" sagte die Tochter. „Wir fahren ja an allem Sehenswerten vorbei. Ich will in Delhi den Palast des Großmoguls sehen."

„Palast des Großmoguls, meine Teure? Es ist dir wohl bekannt, daß es keinen Großmogul mehr gibt. Den letzten, der ein achtzigjähriger Greis war, haben die Engländer nach Birma verschleppt und seine Söhne und Erben haben sie kurzerhand erschossen, damit für die Regierung der Königin Viktoria Raum werde."

„Das mag sein," sagte Maya; „aber der alte Zauberpalast steht noch, den will ich sehen!"

Calerius kratzte sich den Kopf.

„Delhi! Weißt du denn etwas von Delhi? Es hält uns auf, und Delhi ist eine teure Stadt. Ich meine auch, wenn man sich eine Stadt ansehen will, muß man doch vorher genau ihre Geschichte studiert haben."

„Das ist nicht notwendig, wenn man, wie zum Beispiel ich, nur einen alten Palast ansehen will, und wenn man eine europäische Jungfer als Gesellschaftsdame engagieren und noch einige Toiletten kaufen möchte."

Calerius erbleichte.

„Eine Jungfer? Was willst du mit einer Jungfer? Beim Raja steht dir ein ganzes Heer von Dienerinnen zur Verfügung."

„Das sind keine Europäerinnen. Ich will eine europäische Gesellschafterin."
Der sparsame Alte stöhnte. Das würde ihn ja ein Heidengeld kosten. Um das schreckliche Kind von seinen verschwenderischen Plänen abzubringen, sagte er:
„Delhi! Sieh mal, Delhi ist ja in der Tat eine hochberühmte alte Stadt, schon im Mahabharata erwähnt. Jawohl, so alt ist sie! Aber nach Delhi geht man nicht, um Modebasare zu besichtigen und europäisches Personal zu engagieren, sondern aus wissenschaftlichen Gründen."
Fritz Seidelmann, der Unglücksmensch, mischte sich hier mit der Frage ein, was das sei, das Mahabharata. Er heuchelte wieder einmal wissenschaftliches Interesse. Calerius, in übelster Laune, guckte ihn über die Brillengläser an.
„Was das Mahabharata ist? Wissen Sie das wirklich nicht?"
„Nein," sagte Seidelmann. „Ich habe nie etwas davon gehört."
„Also, Seidelmann, Sie sind ja von Hause aus Landwirt. Was würden Sie zu einem Menschen sagen, der Sie fragte, was das eigentlich für ein Ding sei: eine Kuh?"
„Den würde ich für einen Schafskopf halten."
„Nun, sehen Sie Seidelmann, was für Sie die Kuh ist, ist für mich das Mahabharata."
Über diesen Ausspruch dachte Seidelmann zwei Minuten lang nach, dann sagte er sich im stillen: „Der hat mich einen Schafskopf genannt!" Daraufhin machte er eine so betroffene Miene, daß er das Mitleid Mayas erweckte.
„Das Mahabharata, Herr Seidelmann," erklärte sie

freundlich, „ist ein großes Nationalepos der Inder, so etwa wie bei uns das Nibelungenlied oder bei den Griechen die Ilias."
Fritzchen erinnerte sich nur höchst dunkel, einmal etwas vom Nibelungenlied und der Ilias gehört zu haben, aber er sagte:
„Ja, ja, jetzt kann ich mir's denken. Es ist ein Gedicht. Kennen es gnädiges Fräulein auswendig?"
Maya lachte vergnügt heraus, und Calerius stand auf und guckte erbost zum Fenster hinaus.
„Das Mahabharata auswendig? O Gott, o Gott! Es umfaßt achtzehn Bände und hat einhundertundzehntausend Doppelzeilen."
„Bitte um Entschuldigung," sagte Fritz kleinlaut.
„Machen Sie sich nichts draus" sagte Doktor Sperber, „ich weiß von dem Mahabharata außer dem Namen auch rein nichts."
„Danke verbindlichst, Herr Doktor!" sagte Seidelmann. Bei sich dachte er: Was ist dieser Doktor für ein anständiger Mensch! Ist Akademiker und stellt sich neben mich, den Untertertianer a. D., und sagt: Ich weiß auch nichts von diesem schrecklichen Gedichte, das achtzehn Bände umfaßt...
Calerius hatte inzwischen am Fenster folgendes erwogen: Zwei Frauen habe ich gehabt und zwei Töchter. Ausgerichtet gegen diese vier weiblichen Personen habe ich nie etwas im Leben. Wenn die Weiber ihren Willen hatten, setzten sie diesen Willen durch. Ich konnte ihnen immer nur mit Logik kommen, und wenn ich mit Logik kam, griff ich ins Leere. Dieses schreckliche Kind, das ich aus Europa herüberholte, weil ich ohne dasselbe vor

Sehnsucht ja schon fast arbeitsunfähig wurde, will in Delhi eine Gesellschafterin engagieren und Toiletten kaufen. Das kann kein Nabob bezahlen. Zum Glück hat sie wissenschaftliche Interessen. Die werde ich benutzen, um sie von ihrer Absicht, mein Geld zu vergeuden, abzubringen.

Er wandte sich um.

„Maya, ja, es ist richtig — nach Delhi müssen wir! Du hast ganz recht. Es ist eine der interessantesten Städte der Erde, ganz anders als die langweilige Engländergründung Kalkutta. Kalkutta ist eine öde Krämerstadt. Aber Delhi! Delhi muß man gesehen haben — das neue jetzige Delhi und die sieben alten Delhi, die toten Delhi lange vergangener Jahrhunderte, die um die neue Stadt herum liegen. — Es ist wohl erlaubt, meine Herren, meiner Tochter etwas über die Geschichte Delhis zu sagen?"

Richard und Hellmuth baten, mit zuhören zu dürfen. Seidelmann sagte nichts. Er hatte ein Haar in den Belehrungen des Professors gefunden.

Der alte Calerius konnte schön erzählen. Wenn er über Indien sprach, kam etwas vom Geist des Mahabharata über ihn, etwas Heldisches, Großes; dann klangen alte Vedenrhythmen in ihm, dann spielte er manchmal traumverloren mit der dunklen Mystik der Upanischads.

Schön war es, wie er sprach von der Einwanderung der Arier nach Indien. Unsere Verwandten, unsere Blutsbrüder sind die Arier, Fleisch von unserem Fleisch, Hirn von unserem Hirn. Die Wiege der Menschheit war nach Calerius' Meinung in Europa. Von da aus drangen die Arier, der königlichste, schönste, weiseste Menschenstamm,

nach Osten. Lange saß der äußerste Ausläufer von ihnen oben im Iran, wo jetzt die Perser sind, dann aber wurde den Ariern dort die Heimat zu klein. Sie stiegen, ein Heldengeschlecht, über die Pässe des Himalaja; kühner als Hannibal oder Napoleon, die die niederen Alpen meisterten, stiegen sie mit Weib und Kind, mit Hund und Kuh über eisige Felder in den ewigen Sommer Indiens. Auf ihre Brüder, die fern im Lande der untergehenden Sonne geblieben waren, in Spanien, in Gallien, am Rhein, an der Donau und an der Wolga, haben sie vergessen, und jene Brüder haben die anderen vergessen, die nun am Indus wohnen.

Das alles geschah in eisgrauer Vorzeit, noch ehe Abraham aus Chaldäa auswanderte ins Land Kanaan.

„Und so lange," sagte Calerius, „währt eigentlich der indische Krieg. Der Krieg, den jetzt Europa erlebt hat, dauerte über vier Jahre, die indischen Kämpfe dauerten über viertausend Jahre. In all dieser Zeit war kaum einmal völliger Friede, in all der Zeit herrschte das Schwert, floß das Blut der Menschen. Nicht ein paar Millionen, wie in Europa, Milliarden Menschen sind in Indien durch den Krieg umgekommen. Und vielfach stand die Stadt Delhi im Mittelpunkt der Kämpfe. Siebenmal ist sie völlig zerstört und immer ist sie wieder aufgebaut worden. Man hat gesagt, der europäische Krieg sei das Grausamste gewesen, was die Weltgeschichte sah. Das ist Torheit. Tugenden und Laster, Grausamkeit und Großmut hatten in alter Zeit ganz andere Ausmaße als heute. Als der Schah Nadir von Persien Delhi eroberte, ließ er die Stadt plündern, alle Schätze zusammenpacken, dann in

wenigen Stunden, vom Morgengrauen bis zum Mittag eines Tages, alle hunderttausend Einwohner niedermetzeln bis auf den letzten Greis, das letzte Kind, und die ganze Stadt verbrennen. Kann sich eine menschliche Phantasie dieses Morden, Bluten, Schreien, Jammern, Sterben, das in einer brennenden Stadt an einem einzigen Vormittag geschah, vorstellen? Gab es im europäischen Krieg einen solchen Vormittag? Von einer Terrasse des Palastes, den du, Maya, sehen willst, hat Nadir Schah dem Schauspiel, das er sich bereiten ließ, zugesehen. Achtzig Jahre war er alt, als er sich dieses Vergnügen gönnte. Es war um die Zeit, da in Preußen Friedrich der Große regierte. Calerius erzählte in großen Umrissen die Geschichte Delhis, die furchtbaren Glaubenskämpfe der brahmanischen Hindus mit den fanatischen Moslems, die bis zur vollständigen Entvölkerung ganzer weiter Erdstriche führten, die Kriege der ewig wechselnden Dynastien, die meist mit der völligen Ausrottung der Besiegten endigten, Mord und Verrat vom Sohn gegen den Vater, vom Bruder gegen den Bruder, vom Feldherrn und Stadthalter gegen den Fürsten. Er erzählte von dem kühnen Räuberkönig Siwadschi, dem Häuptling des Maharattenvolkes, das aus seinen wilden Bergen herniederbrach und den Großherrn von Delhi zur Verzweiflung brachte; er erzählte, daß es dem Mogul endlich gelang, den frechen Räuber zu fangen, der eiserne Tigerkrallen an seinen Fingern trug; er erzählte von dem märchenhaften Glanze im alten Marmorpalast zu Delhi, wo der Pfauenthron stand, das kostbarste Prunkstück der Erde, ganz aus Diamanten und Rubinen hergestellt. Das war die Zeit der Feengärten, der strahlenden Feste, der

lieblichsten Frauen, der fremden Gesandtschaften, der knieenden Sklaven, der tributzahlenden Fürsten, der Tierkämpfe, des güldenen Reichtums, der paradiesischen Lust.
„Und was ist Delhi heute?“ fragte Maya.
„Heute ist Delhi die Hauptstadt des englischen Indiens. Aus dem alten Kaiserpalast des Großmoguls, der die zauberschönsten Marmorhallen, Galerien und Fassaden der Welt noch heute zeigt, haben die Engländer eine Kaserne gemacht. Du wirst, mein Kind, in weite Fernen der Vergangenheit gehen müssen, wenn du in Delhi auf deine Rechnung kommen willst.“
„Du wirst mir alles zeigen und alles erklären, liebes Väterchen,“ sagte Maya. „Und in der Zeit, wo du dich dann mal im Hotel ausruhst, werde ich meine Einkäufe machen und meine Gesellschafterin engagieren.“
Calerius ließ den Kopf sinken. Wozu hatte er nun die ganze Geschichte von Delhi erzählt?

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Morgens sechs Uhr.
Richard von Weiringen erwachte in einem bequemen englischen Bette. Er besann sich. Seit gestern Abend war er im Palaste des Raja. Der letzte Teil der Reise war nicht allzu schnell und bequem vor sich gegangen. Die Residenzstadt des Raja hatte keine Bahnverbindung. An der in Frage kommenden Station der Hauptstrecke hatte ein Haushofmeister des Fürsten mit einer Menge Dienerschaft gewartet, und dann war die Reise auf Land-, Wald- und Gebirgswegen zum Teil auf Pferden, zum Teil auf Kamelen oder Mauleseln weitergegangen. Sie mußten erst das ganze Gebiet eines Nachbarfürsten durchziehen, ehe sie an die Grenze des Rajastaates kamen.

Auf Ochsenwagen wurden das Gepäck und die Schlafzelte befördert. Nirgends wurden die Europäer in einem Hinduhause aufgenommen.

Der Hindu verachtet den Europäer, nicht so sehr, weil ihn dieser seiner politischen Selbständigkeit beraubt hat und die Schätze seines Landes wie den Fleiß seiner Hände ausbeutet, sondern die tiefe Abneigung hat einen religiösen Grund. Dem Hindu ist die Kuh ein hochheiliges Tier. Wie Saraswati, der Indus, der Geber der Fruchtbarkeit ist, und Ganga (Ganges) die Bringerin alles Segens und das heilige Wasser der Sündenvergebung, so ist die Kuh die nährende Mutter alles Volkes. Der Europäer tötet dieses heilige Tier, ißt sein Fleisch und macht sich Schuhe aus der ehrwürdigen Haut, auf der er mit den Füßen herumtritt. Bis ins tiefste Herz schmerzlich und zuwider ist dem Hindu solch gotteslästerliche Handlungsweise. Gerber und Schuster sind ausgestoßene, verachtete Parias, dürfen nicht mit anderen Handwerkern zusammenwohnen, gehören der niedrigsten Kaste an und müssen ihr gottloses Handwerk vor den Mauern der Stadt ausüben. Der wahnwitzige Fanatismus geht so weit, daß asketische Hindubüßer die Exkremente der Kuh verschlingen, um sich zu entsündigen... Fritz Seidelmann sagte einmal in seiner bekannten tiefsinnigen Weise:

„Wenn es eine Seelenwanderung gibt und ich in Indien geboren werde, so möge Brahma es so einrichten, daß ich als Rindvieh auf die Welt komme."

„Das wird dem Brahma gar nicht schwer werden, es so einzurichten!" versetzte Hellmuth Sperber gemütlich.

„O bitte," rief Fritzchen, „Sie wollen damit vielleicht

sanft andeuten, daß ich schon jetzt ein Rindvieh sei. Aber ich nehme Ihnen das nicht übel; denn in diesem Lande ist Rindvieh ein großer Ehrentitel. Ich will aber nicht als Ochse auf die Welt kommen, sondern als Kuh; denn der Ochse ist nur den vierten Teil so heilig wie die Kuh."
Der Hofmeister, den der Raja zum Empfang und Geleit gesandt hatte, war trotz seiner hohen Stellung noch ein junger Mann. Er sprach zur großen Überraschung aller deutsch. Und nun kam zu Calerius' herber Enttäuschung das Geheimnis, das er so sorgsam gehütet hatte, vorzeitig ans Licht: auch der Raja sprach deutsch. Er hatte drei Jahre auf deutschen Hochschulen studiert: in Berlin, München und Wien. In England war der Raja nur ein Jahr. Der jetzige Hofmeister war damals sein Reisebegleiter gewesen.
Fritz Seidelman machte sich an den Hofmeister heran, den er für seinesgleichen hielt, und log ihm vor, von Rindfleischessen sei bei ihnen allen gar keine Rede. Ihnen graute vor Rindfleisch. Alle seien Vegetarier. Seit Delhi hatte Fritzchen wirklich nicht einen Bissen Fleisch zu sehen bekommen. Der Inder lächelte milde, wenn er an den Appetit dachte, mit dem die Reisenden nach ihrer Ankunft im Palast das ganze europäisch zubereitete „dinner" verspeisen würden.
Abends, bei der Rast, wurden die Zelte aufgebaut, meist außerhalb der Ortschaften. Hindus hielten mit geladenen Gewehren Wache gegen Überfälle von Räubern oder Bestien. Seidelmann schlief schlecht. Er lauerte immer, ob nicht in der Nähe ein Tiger aufbrüllen werde; auch hatte es für ihn viel Unbehagliches, daß der Lagerplatz sorgfältig nach Schlangen abgesucht werden mußte. Wie

— wenn nun solch ein Satansvieh, eine Kobra, sich nächtlicherweise, wie jene Viper in Calerius' gruseliger Geschichte, ins Zelt schlich, um an seinem Blute zu saugen, wie in dem Tierspital zu Bombay die Flöhe an den alten Weibern gesaugt hatten? Fritzchen schlief schlecht; er hätte viel darum gegeben, in einem der kleinen, wenig sauberen, aber immerhin festen Hinduhäuser schlafen zu dürfen. Aber niemand lud die Rindfleischfresser ein.
Desto besser gefiel es Maya, die es köstlich fand, mit ihrer in Delhi gefundenen Gesellschaftsdame, Miß Jaon, einer Irin, in dem Zelte zu schlafen, das sie stolz „Zenana" (Frauenabteilung) nannte und das mit Fellen, Teppichen, Decken und Betten besonders wohlig ausgestattet war.
Am spätesten ging stets Weiringen zur Ruhe. Wenn er draußen bei den Wächtern stand, die mit den Gewehren im Arm lautlos auf- und niedergingen oder bewegungslos dastanden, dachte er an die alte Kriegszeit. Da war auch oft die Nacht so still, der Himmel so klar, der Tod so nahe, die Heimat so weit gewesen.
Die Kamele hatten sich hingestreckt zu leichtem Schlummer. Die am Tage so flinken Zugöchslein, die traben konnten wie muntere Pferdchen, lagen behaglich wiederkäuend im hohen Grase. Ein nahes Weizenfeld stand in hohen Ähren. Im Februar würden die Halme fallen. Jetzt im Januar blühte das Getreide. Sanfter Nachtwind trug den goldenen Blütenstaub von Ähre zu Ähre. Drüben ragte der herrliche subtropische Wald auf; im Tale schlief ein Hindudorf. Schakale schlichen heran, von den Wächtern leicht verscheucht.
Die Sterne leuchteten wie Wunderfunken am klaren Himmel.

Es war Friede.
Es standen die Wege der Welt offen. Aber es war kein Ziel.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Nun wachte Weiringen in seinem bequemen Bett im Hause des Raja auf. Das Gemach hatte ganz neumodische europäische Möbel. Es war, wie man das so oft in Indien findet, ein großer Stilmischmasch: an einer Wand ein eleganter Spiegelschrank, gegenüber ein Götterschrein mit einem Götzenbilde, einem Scheusal, das vier Köpfe und wenigstens zwanzig spinnedünne Arme hatte. Der Fußboden war mit modernen Teppichen, Brücken und Läufern belegt; die geschnitzte Holzdecke zeigte in fratzenhaften, zum Teil ganz abszönen Darstellungen den Gott Schiwa und seine Untergötter. Mitten aus dem orgienhaften Götzengewimmel hing ein edel stilisierter Kronleuchter mit elektrischen Glühbirnen herab.
So war Indien, das modern wurde! Richard sagte sich, daß alle diese modischen Möbel wohl der neue Raja angeschafft hatte, der seit 1911 regierte. Sein Vater war ein strenggläubiger Hindu ältester Schule gewesen. Der junge Raja hatte diese Neuerungen eingeführt, die Entfernung des Götzenbildes und der „heiligen" Decke, die den Europäer höchst unheilig anmutete, aus Rücksicht auf das Volk aber doch nicht gewagt. So bespiegelte sich jetzt der Götze mit den vier Köpfen und den zwanzig Armen in dem Wandspiegel und würde hoffentlich mit der Zeit dahinterkommen, daß er ein grauenhafter Geselle war.
Auf einem Tischchen stand eine Kristallflasche von entzückender Arbeit. Sie war in Silber von feinstem Fili-

gran gekleidet; ein kleiner roter Vogel aus Rubinen nippte aus einer smaragdenen Blüte. Daneben stand ein goldener Trinkbecher. So nahm ein Nabob seine Gäste auf.

Am Badezimmer warteten drei Diener. Sie legten die gefalteten Hände an die Stirn und verneigten sich tief. Der eine, der etwas englisch konnte, fragte, ob der Sahib Massage, Pedikure, Salben oder Abreiben mit Essenzen wünsche.

Richard sagte, er wünsche ein Badelaken, ein Stück Seife und eine Bürste, sonst nichts. Damit begab er sich in den Baderaum, wo ein tonnenartiger Behälter die Badewanne ersetzte.

Sie hatten sich verabredet, um acht Uhr alle in einem bestimmten Verandazimmer zum Frühstück zu erscheinen. Alle waren pünktlich da; selbst die beiden Damen erschienen ohne große Verspätung.

Während des Frühstücks tauschten die Reisenden ihre ersten Eindrücke aus.

Fritz Seidelmann sagte:

„Mein Kwabgah ist sehr elegant."

„Was ist das: Kwabgah?"

„Kwabgah heißt Haus der Träume," belehrte Fritzchen, „zu deutsch: Schlafzimmer."

Gott weiß, wo er den Brocken aufgeschnappt hatte.

„Nur," fuhr Fritz fort, „ich habe in meiner Kwabgah ein sehr komisches Heiligenbild; es ist ein Kerl mit einem Elefantenkopf."

„Das ist Ganescha, der Sohn Schiwas," sagte Calerius, „dessen Standbilder fehlen nirgends."

„Dieser Ganes, oder wie er heißt, ist ein greuliches Ge-

lichter," beteuerte Fritz. „Als ich einmal in der Nacht aufwachte, schien der Mond auf den Rüsselmann. Da bin ich des Deibels erschrocken. Aber ich benutze den alten Burschen jetzt als Kleiderständer; ich hänge ihm meinen Überzieher über den Schädel. An einem seiner Stoßzähne baumelt mein Regenschirm."
Calerius verwies ihm erschrocken diese Keckheit in Hinsicht auf die religiösen Gefühle der Hindus und schickte Fritz schleunigst nach seinem Haus der Träume zurück, um die dort angerichtete Gotteslästerung wieder gut zu machen, noch ehe sie bemerkt wurde.
Die Diener trugen das Frühstück auf. Sie waren weiß gekleidet und hatten feierliche Bewegungen.
„Wir brauchen uns in der Unterhaltung nicht stören zu lassen; keiner dieser Leute kann deutsch," sagte Calerius. Er musterte die Diener.
„Spricht einer von euch deutsch?" fragte er in deutscher Sprache.
Sie sahen ihn verständnislos an.
„Wer spricht englisch?" Der eine trat vor.
„Wie lange schon am Hofe?"
„Erst seit kurzem. Ich wurde erst auf der Station engagiert."
Fritz kam zurück und gelobte, sich nie wieder an einem Götterbilde zu vergreifen.
Es kam die Rede darauf, daß der Raja unermeßlich reich sein müsse; denn in den Gemächern aller standen goldene und silberne Gefäße, prachtvolle Schränke mit Elfenbeineinlagen, Stühle mit reicher Vergoldung, Tische, deren Platte oft ein einziger geschliffener Stein war.
„Reich ist der Raja nicht," sagte Calerius, „wenigstens

nicht reich an Geld. Im Gegenteil, diese indischen Rajas, Maharajas, Naisirs und wie sie alle heißen, sind oft in schweren Geldverlegenheiten. Wenn dann die Engländer aushelfen, wissen sie auf ihre Weise sich die Zinsen zu verschaffen. Sie kaufen dem Fürsten irgend eines seiner Rechte ab. Reich sind die Rajas nur an Gold- und Silbergerät, vor allen Dingen an Perlen und edlen Steinen. Märchenwunder sind in den Schatzkammern, und die Rüstsäle strotzen von edelsteingeschmückten Waffen, Rüstungen, Schabracken aller Art. Es hat indische Fürsten gegeben, deren Hauptspaß es war, goldene Kanonen gießen zu lassen. Alle diese Schätze sind in Jahrhunderten angesammelt worden und stammen meist aus Kriegs- und Beutezügen, oft auch sind es Geschenke alter Großherren für geleistete Dienste. Stücke dieses Familienschatzes werden niemals veräußert, auch nicht in Zeiten schwerer Geldnot, und so bleibt der äußere Glanz und die strahlende Herrlichkeit erhalten, ohne die ein indischer Fürst beim niederen Volke seinen Einfluß bald verlieren würde."

„Wir werden Ihnen unsere Dankbarkeit, daß Sie uns mitgenommen haben, nie abtragen können," sagte Richard.

„Es muß schwer gewesen sein, unseren Besuch beim Fürsten durchzusetzen. Wir kommen gleich en masse."

„Es ist gewiß ein Opfer — sogar ein schweres Opfer, das uns der Raja bringt," sagte Calerius ernst. „Sie haben gesehen, daß uns kein niederer Hindu aufnahm. Das Haus, das ein Europäer betritt, wird unrein. Der Europäer ist niederster Kaste, ist Paria, rangiert neben den Ausgestoßenen, den Ehrlosen, den Elenden. Aber

die Fürsten haben mit Rücksicht auf die Engländer andere Saiten aufziehen müssen; denn die Engländer ließen sich die Einschätzung als unreine Parias nicht gefallen. Die Fürsten mußten Ausländer, auch Ausländerinnen empfangen, und das Volk ließ es sich in stummem Zorn gefallen, bei seinen Fürsten solche Gäste zu sehen. Das Volk selbst aber bleibt bei seinem Abscheu; es haßt die englischen Soldaten, diese Beefsteakstiger, und selbst die niederste Kaste stößt einen ihrer Angehörigen, der Soldat wird, für immer aus. Der Soldat ist Paria, das heißt außer aller Kaste, außer aller indischen Gemeinschaft."

„Die Gastfreundschaft des Raja ist groß."

„Er fühlt sich einsam," sagte Calerius; „er sehnt sich nach Menschen, mit denen er über Europa und seine Kultur reden kann, und er hat die Deutschen gern, viel lieber als die Engländer."

Dem neuen Diener fiel eine Tasse vom Tablett. Er bat aufs demütigste um Verzeihung für sein Ungeschick.

Gegen elf Uhr erschien, von dem Hofmeister geleitet, ein Minister, der Futschdar, Hofmarschall und Zeremonienmeister des Raja. Er trug ein langes weißes Kleid, auf dem Haupt einen mit vielen Goldfäden geschmückten Turban und war mit einem Schwert umgürtet, dessen Knauf wertvolle Steine zeigte.

Der Marschall begrüßte die Gäste sehr höflich und lud sie ein, ihn zur Audienz beim Raja zu begleiten. Sie schritten über einen Hof; denn sie waren in Seitenhäusern untergebracht, hinüber nach dem Hauptgebäude. Unterwegs begegnete ihnen eine hohe Gestalt in weißem, talarartigem Gewand. Der Turban und die um Hals und

Schulter geschlungene dreifache Schnur verrieten den Brahmanenpriester.

Der Priester musterte die kleine Truppe mit kalten, geringschätzenden Augen. Maßloser Hochmut lag in seinem Gesichtsausdruck und seiner Haltung. Er wartete auf den Gruß der anderen und erwiderte ihn kaum. Selbst der Minister mußte grüßen; er war von niedrigerer Kaste als der Brahmane, zählte zu den Kjandros, der Kriegerkaste, der übrigens auch der Raja angehörte.

„Der Oberpriester Drona," sagte der Marschall, indem er dem majestätisch dahinschreitenden Brahmanen mit nicht eben freundlichen Augen nachblickte.

Die Residenz des Raja bildete eine Stadt für sich. Sie stellte eine Festung dar mit zahlreichen Wohn- und Wirtschaftsgebäuden, Höfen und Gärten. Auf dem Felsplateau eines Steilkegels gelegen, war sie von einer hohen Mauer mit Wachttürmen und Schießscharten umgeben und von einem starken Fort überragt, das mit modernen Geschützen ausgestattet war. Zu Füßen dieser Festungsanlage breitete sich die Hauptstadt mit ihren etwa fünfzigtausend Bewohnern aus. Von der Stadt führte ein steiler Serpentinenweg nach oben, an den Felsen angelehnt oder in den Felsen eingehauen, durch Tunnels, starke Tore und Zugbrücken uneinnehmbar gemacht.

Das Hauptgebäude des Palastes hatte fünf Stockwerke. Es war in maurisch-indischem Stile gebaut. Die Stockwerke verjüngten sich nach oben. Prachtvolle Marmorornamentik, Säulenreihen, Galerien, Türme, Kuppeln gaben dem Schloß ein phantastisches Aussehen.

Die Gäste traten durch ein Marmortor ein, dessen Wände

in feinster Ziselierung die Muster kostbarster Stickereien an Zartheit übertrafen. Köstliche Kühle umfing sie. Ein Springbrunnen plätscherte zwischen Palmen und blühenden Büschen. Eine breite Treppe führte nach dem oberen Stockwerke. Dort durchschritten sie eine mächtige Halle. Eine vergoldete kassettierte Decke ruhte auf Säulen von weißem Marmor, der Fußboden war spiegelblank. An der einen Längswand stand ein Thron von großer Breite, jetzt mit Decken verhängt; sonst war die Halle leer.

„Hier gibt der Raja Audienzen; hier sind die großen Empfänge, die Versammlungen der Tschakurs und Sardars, das sind die Edlen des Landes. Sie hat der Raja nach seinem Privatgemach befohlen."

So sagte der Hausminister.

Es ging noch durch zahlreiche Gänge und Zimmer. Überall stand Dienerschaft und waren Wachen in malerischen Uniformen, bewaffnet mit langen Lanzen. Einem Unberufenen wäre es unmöglich gewesen, zum Raja vorzudringen.

Der Raja empfing die Europäer in seinem Arbeitszimmer. Fritz Seidelmann und wohl auch Richard und Hellmuth hatten sich auf eine in edelsteinglitzernde Seide gehüllte Gestalt gefaßt gemacht und sahen sich nun einem etwa dreiunddreißigjährigen Manne gegenüber, der einen eleganten, englischen Gesellschaftsanzug trug und sie durch einen Kneifer freundlich anschaute.

Der Minister verbeugte sich in tiefer Ehrfurcht, der Raja schnitt ihm aber die Rede, mit welcher er die Vorstellung bewerkstelligen wollte, ab, ging auf Professor Calerius zu, reichte ihm die Hand und sagte mit großer Herzlichkeit in deutscher Sprache:

„Wie freue ich mich, mein Freund, daß Sie wieder hier sind. Ich habe Sie schmerzlich vermißt."
„Hoheit sind gnädig mit mir, wie immer," sagte der alte Calerius gerührt. „Gestatten Hoheit zuerst, daß ich meinen ehrerbietigen Dank abstatte für die gnädige Erlaubnis, meine Landsleute nach der Residenz mitbringen zu dürfen.
„Aber, lieber Professor, ich freue mich sehr, Besuch aus Deutschland zu bekommen."
Der Hausminister stellte nun die drei Herren vor. Die Aussprache der deutschen Namen verunglückte aber dermaßen, daß Calerius sie wiederholen mußte: Baron von Weiringen, Dr. iur. Sperber, Herr Seidelmann.
Der Minister wurde entlassen und der Besuch zum Sitzen eingeladen.
„Sie sehen," sagte der Raja, „ich habe es etwas gemütlicher einrichten wollen, als bei uns in Indien die Empfänge sonst sind."
Das Arbeitszimmer des Fürsten war reich, aber durchaus modern ausgestattet; eine sitzende Wischnufigur und wunderliche Stickereien an den Wänden waren das einzige, was an Indien erinnerte. Über dem mächtigen Schreibtisch des Fürsten hing eine Radierung vom Heidelberger Schloß und darunter in einem goldenen, mit Edelsteinen geschmückten Rahmen die schlichte Photographie eines lieblichen, offenbar deutschen Mädchens.
Wie von einem Zauber angezogen, richteten sich die Augen der drei Ankömmlinge auf das Bild aus der deutschen Heimat. Der Raja bemerkte es und sagte mit leiser Wehmut in der Stimme, indem er auf die Burg wies:
„Aus der Jugendzeit. Ich habe einmal vier unsagbar

schöne Wochen in Heidelberg verlebt. Sie haben wohl gehört, daß ich in Deutschland studiert habe?"
Die drei verneigten sich.
„Ja, ich war erst ein Jahr in England, das war 1907, dann von 1908 bis Anfang 1911 in Deutschland, und zwar in Berlin, München und Wien. Dann mußte ich nach Hause. Mein Vater, der Raja, trat seine große Wallfahrt an, und ich mußte ihn in der Regierung vertreten. Ich bin schweren Herzens aus Deutschland fortgegangen. Was ist doch Ihre Heimat für ein Paradies!"
Richard Weiringen errötete, als der Raja in so ehrlichem, warmem Tone das alte Vaterland pries.
„Sie wollen wohl hier Studien machen?" wandte sich der Fürst an Richard. „Oder reisen Sie nur zu Ihrem Vergnügen?"
„Hoheit, um die Wahrheit zu sagen: ich bin aus Deutschland geflohen."
„Geflohen?"
„Hoheit haben soeben Deutschland als ein Paradies bezeichnet, und in den Jahren, da Hoheit unsere alte Heimat mit Ihrem Besuch beehrten, hat sie dieses stolze Lob verdient. Aber jetzt ist Deutschland kein Paradies mehr, jetzt ist es eine Hölle."
„Ei! Deutschland ist von schwerem Unglücke betroffen worden. Es hat einen Krieg verloren. Ja, und da mag es wohl jetzt vorübergehend schwer sein in Deutschland."
„Hoheit wollen nicht annehmen, daß ich, nachdem ich vier Jahre für Deutschland im Felde stand, nun mich weigerte, den bittern Kelch, der allen Besiegten gereicht wird, mit leeren zu helfen. Aber es haben in Deutschland Zustände Platz gegriffen, die mir nicht mehr erträg-

lich waren. Wir haben — um mit einem indischen Ausdruck zu reden — in Deutschland jetzt eine Pariaregierung."

„Ah, ich beginne zu verstehen. Sie sind ein Tschakur, ein Baron, und wollen sich unter das Regiment von Leuten niederer Kaste nicht fügen."

„Nein, Hoheit, ich kann es nicht!"

„Und Sie, Herr Doktor Sperber? Sind Sie auch aus demselben Grunde aus Deutschland weggegangen wie der Herr Baron?"

„Ich habe meinen Vetter Weiringen begleiten wollen, Hoheit. Ich wollte nach vier Jahren Krieg mir etwas die Welt ansehen, mal ausspannen, aber nach einem Jahre will ich nach der Heimat zurück."

„Was werden Sie dann dort tun?"

„Arbeiten!" sagte Hellmuth kurz. Der Raja sah ihn mit großem Wohlwollen an. Er wandte sich darauf wieder an Richard.

„Wollen Sie auch einmal nach Deutschland zurück, oder wollen Sie ständig in Indien bleiben?"

„Ich werde nie mehr nach Deutschland zurückgehen," sagte Richard.

„Ich fürchte," meinte der Raja, „daß Ihnen Indien auf die Dauer nicht gefallen wird; es gibt sehr viel in Indien, was vornehme Geister stört, ja anwidert."

„Ich will nur aus Deutschland fort sein," sagte Richard; „wo ich bin, ist mir gleichgültig."

„Sie hassen ja Ihr Vaterland!"

„Ich verachte es!"

Der Raja senkte das Haupt. Dann sagte er milde:

„Der Unglückliche kommt leicht in Verachtung, der Glück-

liche leicht in Respekt! Aber ich glaube, daß ich Sie verstehe, Herr Baron!"
Darauf wandte sich der Fürst an Fritz. Der fühlte sich in so vornehmer Gesellschaft höchst unbehaglich und wünschte sich tausend Meilen weit weg, am liebsten zu seiner Mutter Ernestine.
„Und Sie, Herr Doktor Seidelmann, sind Sie auch Jurist?"
Fritzchen wurde so verlegen, daß er mit dem Kopfe wackelte und mit den Fingern auf seinen Hosenbeinen Klavier spielte.
„Doktor" sagte der Fürst zu ihm. Sollte er ihm nun das vom Sitzenbleiben in Tertia eingestehen oder nicht? Er beschloß in blitzschnellen Gedankengängen, es lieber nicht einzugestehen.
„Majestät!" stammelte er, „ich bin nicht Jurist, ich bin Landwirt!"
„Ach so ‚Agrikultur'" lächelte der Raja; es hat mich mit Hochachtung erfüllt, daß in Deutschland die Landwirtschaft wissenschaftlich betrieben wird. Sie werden sich da über die landwirtschaftlichen Verhältnisse in Indien manchmal sehr wundern, Herr Doktor."
Fritzchen fand rasch seine Fassung wieder.
„Ja, ja," sagte er eifrig; „ich wundere mich z. B., daß Sie hier jetzt schon die Ernte haben — so mitten im Winter; bei uns zu Hause ist die Ernte im August."
Richard und Hellmuth schickten heimliche Stoßseufzer zum Himmel, daß ein gütiger Gott Seidelmanns Redefluß bewachen möchte. Der Raja lächelte. Das ehrliche, offene und so gesund gefütterte Gesicht dieses dicken Deutschen gefiel ihm.

„Ja, Erntezeit!“ sagte er. „Wir haben hier in Indien die heiße Jahreszeit, die währt vom März bis in den Juni. Da wächst in der Ebene nichts; da versengt und verbrennt alles. Dann kommen drei Monate Regen. Nach dem Regen entwickelt sich das üppigste Pflanzenleben. Im Oktober wird gesät, im Februar geerntet.“

„Ja, das ist sehr ulkig, Majestät,“ nahm Fritz zum Schrecken seiner Genossen wieder das Wort; „aber das mit der Einteilung der drei Jahreszeiten, das wußte ich schon. Das hat uns der Herr Professor schon erklärt. Nur über etwas anderes habe ich mich, wenn es erlaubt ist, sehr gewundert.“

„Worüber denn?“ fragte der Raja, offenbar belustigt.

„Ja, Majestät, es ist doch jetzt die sogenannte kalte Jahreszeit. Man schwitzt zwar, mit Respekt zu sagen, wie ein Schwein, aber es gilt als kalt. Und das Gras steht im Januar mannshoch. Solches Gras hätt' ich nicht für möglich gehalten. Aber was sehe ich? Oder vielmehr, was sehe ich nicht? Auf der ganzen Reise von Bombay bis hierher habe ich nicht ein einziges Mal gesehen, daß die Leute auf den Wiesen Heu gemacht hätten. Nicht ein einziges Mal! Das Vieh treibt sich einfach Tag und Nacht auf den Weiden umher, zertrampelt alles und verstreut den Mist. Und nun, zum Donnerwetter, habe ich mir gesagt, wenn die Leute kein Heu machen und es kommt die heiße Zeit, wo kein einziger Stengel mehr unverbrannt ist und nichts wächst, was frißt denn dann das Vieh?“

Der Raja stand erfreut auf.

„Bravo, Herr Doktor! Sie sind erst wenige Wochen in Indien und haben schon einen der brennendsten Schäden

unserer Wirtschaftsführung erkannt. Ja, der Scharfblick und die Intelligenz des Deutschen! Herr Doktor, daran, daß unsere Leute nicht dazu zu bringen sind, Heu zu machen, gehen jährlich Tausende und aber Tausende von Rindern zugrunde, und was nicht verhungert, wird zum Skelett. Wenn die Rinder in langen, dürren Sommern selbst an den ausgetrockneten Flußläufen nichts Grünes mehr finden, nagen sie die Stoppelfelder bis aufs letzte ab, fressen das dürre Laub von den Bäumen, das Stroh von den Dächern. Der Milchertrag ist natürlich gleich Null, das Volk darbt. Doch an solchen uralten Gewohnheiten ist nichts zu ändern. Selbst wenn ich Sie zu meinem Landwirtschaftsminister machte, würden Sie das nicht durchbringen. Aber recht haben Sie!"

Fritzens Gesicht glühte wie eine Rose.

„Majestät," sagte er, „ich beehrte mich bloß sagen zu wollen, daß es dem Rindvieh lieber ist, wenn man es füttert, als wenn man es anbetet!"

Der Raja lachte laut auf. Dann wandte er sich wieder an die Allgemeinheit. Er hoffe, daß er die Herren öfter bei sich sehen werde und werde sie auch drüben zu manchem gemütlichen Plauderstündchen besuchen. Wenn er die ihm liebe deutsche Sprache höre, fühle er sich in die Tage seiner schönen Jugendzeit zurückversetzt. Die Herren sollten unbedingt über Februar bei ihm bleiben, und wenn sie vom März an auch der Hitze ausweichen und lieber ins Hochgebirge gehen wollten, so möchten sie doch in der Regenzeit wiederkommen; dann müßte man ja sowieso stillsitzen.

Sie wurden in höchster Gnade entlassen.

Im Hofe unten sagte Calerius zu Fritz:
„Seidelmann, Sie sind ein Heu — ein Heu — ein Heusachverständiger!“
„Heuochse,“ dachte Fritz bei sich, „hat er sagen wollen. Aber das schadet nichts. Der Raja hat ‚Doktor‘ zu mir gesagt und er hätte mich beinahe zum Landwirtschaftsminister ernannt. Ich bin der einzige, bei dem er von Intelligenz und Scharfblick gesprochen hat. Ich habe überhaupt die ganze Blase herausgerissen.“
Er setzte sich hin und schrieb einen ellenlangen Brief an seine Mutter Ernestine, sagte aber am Schluß, sie solle sich nicht ängstigen, er nähme den indischen Ministerposten nicht an, sondern kehre nach Jahresfrist zu ihr zurück.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Maya war inzwischen von der Fürstin empfangen worden. Sie kam entrüstet zurück.
„O, diese weiße Gans, o, diese Schleiereule!“ rief sie ein um das andere Mal.
„Stopp, stopp!“ rief der Professor; „was ist geschehen?“
Maya erzählte, daß sie unter ungeheurem Zeremoniell, das über die Maßen lächerlich gewesen sei, endlich bis zur Rani, der Fürstin, gelangt sei. Diese sei aufgeputzt gewesen wie ein Pfau, über und über mit Diamanten besät. An den Hand- und Fußgelenken habe sie so viel edelsteinbesetzte Reifen gehabt, daß es geklirrt habe, wenn sie auch nur die geringste Bewegung machte. Auch Daumenringe mit riesigen Steinen habe sie getragen. Sie habe träge und dick auf einem Polster gesessen, den Kopf dicht verschleiert; wahrscheinlich habe sie das nötig.
„Der einzige Satz,“ sagte Maya, „den diese Frau zu mir sprach und den mir eine Dienerin ins Englische übertrug,

war: ‚Der Fürst hat befohlen, daß ich Sie empfange. Ich habe Sie empfangen.‘ Als ich einige ihrem Range und der Situation entsprechende Sätze vorbrachte, ließ sie sich diese gar nicht erst übertragen, sondern bedeutete mir, daß die Audienz zu Ende sei. O, diese Schneegans, o, diese Schleiereule! O, diese entsetzliche Frau!“

Der Professor versuchte, seine Tochter zu beruhigen, ärgerte sich aber selber schwer über die ihr widerfahrene Behandlung.

Schließlich sagte er:

„Der Fürst hat die Rani gezwungen, dich zu empfangen. Manche indischen Fürstinnen würden nie eine Europäerin bei sich zulassen, und wenn es die Königin von England wäre. Wahrscheinlich läßt die Rani jetzt ihre Gemächer ausräuchern, die Stellen, wo du gestanden hast, mit heiligem Gangeswasser abwaschen und die Teppiche, über die du gegangen bist, hinausschaffen.“

„Schamlos! Schamlos!“ schluchzte Maya.

„Liebes Kind, wir sind in Indien. Wenn sich ein Brahmane am Wege sein Mahl bereitet und es kommt ein Mann niederer Kaste oder ein Europäer vorbei, so daß der Schatten dieses Unreinen auf das Mahl fällt, schüttet es der Brahmane weg, auch wenn er noch so hungrig ist. Der Hochmut dieser Menschen ragt höher zum Himmel als die Berge des Himalaja. Die Fürstin ist die Tochter eines Maharaja, eines Großfürsten.“

„Sie ist ein Scheusal!“ rief Maya.

„Sie ist ein unglückliches Geschöpf, wie alle vornehmen indischen Frauen unglückliche Geschöpfe sind. Sie ist eingesperrt ihr Leben lang von Kindheit auf. Kein fremder Blick darf sie treffen. Sie ist abgeschlossen vom Leben,

von allem Frohen, Schönen, Freien dieser Erde. Lebendig begraben ist sie bei ihren Schmuckstücken, bei ihren Dienerinnen. Sie ist an den Fürsten verheiratet worden, ohne ihren Willen, ohne seinen Willen. Die Minister der beiden Häuser haben alles abgemacht, der Fürst hat seine Frau erst nach der Hochzeit zum ersten Male gesehen."

„Es ist Wahnsinn! Es ist Wahnsinn!" rief Maya.

„Ja, aber die dieser Wahnsinn trifft, sind tief zu beklagen. Das Gute für sie allein ist, daß sie nichts anderes kennen, nichts Besseres gewöhnt sind, vielleicht in ihren toten Herzen und trägen Köpfen gar keine Sehnsucht nach etwas anderem haben. Diese Rani hat keine Kinder, ein weiterer Grund für ihre völlige Vereinsamung; ich glaube, der Fürst und die Fürstin stehen sich ganz fremd gegenüber."

„Welch ein Leben!"

„Ja, welch ein Leben! Tröste dich also und verzeihe der Fürstin. Du wirst dich nun nicht mehr über sie zu ärgern brauchen; denn du wirst sie nie mehr wiedersehen. Desto besser — denke ich — wird dir dieser Raja gefallen. In seinen Palasträumen darf er dich nicht empfangen. Keine weibliche Person darf sie betreten, mit Ausnahme von Tempelmädchen, das sind Tänzerinnen. Auch ein besonderes Kapitel brahmanischer Moral. Aber der Fürst wird uns hier besuchen. Früher hat er fast alle Abende bei mir gesessen, bei mir seine Zigarre geraucht, seinen Wein getrunken. Dann wirst du dabei sein. Er ist das ganze Gegenteil von seiner Frau." — — — — — —

Richard von Weiringen ging indessen in einem der äußeren Gärten an der Festungsmauer auf und nieder. Von einem Pavillon sah er hinab nach der Stadt. Er

sah sie nur mit halber Seele. Da unten war eine große Pagode, da waren Tempel, Moscheen, Paläste, Gärten, viele Straßen mit niederen Häusern. Richard sah das kaum; er sah nicht die prangenden Rosen um sich, sah die glitzernde Schlange nicht, die unter grünem Blattwerk hervor nach ihm äugte. Er dachte immer nur an die Rede des Fürsten: „Was ist Ihr Vaterland für ein Paradies" und an das andere Wort: „Der Unglückliche kommt leicht in Verachtung, der Glückliche leicht in Respekt." Tiefe Unruhe war in der Seele des deutschen Flüchtlings.

Unten in der Stadt sang ein Muezzin vom Minarett der Moschee sein eintöniges: „Allahu ekber!" „Gott ist groß!" sang es nach allen Himmelsrichtungen hin und mahnte damit die gläubigen Moslim zum Gebete.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der Raja hatte am Nachmittag die Botschaft gesandt, er werde am Abend im „Europäischen Quartier" erscheinen, hoffe, mit den Herrschaften ein Stündchen plaudern zu können und bei dieser Gelegenheit auf neutralem Boden auch Fräulein Calerius kennen zu lernen.

Die Zusammenkunft fand in einem mit Üppigkeit ausgestatteten Raume statt, der als Rauchzimmer diente. Maya hatte sorgfältig Toilette gemacht, aber keinerlei Schmuck angelegt. Ihre billigen Kettchen, Ringe und Steinsplitterchen wollte sie dem Raja nicht zeigen, dessen Frau wahrscheinlich an der kleinen Zehe oder im Nasenloch mehr Brillantwert trug, als sie selbst im ganzen Leben besitzen würde. Mayas Abneigung gegen die Rani war nicht ohne weiblichen Neid. Eine Frau gönnt einer anderen eher die schöneren Augen als den schöneren Schmuck.

Der Raja erschien in europäischem Abendanzuge und gab sich schlicht, heiter, liebenswürdig. Maya wollte ihm bei der Vorstellung nach Art der Hofknixe eine tiefe Verneigung machen, aber er ergriff ihre Hand und führte sie mit ritterlicher Verneigung an die Lippen.

„Ich sehe," sagte der Raja, als er vor Maya stand, „daß Indien bisher einer der herrlichsten Rosen ermangelt hatte."

Maya errötete und neigte dankend den Kopf. Einige Sekunden später dachte sie: „Die Huldigung war zu deutlich. Er ist ein Orientale!"

Alle nahmen in bequemen Sesseln Platz und bildeten einen Kreis. Der Raja reichte Maya seine goldene Zigarettendose dar und dann allen anderen. Zuletzt schloß er die Dose und legte sie auf den Tisch unter den Kronleuchter.

„Da — sehen Sie die Aufschrift.

„Wilhelm I. R." war eingraviert.

„Ein Geschenk Ihres Kaiserlichen Herrn" sagte der Raja.

„Ich hatte ein einziges Mal das Glück, ihn zu sprechen. Er sprach mit mir nur von Indien, mit einer Sachkenntnis, die mich in Erstaunen setzte. Ich will nicht elegische Gefühle in Ihnen erwecken, aber zur Begrüßung wollte ich Ihnen diese Dose darbieten, die von einem Manne stammt, den ich unter allen Fürsten der Welt am tiefsten verehre."

Da wandten alle Deutschen die Gesichter ab; denn das Wasser sprang ihnen in die Augen.

Der Raja ging nach seinem Stuhle.

„Setzen wir uns!" sagte er freundlich.

Als sie nun alle so stumm und betreten dasaßen, sagte der Raja:

„Wilhelm der Zweite, der Romantiker und Idealist, hätte in Indien Fürst sein müssen. Dann wäre er zur Gottheit erhoben worden."

Dann lenkte er geschickt von der schweren Straße ab.

Er sprach am meisten mit Maya, die neben ihm saß, sprach von Deutschland und schließlich von Rom, der Heimat ihrer Mutter.

„Ich war nur einen Monat in Rom und einen Monat in Florenz, aber gerade der Besuch dieser beiden Städte hat mir die Rückkehr nach Indien schwer gemacht."

Er sah vor sich hin.

„Was finden die Christen, wenn sie ihrer religiösen Sehnsucht nachhängen, für herrliche Symbole! Ich denke an die Pietà im Petersdom, an den Moses von Michel Angelo, an die lieblichen Madonnen von Raffael, Botticelli und Andrea Sarto. Welche Himmelsfernen trennen diese Bildnisse von den Fratzen unserer indischen Götzen."

Die anderen waren betroffen, als der Raja also von seiner Religion sprach.

„Sie mögen es ruhig wissen, wie ich zu diesen Fragen stehe," sagte er; „wissen es doch sogar meine einflußreichsten Feinde, die Brahmanen. Wenn ich könnte, ich würde morgen alle Götterbilder des Landes verbrennen lassen. So muß ich morgen ein Fest mitfeiern, das Fest eines der scheußlichsten aller Götzen — Ganeschas, des Sohnes Schiwas."

Er schwieg und sog an seiner Zigarette.

„Sie werden sich wohl wundern, daß ich so etwas mit-

tue. Sie werden sich morgen den Umzug anschauen und mich dabei sehen. Niemand kann diesem unglücklichen Volke auf einmal helfen. Und wenn Brahma selber auf die Erde käme und predigte: Wahn! Wahn! man würde ihm nicht glauben. Nichts läßt sich ändern in diesem starren Lande, und wenn ich als Raja den Befehl gäbe, daß die Gefangenschaft und Schleierung der Frauen aufhören sollte, so würde ein blutiger Aufstand erfolgen, und wenn ich ihn niederschlagen und meinen Willen durchsetzen wollte, würde in einer Nacht die Mehrzahl der Frauen Selbstmord begehen oder von ihren Männern getötet werden. Machtlos würde selbst Brahma sein mit seiner Predigt wider die Götzen, machtlos ist ein Fürst gegen die tiefen Schäden des Volkslebens."

Eine Pause. Dann sprach der Fürst weiter, und seine Stimme glühte auf:

„Es ist etwas Großes um die Tugend und Treue unserer Frauen. Sie ist nicht bloß erzwungen; sie ist wirklich da. In belagerten Städten, die sich verloren geben mußten, haben in der letzten Nacht, ehe die Feinde eindrangen, alle Frauen und Jungfrauen sich selbst getötet und am nächsten Tage sich alle Männer und Knaben bis auf den letzten geopfert. Tausende von Frauen, deren Männer im Kampfe fielen, sind auf das Schlachtfeld gegangen in feierlicher Prozession und sind dort gestorben. Auf den Scheiterhaufen sind sie lebendigen Leibes den Gatten gefolgt, nicht nur aus Zwang, wie man in Europa meint, sondern zumeist aus dem Drange des Herzens. Noch heute darf keine Witwe in Indien wieder heiraten."

„Ja, was Inbrunst religiöser Empfindung ist," warf Calerius ein, „das weiß man in Indien. Der erlauchte

Vater unseres gütigen Fürsten und Gastfreundes hat in hohem Alter die große Wallfahrt gemacht. Bis in die unwegsamsten Höhen des Eisgebirges ist er gedrungen, dorthin, wohin nur die kühnsten Jäger und die gottesfürchtigsten Pilger den Fuß zu setzen wagen, bis zu der Quelle des Gangastromes. Und dann ist er an dem heiligen Flusse entlang gepilgert, ohne Weg, ohne Steg, im Pilgergewand, ohne Pflege, umlauert von Bestien, bedroht von Schlangen, in der Hitze der Tage, in der Kälte der Nächte, durch die Gebiete räuberischer böser Stämme, in Hunger und Not, hat vor jedem der abertausend Tempel Tag und Nacht gelegen mit seiner Sehnsucht und Buße, ist durch die giftigen Wirrnisse der Dschungeln gewandert, durch die Pestniederungen der Sümpfe, hat mit glühendem, wundem Gaumen sich durch die Hölle des bengalischen Glutsommers geschleppt und ist nach Jahren angekommen an der Mündung des heiligen Stromes. Dort hat er in der heiligen Stadt Puri Wischnu, dem Herrn der Welt, gehuldigt und seine Opfer gebracht und ist dann den ganzen langen, furchtbaren Weg, den er gekommen war, zurückgewandert, um die kleinen Sünden seines schuldlosen Lebens abzubüßen. Wieder Tag um Tag, Monat um Monat, Jahr um Jahr. Wandern, wandern mit von Dornen zerrissenen Füßen, mit müden Gliedern, mit fast erblindeten Augen, im Herzen nur den einen Gedanken: Wischnu Narayana, Krischna, Bhagavant, die Weltseele selbst. Und nach vier Jahren stand der Pilger wieder dort, von da er ausgegangen war, an der Quelle der Ganga. Hoch in der Ewigkeitseinsamkeit der eisumpanzerten Weltriesen neigte er sich vor Bhagavant, dem Einzigen, Ursprünglichen,

Allesumfassenden, in Dank für die Gnade der Wallfahrt, und dann stieg er die Berge hinab, um in der heiligen Stadt Benares zu sterben. Seine Leiche verzehrte das Feuer, seine Gebeine traten im geliebten Gangastrom die letzte Pilgerreise an ins ewige Meer. Das ist indische Religiosität."

Mit der Begeisterung des alten Vedalesers und Upanischadforschers hatte Calerius gesprochen. Der Raja stand auf und umarmte den alten Freund aus dem fernen Beilut (Europa). Dann sprach der Fürst:

„Indien ist noch ein dunkles Land. Aber die Sonne der Erkenntnis wird aufgehen. Möge sie dann die Wunderblume unserer indischen religiösen Inbrunst nicht versengen. Brahma ist Brahma. Ohne ihn, den gütigen Weltgeist, von dem alles kommt, zu dem alles geht, hat nichts Wert und Bestand. Die Götzen aber, denen die Brahmanen mit tausend Spitzfindigkeiten das Volk ausgeliefert haben, müssen weichen; nicht heute, nicht morgen wird das geschehen, viel später. Morgen werden Sie mich beim Umzuge des Ganescha sehen. Nun wissen Sie, warum ich das tue, mit welchen Gefühlen ich es tue."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Das Fest des Ganescha, das Fest seines Erwachens. Der Gott hatte ausgeschlafen. Viele Wochen hatte er in seinem Tempel geruht. Priester hatten seinen Schlaf behütet, Wachen dafür gesorgt, daß in der Nähe des Tempels kein lautes Wort fiel, kein Fuß störend auftrat; unaufhörlich wurde über dem liegenden Holzklotz der Pfauenfächer geschwungen, daß ihm Kühlung werde. Ein besonders geschickter Mann fing mit der Hand die Fliegen im Tempel weg, damit sie den schlummernden

Gott nicht belästigten, und da die Fliege nicht getötet werden darf, wurde jedes einzelne Exemplar mit einem Entschuldigungsmurmeln und einem Segensspruch für die Weiterreise vor die Tür gesetzt. Manchmal wurde der hölzerne Gott auch vom Rücken auf die linke oder rechte Seite gelegt, damit ihm die Glieder nicht starr würden. Ihn aufs neue einzudecken war die Aufgabe ganz bevorzugter Brahmanen. Wochenlang ging dies alberne Puppenspiel, und tief gelehrte Brahmanen widmeten sich ihm mit todernstem Eifer.

Das war Ganescha, der Sohn Schiwas, des dritten Gottes in der indischen Dreieinigkeit: Brahma, Wischnu, Schiwa. Schiwa ist der Zerstörer, der furchtbare Rächer aller Schuld, der Gebieter und Herr über alle heißen und kalten Höllen, der Gatte der entsetzlichen Höllengöttin Kali. Das ist Schiwa, dessen Sinnbilder Obszönitäten sind, Schiwa, der auf Totenschädeln grauenhafte Tänze ausführt, Schiwa, der in ganz Indien gefürchtetste und darum verehrteste Gott. Und Ganescha ist sein elefantenhäuptiger Sohn, der Kinder gibt und Kinder tötet.

Ganescha hatte ausgeschlafen. Die Botschaft wurde überall ausgerufen und mit großem Jubel aufgenommen wie eine freudige Überraschung, obwohl jedermann Tag und Stunde wochenlang vorher bekannt war, wenn der Gott „erwachte". Der Götze wurde gebadet, mit Essenzen eingerieben, gesalbt, neu angestrichen und war dann zur Ausfahrt bereit. Alles ging natürlich mit einem unendlich verwickelten und ganz genau festgelegten großen Zeremoniell vor sich.

Ganescha war der Gott, dem man in früherer Zeit die unerwünschten kleinen Mädchen opferte. Wenn ein Mäd-

chen geboren wurde, schrie die Mutter auf vor Angst und Enttäuschung; den Vater faßte sinnlose Wut, das ganze Haus wehklagte, die Nachbarn bezeigten ihre Teilnahme, und nur die Feinde des Hauses freuten sich. Ein Mädchen ist in Indien noch heute für die Familie Schande, Last, Qual. Ein Mädchen kann man nicht zeigen, ein Mädchen darf nichts lernen, ein Mädchen kostet viel Geld, wenn man es durch Heirat los sein will, und dann ist es auch nichts anderes als die willenlose Sklavin ihres Mannes, die Gefangene ihres Hauses, das Quälopfer ihrer im Hause gebietenden Schwiegermutter. Auf der ganzen Welt gibt es kein unfreieres, gemarterteres Wesen als das indische Weib.

So nimm halt das neugeborene Mädchen, lasse es am Altare Ganeschas in Stücke hauen, der Gott wird dir dafür gnädig sein, und du bist ein Plage los.

Unter der Engländerherrschaft muß es sich Ganescha jetzt ohne Mädchenschlachtopfer wohl sein lassen. Man liebt ihn nicht, man fürchtet ihn in wahnwitziger Angst. Wenn eine Plage ausbricht, Pest, Cholera oder Hungersnot, dann opferte man gern alle kleinen Mädchen, die ja doch nicht als „Kinder" gelten; allein die Angresi verstehen darin keinen Spaß, man muß den Gott, seinen Vater und seine Frau Mutter, die Höllenmadam, auf andere Weise zu versöhnen suchen.

Als Angresi (Engländer) bezeichnete das Volk auch die kleine Gruppe von Europäern an der großen Moschee, die dort Aufstellung genommen hatte, um das Schauspiel der Prozession Ganeschas zu betrachten.

Fast schien einem großen Teil des Volkes diese Europäergruppe interessanter als die Vorbereitungen für den

Festzug. Insonderheit Maya und ihre Gefährtin wurden angestaunt, weil sie als Frauen vornehmen Standes unverschleiert gingen. Die meisten hielten das für äußerst schamlos, auch einige schwarze Madamen, die außer einem Lendenschurz nichts trugen als den Kopfschleier, waren sittlich entrüstet über Mayas unverschleiertes Gesicht. Die armen Schudraweiber und die Weiber der Paria, die auch unverschleiert gehen, sahen die vornehme Dame, die so ging wie sie selbst, freundlich an. Zurufe aller Art, in Dialektarten, die nur Calerius verstand, Gelächter, Gewundere und vor allen Dingen — aufdringliche Bettelei.

Hunderte von braunen, schmutzigen Händen streckten sich den Europäern entgegen.

„Master, Backschisch — Master, Backschisch! Sahib, Backschisch!"

Calerius drohte den Leuten, von denen ihn manche wiedererkannten, gemütlich mit dem Finger, streute Münzen unter sie, was das Signal zu einer Rauferei wurde, und redete ihnen in ihrem Dialekt gut zu, lieber auf das Fest zu achten und fortzugehen. Das nutzte gar nichts. Der Gott Backschisch wollte seine Opfer.

Da kam ein einziger Mann von der Palastwache, pflanzte zehn Schritt vor den umlagerten Europäern seine Lanze in den Boden, rief drei, vier Worte, und der ganze Schwarm zerstob wie ein Haufen Spreu im Winde.

„Sieh da, hier gibt's noch eine Polizei!" sagte Richard zu Hellmuth. „Es sollte nur in Berlin ein Polizist versuchen eine aufgeregte Volksmenge zu verjagen."

Leuchtkugeln stiegen zum Himmel und sanken in blauen, roten und grünen Sternen langsam herab. Ein Schrei

des Entzückens schrillte über die Stadt. Zum ersten Male sahen die Naturkinder ein solches Schauspiel. Neue Leuchtkugeln, neue Schreie. Zum dritten Male blitzten die Wundersterne auf; da begannen die Geschütze auf dem Fort ein betäubendes Getöse. Der Gott verließ sein Haus, seine Ausfahrt begann.

Richard und Hellmuth lächelten sich an.

„Wieder einmal alte gewohnte Töne, Heimatsklänge," sagte Hellmuth und wies mit dem Kopfe nach dem Fort. „Man hat nur das Gefühl, daß die Kerls viel zu kurz oder zu lang halten, weil man nichts einschlagen, keinen Dreck, keine abgerissenen Beine und Köpfe in der Luft wirbeln sieht. Nun, so etwas von Schiwa- und Ganeschaschrecken hat unsereins ja auch erlebt."

Richard schwieg. Er lauschte dem höllischen Konzert mit einem gewissen Behagen.

„Ein einundzwanziger Kaliber ist darunter, stellte er fest; „die meisten sind nur Achter!"

„Wozu der Raja diese Geschütze nur hält? Was will er mit den paar Donnerbüchsen?"

„Es gehört zur Sache. Er hält 1200 Soldaten. Er braucht sie nicht, aber es gehört zur Sache."

Sie hatten einen guten Stand auf der breiten Treppe, die zur Moschee, einem herrlichen maurischen Bau, emporführte. Von diesem erhöhten Standpunkte aus konnte die Hauptstraße gut übersehen werden, und sie waren gesondert von dem fanatischen Hinduvolk.

Nun nahte der Festzug. Er wurde eröffnet durch sieben weißgekleidete junge Brahmanen auf hellrot gefärbten Rossen. Wie Urschas, die Morgenröte, vor dem Sonnengotte herzieht, also zogen sie vor Ganescha her.

Dann kamen, auch hoch zu Roß, zwölf Männer von herrlichem Wuchse, bis auf den Lendenschurz ganz nackt. Jeder trug eine Lanze mit spitzem Stachel in der Hand. Kämpfer waren es von den Spielen aus der Arena, wo sie mit wildgemachten Elefanten sich messen mußten, wo sie selbst mit einander rangen, als Tierbändiger auftraten und sonst der Kurzweil des Volkes dienten.
Darauf kamen gefesselte Tiger. Fauchend vor Wut, zähnefletschend, mordgierig. Jeder von ihnen hatte Menschen zerrissen. Nur ‚man eater', Menschenfresser, wurden in den Tigerkäfigen gehalten. Wölfe, Bären, Hyänen, selbst Schakale folgten. Sie alle mußten mitgehen im Festzuge Ganeschas.
Dann wurden Symbole des Gottes und seines Vaters Schiwa einhergetragen, oft so scheußlicher, schamloser Art, daß es den Europäern eine Qual war, das anzusehen. Längst hatten die beiden Frauen sich zur Seite gewandt.
Hallo! Kavallerie! Eine ganze Kompagnie auf Kamelen. Im weißen Burnus, mit schimmerndem Turban, die lange Flinte über dem Rücken, Glutaugen in dem dunkeln Gesicht, sehen die Reiter aus wie Bilder aus der weiten weißen Wüste. Stolz reiten sie vorüber.
Und nun auf diese herrliche Schar das Bild des Elends. Fakire oder, wie sie bei den Hindus heißen, Yogi, Büßer, Zauberer, Heilige. Da ist einer, der ein schweres Eisengitter trägt, durch das er den Kopf gesteckt hat und das er, ein zeitlebens Gefangener, niemals ablegt. Da ist einer, der sich nie wäscht, dem der Schmutz die Haut verbrannt und eitrig gemacht hat; da kommen sie an, die wandelnden Totengerippe mit den glühenden Augen,

den Körper voll tausend Wunden, gebohrt von den spitzen Nägeln, auf denen sie schlafen oder auf denen sie lang ausgestreckt im Gebete liegen. Haarsträhne hängen ihnen bis zu den Füßen von dem nie geschorenen Haupte; Ungeziefer nagt an ihnen; Beulen und böse Geschwüre bedecken sie. Sie wollen es nicht anders, sie wollen büßen, büßen, büßen ...

Und nun ein Aufschrei der Menge. Mit einem grauen Totenkopfe schreitet einer daher, von dem das Volk weiß, daß er sich lebendig begraben läßt, daß er wochenlang im Grabe liegt und dann lebendig immer wieder daraus hervorgeht. Wie er vorüberschreitet, der so oft Begrabene, immer wieder Erstandene, liegt das Volk auf den Knien und winselt wie junge Hunde.

Ein neuer kommt, der Ketten in die Luft wirft und Stricke. Sie stehen auf Befehl seines Zaubers wie steife Stangen, an denen er hochklettern kann. Ja, er kann ganz frei seinen Körper in die Luft erheben, sich eine Himmelfahrt bereiten.

Heilige sind sie, große Heilige. Sie haben das Leben und seine Güter verachtet, den Leib ertötet, die Seele befreit. Sie sind unter die Götter versetzt.

Jetzt kommen die Blinden. Sie haben so lange in die Sonne gestarrt, bis ihnen das Licht des leiblichen Auges erlosch und das große Schauen des Geistes aufging. In der Glutwüste haben sie gesessen und Feuer um sich entzündet, weil ihnen die Wüste zu kühl war; sie haben in die weißglühende Sonne gestarrt und sind blind geworden.

Nun schauen sie hinauf ins unzugängliche Licht Brahmas, sie erkennen das Wesen aller Dinge, sie wissen, wie die

Welt ward, wenn Brahma das selber weiß. Sie wissen, wie der Urmensch Purusha, der Mann und Weib zugleich war, sich selber teilte und das Menschengeschlecht schuf. Sie kennen alle Glorien und Leiden der Götter, sie wissen den Sinn der heiligen Upanishads, die dem Schudra ewig verschlossen bleiben; ihnen allein und den weisesten Brahmanen ist kund, was über dem Leben, was jenseits des Lebens ist, was vor dem Leben war, sie allein kennen das furchtbare Geheimnis vom eigenen göttlichen Selbst, vom Atman.

Andere Yogis kommen, minder heilige, weniger verehrte: Hungergerippe, Männer, die mit Ketten rasseln, die sie sich haben anschmieden lassen für Lebenszeit; Fakire, die auf Trommeln schlagen, deren Fell über einen hohlen Totenschädel gespannt ist, Selbstpeiniger, die sich Glieder abgeschlagen haben, die sich die Haut durchdolchen und mit Holzflöcken spicken, verwilderte Gestalten, um deren Nacken und Brust sich riesige Schlangen winden.

Das sind Menschen, die auf der Suche nach ewiger Heimat, ewigem Frieden sind und in fanatischem Glauben meinen, daß allein ihr asketischer Weg der richtige sei. Durch Qual, Angst, Hunger, Schmutz, Hitze und Kälte, über Dornen und spitze Nägel wollen sie zu den heiligen Gärten des Friedens gelangen.

Weiter geht der Festzug. Auf das Elend folgt wieder die Pracht. Soldaten in schönen malerischen Uniformen, mit blitzenden Waffen, marschierten daher; bunte, in der Sonne glühende Fahnen wehen in der Luft. Fahnen, wieder Fahnen in den strahlendsten Farben. Ein stolzer Reiter auf weißem Roß trägt, quer über seine Brust ge-

halten, das blanke Schwert des Landesherrn, ein anderer Reiter dessen goldgestickte Pantoffeln.
Wieder Soldaten und dann die Edlen des Landes: die Grafen, Barone, Ritter, die auf ihren Bergschlössern und Burgen selber kleine Fürsten sind. Märchenhafte Pracht. Seidenkleider und Scharlachmäntel, blitzende Agraffen in den bebänderten Turbanen, goldene Steigbügel und silberbeschlagenes Zaum- und Sattelzeug, ein einziges Blitzen, ein einziger betörender Schimmer. Wappen und Fahnen werden vor den Herren hergetragen, Ordenssterne fremder Fürsten, Beutestücke, die ihre Ahnen oder sie selbst in Kämpfen errangen, ausgespannte Häute von Tigern und Panthern, die der Edle selbst erlegte, mit Edelsteinen geschmückte Nachbildungen seiner Burg oder seines Palastes, den er in Benares oder einer anderen heiligen Stadt hat. Den Sohn und Erben, vielleicht ein fünfjähriges Kind, tragen in goldener Tragbare Diener vor dem stolzen Reiter her.
Und dann kommt der Raja. Ganz allein, in weitem Abstande von den anderen reitet er auf einem Elefanten. Das Tier ist über und über bemalt. Es trägt die Kastenabzeichen des Fürsten und allerhand Geheimzeichen. Um seinen Rüssel sind goldene Reifen gespannt, an seinen ungeschlachten Fußgelenken selbst trägt es edelsteinblitzenden Schmuck. Auf dem Kopfe kauert ein schwarzer Zwerg, der das riesige Tier leitet. Auf dem Rücken des Elefanten sitzt auf phantastisch ausgeputztem Tragsessel der Raja. Sein schlanker Körper ist in rieselnde weiße Seide gekleidet. Edelsteine bilden glitzernde Borde an Ärmel und Kleidsaum. Funkelnde Schnüre mit Schimmerquasten umschnüren die Brust, Ordenssterne bedecken sie, ein pur-

purner Mantel, mit leuchtenden Sonnen und Sternen übersät, flutet von den Schultern herab. Den Turban durchziehen Perlenschnüre, die sich wie weiche, schimmernde Wellen um Demantinseln und Rubinenriffe kräuseln. Das schmale, leichtgebräunte Gesicht des Raja ist tiefernst. Traurig schauen die großen schwarzen Augen auf das huldigende Volk am Wege. Mit dem Augenwinken einer Sekunde grüßt der Fürst auch nach der Terrasse der Moschee hinüber, dann ist er verschwunden wie eine leuchtende Fata Morgana aus Morgenland.

Maya war wie in Betäubung. Dieser Fürst, dieser märchenschöne Gott, hatte noch gestern Abend mit ihr geplaudert, hatte ihr ehrerbietig die Hand geküßt. Wundersames Land — wundersames Geschehen — wundersamer Mann...

Unmittelbar hinter dem Fürsten kamen die Minister, auch auf Elefanten, allen voran der Diwan, der Kanzler, ein Greis in weißen Haaren.

Eine Musikkapelle zog vorbei und spielte für Europäerohren schwer erträgliche Weisen. Keine Melodie, kein Rhythmus! Quietschend ineinander übergleitende Viertelstöne, die in schrecklichen Dissonanzen sich mischten, verursachten sinnloses Getöse, quirlten formlosen Schallbrei.

Dann wieder Ritter und Soldaten mit Fahnen, Geschützen.

Und dann die Tempelmädchen. Unverschleiert, mit wiegenden, werbenden Gebärden kamen sie daher. Lose Seidenkleider, Schmuck am Hals, an den Ohren, an den Handgelenken und um die Knöchel der nackten Füße, Ringe an den Zehen, so sangen sie zu graziösen Be-

wegungen ein einförmiges Lied. Sie sind die Lustmädchen Indiens, als Kinder schon zu schmachvollem Leben verkauft an Brahmanen und Tempel. Jetzt tanzten sie daher, fern von Vater und Mutter, von denen sie nichts wußten, fern von Keuschheit und Tugend, von denen sie nichts ahnten. Fast alle waren sehr schön, manche kaum zehn Jahre alt.

Den Europäern, die solches zum ersten Male sahen, kroch ein kaltes Grauen ins Herz, als sie die geschändeten, unwissenden Kinder vorbeitanzen sahen.

Nun kam ein Zug weißgekleideter Brahmanen; als letzter unter einem goldstarrenden Tragbaldachin, Drona, der Oberpriester, in königlich stolzer Haltung.

Und dann kam Ganescha, der Gott.

Auf einem Wagen, auf den alle Farbenkübel der Welt ausgegossen schienen, saß ein hölzernes Ungetüm. Es sollte einen auf gekreuzten Beinen hockenden Mann darstellen, der einen Elefantenkopf hatte. Der Rüssel war gekrümmt, der „Gott" spielte mit seiner linken Hand an der schweinsmäßigen Saugscheibe. Das ganze war ein Gebilde ordinärster Roheit. Wackelnd saß der elende Holzklotz auf seinem goldenen Thron.

Das Volk stürzte zu Boden mit dem Gesicht in den fußhohen Staub. Es schrie wie die Adler, es bellte wie gierige Hunde, es heulte wie Schakale, es bettelte wie hungrige Kinder, es ächzte wie betende Büßer, es johlte wie geile Hetären, es wand sich, krümmte sich, sprang auf, stürzte nieder, wollte die Reihe der links und rechts flankierenden Soldaten durchbrechen, sich niederwerfen vor dem heiligen Wagen, sich von den weißen Stieren zertreten lassen.

Und ein Weib durchbrach wirklich den Kordon der Soldaten und warf sich vor die Stiere.
Der Gott mußte halten.
Mit der Gewalt der Irrsinnigen wehrte sich das Weib gegen die Wächter der äußeren Ordnung, riß sich los, stürzte vor dem Wagen nieder und schrie:
„Ganeścha, gib mir mein Kind wieder! Ganeścha, strafe den Oberprieſter, der es mir genommen hat. Ganeścha, Ganeścha, gib mir mein Kind!“
An den Haaren wurde das Weib davongeſchleift.
Der Oberprieſter Drona wandte halb den Kopf zur Seite, ſah die Schreiende mit eiskalten Augen an und winkte, als der Weg frei war, ſtumm mit der Hand zum Weitergehen.
Was nun noch kam, darauf achtete die kleine Gruppe an der Moſchee noch kaum. Die Bilder wiederholten ſich: Ritter, Fakire, Tempelmädchen, Soldaten und dann die flutende Menge des niederen Volkes, das ſich von den Wegrändern loslöſte und als letzte Gruppe im Zuge dem Gotte folgte.
„Wollen wir die Rückkehr des Zuges abwarten?“ fragte Calerius.
Sie ſchüttelten alle die Köpfe. Sie hatten genug.
„Es dauert noch lange,“ erklärte Calerius. „Ganeścha wird jetzt bis an den Fluß geführt und dort gebadet. Das Volk ſpringt unterhalb der Badeſtelle ins Waſſer, um gleichzeitig mit dem Gott zu baden und dadurch ſeine Sünden abzuwaſchen. Da der Gott erſt heute früh friſch angemalt worden iſt, färbt er im Waſſer etwas ab. Die mit ihm gebadet haben, heißen die Gefärbten. Wenn auch nur ein Atom von der Farbe des Gottes an ihrem

Körper blieb, so sind sie für das Jahr gefeit gegen Tiger- und Schlangenbiß. Ich weiß, daß die Brahmanen in heimlichen Ufergebüschen ganze Tonnen von Anilinfarben entleeren. So entsteht das Wunder, daß es so viele Gefärbte gibt. Nach dem Bade wird der Gott unter großen Zeremonien abgetrocknet. Jeder höhere Brahmane hat dabei sein bestimmtes Revier: einer das linke Ohr, einer das rechte Ohr, einer die Beine, einer einen Stoßzahn. Der Oberpriester wischt ihm die Saugscheibe des Rüssels ab, das ist der Allerfassende. Auch wer dem Gotte die Nabelgrube auswischen darf, muß wenigstens ein Ahnengeschlecht von dreitausend Jahren aufweisen. Der Gott wird dann unter einen heiligen Feigenbaum gebettet, und er schläft so lange, bis des Menschen Puls viermal ein ganzes und einmal ein halbes Tausend Schläge getan hat. Während der Gott schläft, fühlt sich das ganze Volk den Puls und zählt, soweit es zählen kann. Fast jeder einzelne kommt auf eine andere Zeitlänge. Den Ausschlag gibt der Oberpriester. Wenn er auf 4500 angelangt ist, wacht der Gott aus seiner Siesta auf. Er wird nun mit Essenzen gewaschen und gesalbt und bekommt ein Mahl von frischen Früchten vorgesetzt. Da er aus begreiflichen Gründen keinen Appetit hat und nichts ißt, werden die Früchte in winzige Würfel geschnitten und unter das Volk geworfen. Ein Raufen auf Tod und Leben geht los, und wer einen Orangekern erwischt, pflanzt ihn und zieht sich einen eigenen heiligen Baum." Sie stiegen die Treppe der Moschee hinab auf die leergewordene Straße.

„Wie schwer mag der hochgebildete Raja unter solchem Irrsinn leiden," sagte Richard.

„Warum tut er denn mit? Warum weigert er sich denn nicht, solch scheußlichen Götzendienst mitzumachen?“ fragte Maya in leidenschaftlicher Erregung.

„Er hat es uns gestern Abend gesagt,“ erwiderte ihr der Vater ruhig. „Er hat sich vor uns im voraus rechtfertigen wollen. Das Volk will es, das Volk muß es haben. Das Volk wartet nun draußen im Brand der Mittagssonne das Erwachen des Ganescha ab und all dies stundenlange Zeremoniell, und geleitet dann den Gott in seinen Tempel. Darauf durchtobt es eine wilde Nacht. Und dann kriecht es zurück in seine Schlupfwinkel, hungert, leidet, arbeitet, verelendet und — freut sich auf das nächste Fest. So ist die fremde Welt!“

Sie stiegen die malerische Felsenstraße hinauf nach dem Palast. „Was waren das für Bilder!“ sagte Maya beklommen. Neben der goldenen Pracht dieses grauenhafte Elend!“

Darauf sagte Hellmuth Sperber:

„Je tiefer ein Volk steht, desto krasser sind die Unterschiede zwischen reich und arm, zwischen Regierenden und Regierten. Je mehr ein Volk an Erkenntnis und Willen sich ertüchtigt, desto mehr werden jene Unterschiede ausgeglichen. Diese Reiter säßen nicht auf ihren hohen Rossen, wenn sie nicht hinaufgehoben worden wären; dieses Volk läge nicht im Staube, wenn es sich nicht selbst hineinwürfe. Aber auch hier wird sich das Volk einmal aus dem Staube erheben, die Reiter werden absteigen müssen von den Rossen, und alle werden gemeinsam wandern.“

„Bravo links!“ sagte Weiringen nicht ohne Hohn auf diese politischen Ausführungen.

„Ja, wenn links recht hat," erwiderte Hellmuth gelassen, „so nehme ich sein ‚Bravo!' gern hin."
„Es war ein schönes Erlebnis," sagte Richard; „es war wieder einmal das reiche Bild des Königtums!"
„Ja, es war bunt und goldig," sagte Maya; „es war wirklich viel schöner als ein Umzug der Genossen in Berlin."
„Die Genossen in Berlin ziehen aus, um wirkliches oder vermeintliches Recht zu suchen, diese Leute hier, um einen Götzen zu baden," sagte Hellmuth.
„Auch die Genossen haben ihre Götzen, und sie sind nicht viel schöner als Ganescha," erwiderte Richard.
So ging das Wortgeplänkel hin und her. Da trat aus dem Dunkel eines der Tunnel, die den offenen Weg unterbrachen, eine hehre Erscheinung. Ein Prophet — durchzuckte es die Europäer. Ein hoher Mann mit bleichem, edlem Gesicht, darin ein Paar unvergeßliche Augen. Der Pilgrim trug ein langes, gelbes Gewand, in der einen Hand einen Wanderstab, in der anderen eine metallene Schale. An den Füßen hatte er Sandalen. Er kam langsam näher, trat beiseite, um den Fremdlingen Platz zu machen, neigte ein wenig das Haupt und sprach mit tiefer, wohlklingender Stimme einen Friedensgruß. Dann ging er den Berg hinab.
„Wer war das?" fragte Maya, die dastand, als hätte sie eine Erscheinung gehabt. Der Vater winkte ihr, zu schweigen, faßte sie am Arm und wollte sie mit fortziehen, aber sie blieb wie gebannt stehen, bis der Fremde in einer Abbiegung des Serpentinenweges verschwand. Dann erst folgte Maya den anderen in den dämmerigen Tunnelgang.

„Wer war das? Was war das für ein Mann?“ wiederholte sie. Der Vater gab erst Antwort, als sie aus dem Tunnel wieder heraustraten.

„Das war der ältere Bruder des Raja.“

„Er hat einen älteren Bruder?“

„Ja, es ist Asita, der buddhistische Mönch.“

„Erkläre es, erkläre es!“ bat die Tochter.

„Asita war der älteste Sohn des früheren Raja und damit der Thronerbe. Als er fünfundzwanzig Jahre alt war, kam ihm, wie man hier zu Lande sagt, die ‚Erleuchtung‘. Er verzichtete auf Thron und Herrschaft, auf alle Reichtümer und Freuden der Welt, verließ den Palast des Vaters und wanderte in die Berge. Er zog nach Tibet, in das wildeste, dunkelste Land dieser Erde; dort lernte er den Buddhismus der Lama kennen in alten Felsenklöstern, die höher liegen als die höchsten Bergspitzen unseres alten Europa, in Höhlen mit heiligen Träumern, in der Einsamkeit der Steinwildnisse und des ewigen Schnees. Aber der lamaistische Buddhismus genügte ihm wohl nicht, vielleicht stieß er sich an der Figur des Dalai Lama, dieses buddhistischen Kinderpapstes. Er wanderte nach dem herrlichen Bergland Kaschmir, wo die Einsiedler hausen in Berghöhlen an springenden Bächen, immer in Schweigen, immer in Gedanken. Von dort ging Asita nach dem großen Rätsellande Birma, wo sich die Lehre Buddhas, des Erleuchteten, am besten erhalten hat. Wo Asita das gelbe Gewand der Bikschuh genommen hat, in Birma oder auf Ceylon, weiß ich nicht; ich meine, erst in Ceylon; denn er gehört wohl zur südlichen Schule des Buddhismus.“

„Woher weißt du das alles?“ fragte Maya. „Hat es dir der Raja erzählt, oder wer sonst?“

„Ich habe dies und das gehört,“ sagte Calerius, „auch vom Raja, der übrigens seinen Bruder liebt. Aber ich habe den Mönch auch selbst schon gesehen. Es war im Jahre 1916, als die englische Regierung anfing, auch im Staate des Raja Hilfstruppen für den Krieg in Europa anzuwerben. Da stieg der Mönch Asita aus seiner Bergeinsamkeit herab in die alte Heimat und wirkte gegen den Krieg. Er hat siebenmal große Trupps von Kriegswilligen auf den Straßen angehalten und durch die Macht seiner Rede, die Größe seiner Erscheinung und den Gedanken: ‚Da spricht dein eigentlicher Raja zu dir!‘ fast alle zur Umkehr bewogen!“

„Herrlich! Es ist herrlich! Erzähle weiter Vater!“

„Die Engländer haben vom Raja die Ausweisung des sogenannten Demagogen verlangt. Der Raja hat sie ausgelacht, und sie hüteten sich in ihrer bedrängten Lage, ihm etwas anzuhaben. Der Mönch Asita aber ist inzwischen in die alte Hauptstadt seines Landes gekommen und im Residenzpalast seines Bruders betteln gegangen.“

„Betteln? Dieser fürstliche Mönch betteln? Erzähle es, Vater!“

„Der buddhistische Mönch besitzt nichts als sein gelbes Kleid und seine eherne Bettelschale. Die streckt er aus, wenn er Hunger hat, und alle — in diesem Lande selbst die Moslim — füllen ihm die Schale mit gekochtem Reis oder Hirse, mit Currygemüse oder mit einigen Früchten. Reicht es für eine Mahlzeit, so ist der Mönch zufrieden und nimmt nichts mehr an. An morgen oder übermorgen

oder übers Jahr denkt er niemals; es gibt für ihn kein Gestern und Morgen; es gibt für ihn keine Zeit."
„So geht auch dieser herrliche Mensch wirklich von Tür zu Tür?" fragte Maya.
„Gewiß! Er nennt sich Bikschu, das ist: Bettler. Und dieses Wort ist ihm ein viel höherer Ehrentitel als ‚Hoheit' oder sogar ‚Majestät'. Ich habe selbst gesehen, wie Asita an der Palasttür seines Vaters bettelte."
„Und der Raja?"
„Einmal ist der Fürst an die große Pforte getreten und hat dem Bikschu, der sein Bruder ist und der dort am Boden saß, zwei Bananen auf die Bettelschale gelegt. Sie haben einander ‚Frieden' geboten und sonst nicht ein Wort gewechselt."
Maya brach in Tränen aus.
„Es ist zu viel! Es ist zu viel!"
„Indien, liebes Kind!" tröstete der Vater. „Da ist nichts zu viel, nichts zu gegensätzlich. Denke daran, daß die verschmachtenden Bengalen in der Hölle ihrer tropischen Hitze die leiblichen Augen zu Bergen erheben können, deren blaues Kristalleis auch in Jahrtausenden nie eine Stunde geschmolzen ist. Sie schwanken einher, taumelnd in Glut und sehen die kalten, kühlen Berge in naher, Entfernung über sich. So sieht der Arme den goldstrotzenden Fürsten, so sieht die Wüste das nahe wasserrauschende Land, so sieht der Tor die Weisheit."
„Er bettelt — er bettelt, dieser herrliche Mensch — dieser wahre Fürst!"
Maya rang die Hände. Calerius betrachtete sie im langsamen Weiterschreiten. Er kannte die temperamentvolle, oft ans Exzentrische streifende Art der Mutter dieses

Mädchens und sah hier nichts als Wiederholungen aus früheren Tagen. Da ließ sich bloß mit ruhiger Milde antworten.

„Auch Buddha, mein Kind, hat gebettelt. Bettlertum ist im Reiche buddhistischen Gedankens oberstes Königtum. Hast du je nachgedacht über den Ring der Dinge dieses Lebens, wie sie sich desto mehr einander nähern, je weiter sie sich voneinander zu entfernen scheinen? Die größte Hitze und die stärkste Kälte sind eines; Mystizismus grenzt an die Wollust, die gewaltsamste Demut an den Hochmut; das Sterbenwollen ist Sehnsucht nach ewigem Leben; die Jugend ist Sehnsucht nach der Reife des Alters; das Alter ist Hunger nach der Frische der Jugend. Berge starren nach den Tälern, Täler nach den Bergen, und überall sind Abhänge, wo sie sich begegnen. Auch Buddha ging betteln."

Sie setzten sich in eine der großen, kühlen Steinnischen, die in die Felsen eingehauen waren, zu Füßen eines Götterbildes. Der Alte erzählte:

„In Reichtum und Wohlleben war der Königssohn Siddharta aus dem Geschlechte Gotama aufgewachsen, den sie heute den Buddha nennen, den Bhagawant, den Ehrwürdigen. Drei Paläste hatte ihm sein Vater erbaut: einen für die kühle Zeit, einen für die heiße Zeit, einen für die Regenzeit. Scharen von Dienern und schönen Frauen umgaben ihn. Er hatte eine liebliche Frau, Jasodhara mit Namen, und ein herziges Söhnlein, das Rahula hieß. Da suchte ihn Gott. Was ihm sein Vater geflissentlich ferngehalten hatte, den Anblick irgendwelcher menschlicher Leiden, menschlicher Vergänglichkeit, was der König ertrotzt hatte durch härteste Ge-

setze, nämlich daß niemals ein Greis, ein Kranker oder gar ein Toter vor seines Sohnes und Erben Gesicht kommen durfte, die Gottheit machte es zunichte. Im blühenden Wundergarten, den hundert Wächter umgaben, begegnete Siddharta einer gebückten, hinfälligen Greisengestalt. Er befragte den treuen Diener, der ihn begleitete, verwundert:

„Was ist das? Ist das ein Mensch?"

„Es ist ein Mensch — ein alter Mensch — ein Greis."

„Ist er schon immer so gewesen?"

„O nein, er war früher jung und stark wie du."

„Werde ich auch einmal so sein?"

„Herr, du wirst auch einmal so sein."

Da eilte Siddharta nach Hause, verschloß sich in sein Zimmer und vergoß Tränen; denn er sprach tief erschrocken zu sich: „Was nützen mir Jugend und Schönheit, wenn ich doch einmal so werde wie jener Alte?"

Und eine zweite Erscheinung hatte Siddharta. Trotz Wächter und fester Mauern und Tore, die ihn umgaben, fand er an seinem Wege einen Aussätzigen. Voller Entsetzen blieb der Jüngling vor dem Bilde des Jammers stehen.

„Was ist das? Ist das ein Mensch?"

„Es ist ein Mensch — ein Kranker," sagte der Diener.

„Gibt es viele solcher Kranker?"

„In dieser Stadt allein tausend," lispelte der Aussätzige.

„Kann ich auch so krank werden?"

„Herr, die Götter mögen dich beschützen, aber du kannst so elend werden wie ich," sagte der Kranke.

Da eilte Siddharta in Verzweiflung nach Hause.

„Was nützen mir Gesundheit und Kraft, wenn ich sie doch alle Tage verlieren kann," so klagte er in tiefem Jammer. Und er blieb lange in Abgeschlossenheit. Als er aber furchtsam sich wieder hinauswagte, lag über seinen Weg hinweg eine verwesende Leiche.
Mit Grauen beugte sich Siddharta über die furchtbare Gestalt, atmete ihre entsetzliche Ausdünstung ein, starrte das Bild der Zerstörung an und fragte:
„Was ist das? Ist es ein Mensch?"
„Es ist ein toter Mensch."
„Werde ich auch einst tot sein?"
„Ja, Herr!"
Langsam, wie in Erstarrung, ging Siddharta heim.
Der Tote draußen aber erhob sich, wurde licht und schön wie die Sonne und zerran in blauem Äther.
Brahma, der Ewige selbst, war auf die Erde gestiegen, um in dreifacher Gestalt als Greis, als Aussätziger, als Leichnam dem gotterwählten Königssohn Siddharta Gotama den Weg der Erleuchtung zu zeigen.
Es war in tiefer Nacht, als sich Siddharta leise von seinem Lager erhob. Neben ihm schlief sein schönes junges Weib Jasodhara mit ihrem lieblichen Söhnlein Rahula. Die Mutter hatte den Arm um den Kopf des Kindes geschlungen.
Mit einem langen Blick nahm Siddharta Abschied von seiner Liebe. Er verließ das Königsschloß, er verließ Weib und Kind, verließ alle Reichtümer und alle Wonnen der Welt, ritt in den tiefsten Wald, schickte Diener und Roß zurück und blieb ganz allein.
Aber noch lange Umwege und Irrwege mußte Siddharta machen, ehe er zur Erleuchtung kam. Bei frommen brah-

manischen Einsiedlern in Felsenhöhlen hat er lange gewohnt, all ihre religiösen Übungen mitgetan, ist all ihren Meditationen gefolgt und sah ein, daß ihr Denken und Wahn und ihr Kult Torheit war. Da verließ er sie. Nun begab er sich auf den schmerzenreichen Weg der Askese. Mit fünf anderen Asketen zusammen ist er nicht müde geworden, seinen Körper zu quälen, sein Fleisch zu ertöten, um die Seele zu befreien von ihrem ungeheuren Leid und Frieden zu finden. Als er wie ein Schatten seiner früheren Person ohnmächtig am Wege lag, die anderen ihn für tot hielten und er doch wieder erwachte, verwarf er die Askese als unnützen Wahn und fand den „mittleren Weg", den nun nach zweieinhalbtausend Jahren noch seine Jünger suchen: den stillen Weg der Gelassenheit und des Friedens, der unberührt mitten hindurch führt zwischen dem Lande jubelnder Genießer einerseits und dem Gebiet der sich selbst quälenden Toren auf der anderen Seite. In heiligen Meditationen hat der Erleuchtete dann das System seiner Lehre gefunden, und es noch bei seinen Lebzeiten aufblühen sehen in weiten Landen. Nun war er der Buddha, der Erleuchtete. Er wanderte vom heiligen Benares aus, wo er seine erste große Predigt hielt, weit umher und kam eines Tages auch in seine Vaterstadt Kapilawasthu. Sein greiser Vater lebte noch, und Buddha bettelte vor seiner Tür um ein Mahl. Sein Sohn Rahula, zu einem herrlichen Jünglinge erwachsen, nahm die Lehre Buddha an; seinem alten Vater aber mußte Siddharta versprechen, eine Satzung aufzustellen, daß niemals ein Sohn gegen den Willen seines Vaters die Welt verlassen dürfte, um Mönch zu werden."

Alle hatten der Erzählung des alten Calerius gespannt zugehört, nur Maya nicht, die wohl diese Geschichte schon lange kannte und die die ganze Zeit nach der Stadt hinabgestarrt hatte. Jetzt aber fragte sie:
„Hast du mir nicht gesagt, Vater, daß es mehrere Buddhas vor Siddharta Gotama gegeben hat?"
„Vierundzwanzig Buddhas hat es im Laufe der Jahrmillionen alten Geschichte der Menschheit gegeben. Siddharta Gotama, der sechshundert Jahre vor Christus lebte, war der letzte. Immer, wenn die Welt im tiefsten Elend war, erstand ein neuer Buddha. Der nächste Buddha, der kommt, wird Maitreja heißen."
Da stand Maya auf. Ihre Augen glitzerten, ihre Finger tasteten durch die Luft. Sie keuchte.
„Vater, die Welt ist im Elend, sie ist in tiefster Not. Ich sage, der Mann, der uns begegnete, war Maitreja. Er ist der neue Buddha, er wird dieses Land Indien befreien; er wird die Welt befreien."
„Kind, bis du rasend? Was hat dir dieser einfache Mönch angetan?"
„Ich will ihn wiedersehen — ich will ihn sprechen, ihn hören — ich will ihn fragen über viele Dinge — ich will diese Augen wiedersehen — diese Augen!"
Calerius stand unwillig auf.
„Wir gehen jetzt nach Hause; wir müssen essen!"
„Jawohl!" sagte Fritz Seidelmann mit innerster Zustimmung.
Als die anderen schon ein weiteres Stück den Berg hinauf waren, stand Maya immer noch an der alten Stelle und starrte nach der Stadt.
Nach der Mahlzeit, von der sie nichts genossen hatte, ver-

langte Maya nach der Stadt zurück. Sie wollte den Propheten, wie sie ihn nannte, wiedersehen und zum Volke reden hören. Calerius schlug ihr die Bitte in höchstem Unwillen ab.

Alle erhoben sich vom Tische, schweigend und in betroffener Stimmung. Jeder ging nach seinen Gemächern, um von den Strapazen des heißen Vormittags hinter dichtverschlossenen grünen Jalousien in sanftem Dämmerlichte auszuruhen.

Richard Weiringen schlief nicht. Er dachte an Maya. All diese Wochen und Tage war er um des schönen Mädchens willen in tiefem Zwiespalt mit sich gewesen. Die Liebe zu Maya drängte sich ihm mit Allgewalt auf. Sein Verstand sagte zehnmal „nein", sein Herz tausendmal „ja". So würde wohl — wie es alle Tage in aller Welt geschieht — auch hier der arme Verstand totgeschlagen werden von dem pochenden Hammer des Herzens.

Aber heute im grünen Dämmerscheine seiner Ruhestunde sagte sich Richard Weiringen: „Lieben werde ich diese Maya; aber zur Frau wollte ich sie nicht haben. Sie ist keine Frau eines Weiringen."

Wenige Minuten nach diesem vernünftigen Gedanken fraß ihn die Eifersucht an, diese giftigste Schlange der Welt. Maya liebte den Mönch; sie hatte ihn vom ersten Anblick an geliebt. Sie wußte etwas von seiner Lehre, aber tausend Mönche verkündeten sie. Warum starrte sie diesem einen nach in Verzückung? Weil er der geborene Fürst des Landes war und Starkmut oder, besser gesagt, Fanatismus genug besaß, lieber in den Kot der Armut sich zu betten als auf ein königliches Lager? O nein, nicht deshalb — sondern weil er diese leuchtenden Augen

hatte, dieses bleiche Gesicht, diese herrliche Prophetengestalt. Es war nicht Begeisterung, es war Verliebtheit, was Maya bewegte.

Weiringen warf sich auf seinem Lager hin und her. Was war er mit seinem königlich preußischen Leutnantsschädel, mit seiner kurzgeschorenen, blonden Haarbürste, seinem Stoppelbärtchen gegen die romantische Schönheit einer solchen exotischen Gestalt für ein phantasiebegabtes Weib wie Maya?

Da kam Calerius. Er entschuldigte sich nicht lange, sondern sagte:

„Maya ist nach der Stadt. Ohne meine Erlaubnis! Ich wollte fragen, ob Sie bereit sind, das Mädchen suchen zu helfen?"

Richard Weiringen begleitete den Alten auf der Stelle. Auch Hellmuth Sperber schloß sich sofort an. Nur Fritz Seidelmann sagte, er habe soeben begonnen, einen sehr wichtigen Brief an seine Mutter Ernestine zu schreiben, und wurde darauf zu Hause gelassen.

„Werd' mich hüten," sagte Fritzchen, als die anderen fort waren, „bei zweiunddreißig Grad im Schatten! Die meschuggene Dirn wird schon allein nach Hause finden."

Sprach's und legte sich wieder schlafen; denn von Briefschreiben war keine Rede.

Aber das schlechte Gewissen ließ Fritzchen keine Ruhe. Wie — wenn nun die anderen ihn dort unten brauchten? Notwendig brauchten? In Gefahr brauchten? Dieses gedacht und nachgerannt, war bei Fritz Seidelmann eins. Einem Hitzschlag nahe, kam er in der Stadt an, ohne dort die anderen zu finden...

Von den Stufen einer Pagode herab, eines riesigen pyramidenförmigen Baues, predigte der Mönch Asita dem Volke. Hunderte hörten ihm zu. In der ersten Reihe stand Maya. Der europäische Strohhut, den sie trug, machte sie leicht kenntlich. Abseits blieb ihr Vater mit seinen zwei Begleitern beobachtend stehen. Wie glitzernde starke Wellen rollten die Worte des Predigers über die lauschenden Köpfe:

„Es sind Götter, aber sie sind wie die Menschen. Sie sind den Leiden unterworfen wie ihr, sie sündigen wie ihr, sie sind an das Rad der Dinge gebunden wie ihr. Sie können euch nicht helfen und euch nicht schaden. Sie können sich selbst nicht erlösen. Niemand kann dich erlösen als du selbst. Nichts nützen dir Gebete, Opfer und Reue oder Kasteiung. Was du Gutes tust im Leben, wird dir im zukünftigen Dasein zum Glück, was du aber Böses tust, zum Unglück. Nicht eine Ziffer wird gestrichen oder verrückt. Das aber ist die Lehre von der immerwährenden Wiedergeburt: Die Welt ist alt ohne Zahl und Gedenken, und so alt wie die Welt bist du selbst. Du hast schon vor Millionen Jahren gelebt, hast alle die Lasten und Leiden mitgetragen, die die Welt trug, bist tausendmal geboren worden und tausendmal des bitteren Todes gestorben. Auf dem Siechenbett, in der Schlacht, unter der Würgerhand eines Mörders, am Zahn des Tigers, am Biß der Schlange bist du gestorben und wurdest immer aufs neue geboren. Du bist der König und Sklave gewesen, Tier und Mensch; du hast im Dschungelwald gelauert auf Beute, hast auf dem Felsen genistet als Adler, du bist durch die Eingeweide von Tieren gekrochen als Made, du bist als Brahmane stolz

durch die Reihen des Volkes gegangen, du bist Mann gewesen und Weib, du bist als Kind bei der Geburt erstickt und als hundertjähriger Greis gestorben. Aber immer, wer du auch warst, war dein das Leiden; denn Leben ist nichts als Leiden. Die Geburt ist Leiden, das Kind schreit vor Leiden, der Jüngling hat Leiden, der Mann hat tausend Leiden der Enttäuschung. Abschiednehmen ist Leiden, Krankheit ist Leiden, Alter ist Leiden, der Tod ist Leiden. Glaubet nicht, daß es auch Lust gebe im Leben. Was ihr Lust oder Freude nennt, ist nichts als vorübergehendes Aufhören eines Leidens. Sättigung ist nichts als vorübergehendes Aufhören des Hungers und Durstes; Ausruhen nichts als eine Pause im Müdesein; Zusammensein nichts als der kurze Raum zwischen langen Einsamkeiten; erlangter Ruhm nichts als eine Peitsche für weitere Anstrengung; Reichtum nichts als ein Mittel, sich die Qualen der Leidenschaften zu kaufen. Jedes schöne Bild ist nur ein Trug. Siehe den blühendsten Garten! Mäuse und Ratten wühlen unter seinem Rasen, tausendfaches Gewürm ist in seinen Füßen, in seinen Rosen und Blättern wohnt die Verwesung. Die Rose, die aufblüht, ist schon gestorben; der Duft, der ausgeht, ist schon zerronnen.

„Verachtet das Leben, meine Brüder, und alle seine Güter! Was ist das Leben? Fünf Dinge fügen sich zusammen; diese sind: der Stoff, die Empfindung, die Vorstellung, der Wille, das Bewußtsein. Die Verbindung dieser fünf Dinge ist Leben. Beim Tode fallen sie auseinander. Nichts bleibt von Erinnerung aus dem vorigen Dasein; denn die Erinnerung saß im Gehirn, und das Gehirn verwest. Was allein bleibt, ist das Ergebnis deiner

Lebensrechnung, was du an Gutem und was du an Bösem getan hast — das Karma. Das Karma vereinigt sich wieder mit den fünf Bestandteilen zu einem neuen Leben, und es entsteht ein neues Wesen: ein Mann oder Weib, ein Mensch oder Tier. Immer aber ist sein Los das Leiden. Das Maß der Leiden ist verschieden; aber wahre Freude hat keiner. So bist du ans sausende Schicksalsrad der Dinge gebunden, das sich dreht durch die Jahrmillionen in immer demselben Kreis, und es gibt keine Erlösung, keine Ruhe für dich; denn du kommst immer wieder.

Nur du allein, mein Bruder, kannst dich lösen vom Rad, kannst dir den Weg ebnen zum Frieden Nirwanas. Alles Leiden ist entstanden durch den Durst nach Leben. Wer nach Reichtum dürstet, nach Ruhm, nach dem Weibe, nach Wohlgeschmack, nach Schmuck, wer auf einen Himmel hofft oder sich vor der Hölle fürchtet, ist weit von Nirwana. Nach Millionen Jahren noch wird er über diese Erde irren als törichter Mensch, als ringelnder Wurm, als Vogel im Garn, als Fisch im Wasser. Denn wer die Welt nicht verläßt, den hält die Welt in Banden für immer. Darum machet euch frei, ihr Brüder, verachtete die Welt und alle ihre Erscheinungen. Gehet den achtteiligen heiligen Pfad, der da ist: rechter Glaube, rechtes Entschließen, rechtes Wort, rechte Tat, rechtes Leben, rechtes Streben, rechtes Denken, rechtes Sichversenken! Dann werdet ihr Nirwana erlangen, das ist die große, selige Ruhe in sich selbst, ohne Wunsch und Wille, ohne Sterben und Wiedergeburt."

Die Menge verlief sich, der Mönch verschwand. Maya stand noch eine Weile auf ihrem Platz, dann sah sie den Vater. Mit demütig gesenktem Kopf kam sie an ihn heran.

„Verzeihe mir, Vater! Ich mußte hingehen!"

Calerius antwortete nicht. Langsam gingen sie zur Stadt hinaus, wieder den Berg zum Palast hinan. Um das drückende Schweigen zu brechen, sagte Richard:

„Ich bedaure sehr, nicht Hindostanisch zu können, und werde bald mit seinem Studium beginnen. Ich habe natürlich nicht ein Wort von der Rede des Mönches verstanden.

„Er hat nicht viel Neues gesagt," brummte Calerius. „Im Grunde genommen, war es die Predigt, die Buddha vor zweitausendfünfhundert Jahren in Benares gehalten hat."

„Aber wie er gesprochen hat," sagte Maya, und ein Zittern überlief ihre Gestalt.

Hellmuth Sperber bat den Professor, ihm doch die Hauptsache aus der Predigt des Mönches zu erläutern. Erst als sie in der Nische angelangt waren, wo sie heute schon einmal gesessen hatten, kam Calerius dieser Bitte nach. Als er geendet hatte, sagte Richard:

„Also eine völlige Verneinung aller Freuden der Welt."

„Ja, was wir Freude oder Lust nennen, ist nichts Positives, es ist nur Unterbrechung der Leiden."

„Nun," sagte Richard, „wenn ich an meine fröhliche Kinderzeit zurückdenke, so erinnere ich mich, daß ich da hundertmal öfter gelacht habe als geweint. Meine kleinen Leiden, wenn ich mir etwa einen Tadel zugezogen oder die Nase blutig geschlagen hatte, waren eine Unter-

brechung meiner Freuden, nicht umgekehrt die Freuden eine Unterbrechung meiner Leiden."
„Und jetzt?" fragte Maya.
„Jetzt? Jetzt ist es anders. Jetzt kann der Mönch, was speziell mich anlangt, recht haben. Aber sehen Sie sich z. B. Fritz Seidelmann an; er mit seiner ewigen Heiterkeit ist eine schlagende Widerlegung der buddhistischen Lehre von der Freudlosigkeit des Lebens. Oder denken wir an eine glückliche Mutter, die ein gesundes Kind hat. Kleine Sorgen können ihre ständige Seligkeit vorübergehend trüben, nicht umgekehrt ihre große königliche Freude ewiges Leid nur vorübergehend unterbrechen?"
„Auch Seidelmann und auch die junge Mutter müssen altern und sterben."
„Gewiß! Ein Weiser wird sich aber damit abfinden, ohne sich das Leben zu vergrämen."
„Der Buddhismus," sagte Calerius, „hat sich überlebt; in Indien ist er fast ausgestorben. Die Lehre Buddhas geht weit über die Köpfe des Volkes hinaus; auch der Mönch Asita sprach heute in den Wind."
Maya antwortete nicht mehr; sie hatte wohl schon nicht mehr zugehört. Sie stand auf dem Wege und starrte nach der Stadt hinab ...
Im Weitergehen kamen sie auf die Fakire oder Yogis zu sprechen, die sie am Vormittage gesehen hatten, und auf die erstaunlichen Wunderdinge, die sie zu vollbringen vermochten.
„Manches," sagte Richard Weiringen, „verwundert mich nicht allzu arg. Als ich in Leipzig studierte, erzählte mir ein Kommilitone, ein Mediziner, von einem Manne, den sie in der Klinik wegen irgend einer Sache hatten

und der von Beruf Varietékünstler war. Die ‚Nummer' dieses Mannes bestand darin, daß er sich seine Hand mit einer langen Nadel durchstach und einen dicken Ziegelstein, den er auf dem Kopfe trug, durch einen gewaltigen Hammerhieb zerschlagen ließ. Die Sachverständigen stellten einwandfrei fest, daß die Hand wirklich durchstochen, der Ziegel auf der Hirnschale wirklich zertrümmert wurde. Selten floß ein Tropfen Blut aus der Hand, nie trat eine Vereiterung ein, obwohl der Mann die Nadel nie desinfizierte. Der Professor erklärte den Studierenden den abnormen Zustand des Mannes damals als Hysterie, sagte, daß er tatsächlich gegen Schmerz unempfindlich sei. Als nun der ‚Künstler' von der Krankheit, wegen der er die Klinik aufgesucht hatte, geheilt war, sagte der Professor zu ihm: ‚Und nun, mein Lieber, werden wir Sie von Ihrer Hysterie befreien, damit Sie empfinden wie ein normaler Mensch'. — ‚Um Gottes willen nicht, Herr Geheimrat,' rief dieser europäische Fakir, ‚mit meiner Hysterie verdiene ich mir ja für mich und meine Familie das tägliche Brot.' Und er machte sich aus der gefährlichen Klinik schleunigst davon. Wenn also sich diese Fakire Arme und Beine durchdolchen oder mit bloßen Füßen über spitze Nägel laufen oder wochenlang auf spitzen Nägeln liegen, so ist das wahrscheinlich auch ein für Schmerzgefühl unempfindlicher hysterischer Zustand."

„Kann sein," sagte Calerius, „vieles andere, wie das Lebendigbegraben, das frei in die Luft Steigen, die in der Luft stehenden Ketten und Stricke, läßt sich nicht anders erklären, als daß diese Fakire im Besitz geheimer Wissenschaften sind, Kenntnis von Naturkräften und Naturgesetzen haben, die uns Europäern noch fremd sind,

oder daß sie selbst ihre Zuschauer in einen hypnotischen Zustand versetzen, in dem sie ihnen dann vorgaukeln können, was sie wollen."

Sie gingen so langsam, daß sie von zwei halbnackten Kindern eingeholt wurden, einem zwölfjährigen Knaben und einem achtjährigen Mädchen. Die Kinder trugen einen Korb.

„Füttern die doch den Tiger noch immer!" rief Calerius. Er erzählte, indes die Kleinen langsam herankamen.

„Ihre Eltern, Teepflückerleute von niederer Kaste, sind von einem mächtigen Königstiger gefressen worden. Ein Tiger, der einen Menschen verschlungen hat, darf nun nicht getötet, sondern muß lebendig gefangen werden, da die Seelen der Getöteten in ihm leben. Nun bringen diese armen Kinder dem Tiger, der oben in einem Garten des Palastes gefangen gehalten wird, Futter, weil sie meinen, damit ihren Eltern etwas Gutes zu tun, ihnen Nahrung zu bieten. Sie setzen sich vor den Zwinger der Bestie in den Sand und denken: Jetzt sind wir bei Vater und Mutter, jetzt sind wir zu Hause. Sie erzählen alle ihre Erlebnisse, alle ihre kleinen Freuden und Leiden. Wenn sie ein Liedchen gelernt haben, singen sie es mit leiser Stimme dem Tiger vor. Immer bringen sie ihm auch einige Blumen mit. Den Ärmsten wird keine Antwort als das Fauchen der Bestie, und doch kommen sie immer wieder und schauen in unschuldiger Sehnsucht in die tückischen Mörderaugen des Tigers."

Als die Kinder herangekommen waren, umfaßte Maya das Mädchen leidenschaftlich, küßte es und begann bitterlich zu weinen. Das Kind schaute bestürzt zu der vornehmen fremden Dame empor, und auch der Knabe machte

ängstliche Augen. Er faßte sein Schwesterchen an der Hand und wollte es fortziehen.
„Kind, Kind," sagte Calerius zu Maya, „Indien bekommt dir nicht, du wirst zurück müssen nach Europa."
„Nie!" sagte Maya und ließ das Kind los.
Calerius griff in die Tasche und schenkte dem Knaben ein silbernes Rupiestück. Der Junge jauchzte vor Freude über das Geschenk. Als ihm aber Richard und Hellmuth je ein Goldstück schenkten, da vergaß er den Dank und schrie seine Schwester an: ‚Wir müssen es sagen! Rasch! Wir müssen es sagen!' Und die Kinder rannten mit dem Korb den Berg hinauf.
„Jetzt erzählen sie dem Tiger ihr Glück und zeigen ihm ihren Reichtum!" sagte Calerius. „Wahrscheinlich kaufen sie von dem größten Teil des Goldes Fleisch für die Bestie, die ihre Eltern zerrissen hat."
„Wahn! Wahn!" sagte Hellmuth erschüttert.
„Was wird aus den Kindern werden?" fragte Richard.
„Teepflücker! So wie es sich für ihre Kaste geziemt."
„Dann können sie das Schicksal ihrer Eltern haben."
„Gewiß! Von den vielen tausend Menschen, die jährlich in Indien durch Tiger und Panther den Tod finden, bilden den größten Teil arme Feld- und Waldarbeiter."
„Ich werde mich um die Kinder bekümmern," sagte Richard. „Geld werde ich ihnen nicht mehr geben, wenn sie es doch für den Tiger verwenden; aber einen Anzug will ich jedem kaufen."
„Etwas Geld müssen sie haben," sagte Calerius; „denn wenn sie den Tiger nicht mehr füttern könnten, wären sie sehr unglücklich."

Erst gegen Abend kam Fritz Seidelmann aus der Stadt zurück. Als er Weiringen zu Hause fand, sagte er: „Gott sei Dank, daß Sie zu Hause sind; ich fürchtete schon, es sei Ihnen so ergangen wie mir."
„Wie denn?"
„Die Kleider hat mir die Bande halb vom Leibe gerissen, ein Manschettenknopf ist weg, und mein weißer Anzug hat von diesen schmutzigen Pfoten, die an mir rumzerrten, ein ganz verrücktes Zebramuster gekriegt."
„Die Leute wollten wohl Backschisch haben?"
„Jawohl, Backschisch, und ich hatte nichts mehr außer den Banknoten in meinem Militärbrustbeutel. Nun, die werde ich doch wohl nicht ausliefern. Ich glaube, die Bande hätte mich vor lauter Bettelei zerrissen, wenn nicht mein Freund, der Hofmeister, gekommen wäre. Der hat mich befreit."
„Was wollten Sie denn in der Stadt, Fritz?"
„Ich wollte Sie suchen. Es ist eine unsichere Gegend. Ich dachte, Sie könnten mich brauchen. Aber ich habe Sie nicht gefunden. Doch was anderes habe ich gefunden, was sehr Interessantes, echt Indisches. Das erzähle ich dann, wenn alle dabei sind ..."
Am Abend saßen alle wieder im Rauchsalon, nur der Fürst blieb aus. Da erzählte Fritz Seidelmann sein Erlebnis aus der Stadt. Er holte zunächst in einer Einleitung aus:
„Es gibt eine deutsche Oper, die heißt ‚Tannhäuser'."
„Sehr richtig!" sagte Hellmuth Sperber. Fritz warf ihm einen verdrossenen Blick zu, dann fuhr er fort:
„Im ‚Tannhäuser' zieht der Held als Büßer nach Rom, und während alle anderen Pilger begnadet werden, bleibt

er allein unbegnadigt. So kommt er halbtot wieder nach Hause, und die Leute wollen nichts mehr von ihm wissen!"

„Richtig!" sagte Hellmuth wieder; „Sie schildern das sehr schön, Seidelmann!"

„Darin könnte man einen gewissen Hohn erblicken, Herr Doktor!" rief Fritzchen; „aber es wird gleich ersichtlich sein, warum ich das hier gesagt habe. In der Stadt unten ist nämlich ein Tannhäuser, ein indischer Tannhäuser, den habe ich entdeckt."

„I, der Dauz!"

„Jawohl! Ich habe also da einen alten Mann gesehen, der sich beständig auf die Straße schmiß. Wenn er aufgestanden war, stellte er sich mit den Füßen dorthin, wo vorher der Kopf gelegen hatte, und so immer weiter, und auf diese Art bewegte er sich vorwärts. Ich fand diese Methode, zu wandern, recht umständlich. Da erklärte mir der Hofmeister, daß das ein Büßer sei, der auf solche Weise zu einem Tempel oder Götterbild gelangen wolle. Es nütze ihm aber gar nichts; denn die Götter hätten ihn verworfen. Er habe heute an der Prozession nicht teilnehmen dürfen, sein Sohn habe ihn verlassen samt der Schwiegertochter und den Enkelkindern, die Kaste habe ihn ausgestoßen, der Alte, der sonst Korbmacher war, sei ein Paria geworden. Und das alles sei so zugegangen ..."

Jetzt nahm Fritz die Pose an, die alle an ihm gewöhnt waren, wenn er seine Weisheit leuchten ließ.

„Also, südlich von der Mündung der Ganga (das ist der Fluß, den wir in Europa Ganges nennen) ..."

„Danke für die Auskunft!" warf Sperber dazwischen.

„Südlich der Mündung der Ganga," fuhr Fritz unbekümmert fort, „liegt ein kolossal heiliger Wallfahrtsort, der heißt — der heißt — Donnerwetter, wie hieß er eigentlich?"

„Puri!" warf Calerius ein.

„Sehr richtig, Herr Professor, Puri! Puri heißt er. In dieser Stadt Puri wohnt der heiligste von allen Göttern in einem großen Tempel. Dieser Gott heißt — ja, zum Deibel, wie hieß eigentlich der Kerl? Mein deutsches Gedächtnis ist gut, aber mein indisches ist schwach."

„Jugarnath!" half Calerius ein.

„Richtig, jawohl, Herr Professor, Jugarnath! So hieß er. Danke! Also zu dem Jugarnath in — in..."

„In Puri!"

„Zu dem — dem..."

„Dem Jugarnath in Puri!"

„Sehr wohl, Herr Professor, jetzt habe ich es! Zu dem Jugarnath in Puri wallfahren Milliarden von Menschen."

„Gibt gar nicht so viele!" sagte Sperber.

„Also dann Millionen oder Tausende! Auf Ziffern kommt es hier in Indien wenig und bei dieser Geschichte gar nicht an. Milliarden Menschen! — Die müssen sich dort in dem heiligen Wasser baden und Buße tun und Opfer bringen und sich verbrennen lassen und so! Der Gott — der Gott — na lassen wir ihn schon heißen, wie er will! — Also dieser ganz große Gott sitzt in einer finsteren Halle des Tempels. Er ist aus sehr dunklem Holze verfertigt, und daher kann man sich denken, daß er in der Düsternis der Halle schlecht zu sehen ist. Die Pilger werden durch weiße Höfe geführt bis an eine

Rampe, und dann, wenn sie durch das viele weiße Licht, wie man in Deutschland sagt, schon etwas plerräugig geworden sind, müssen sie ins Dunkle der Götterhalle durch eine Tür hineinsehen. Wer den hölzernen Gott sitzen sieht, dem sind alle Sünden vergeben und der geht befriedigt nach Hause. Wer ihn aber nicht sieht, der badet sich nochmals in der Ganga, bringt nochmals Opfer, gibt den Priestern — ich glaube, es sind fünf- oder gar zwanzigtausend dort — nochmals viel Geld und probiert es immer wieder. Wenn er aber das fünfte Mal den Gott nicht gesehen hat, war die Wallfahrt umsonst. Dann hat ihn der Gott verworfen und verflucht. Und so ein unglücklicher Mensch ist der alte Korbmacher, den ich unten gesehen habe und von dem ich sage, daß er ein indischer Tannhäuser ist. Er ist ein Jahr lang gelaufen, ehe er nach — na, nach jener Wallfahrtsstadt kam, und zwei Jahre zurück; denn er traute sich nicht heim. Und da haben sie ihn denn auch wirklich alle ausgestoßen, genau so wie die Thüringer den Tannhäuser."

„War er auch im Venusberg?" fragte Sperber dazwischen.

„Nein! Für solche Dummheiten ist er zu solide und auch viel zu alt. Es ist eine sehr ernste Geschichte."

„Ja," sagte Calerius, „es ist wahrscheinlich eine der vielen indischen Tragödien, wenn sie sich auch in Herrn Seidelmanns Munde etwas sonderbar ausnimmt."

„Sonderbar oder nicht, Herr Professor; ich bin auf den Gedanken gekommen, dem Korbmacher zu helfen. Die Götter sollen ihn begnadigen, die Kaste soll ihn wieder aufnehmen, der Sohn und die Schwiegertochter sollen wieder zu ihm zurückkehren."

„Das wollen Sie zuwege bringen?"

„Ja, das will ich!“ sagte Fritz entschlossen. „Ich möchte bloß ergebenst anfragen, ob sich jemand für den armen verfluchten Korbmacher an der Anschaffung von einer Fahrkarte dritter Klasse hin und zurück nach — nach...“
„Nach Puri!“
„Ja, nach Puri finanziell beteiligt. Zu Fuß gehen oder gar der Länge lang immer hinschlagen bis dahin, wo es Tausende von Kilometern weit ist, kann der Mann nicht mehr; dazu ist er viel zu schwach. Und alles ersparte Geld seines Lebens hat seine Wallfahrt verschlungen, vor allem die vielen Opfer in Puri.“
Richard Weiringen, der wieder einmal an seinem Seidelmann Wohlgefallen fand, sagte: „Nun, eine solche Fahrkarte dritter Klasse wird sich ja wohl bezahlen lassen.“
„Danke gehorsamst, Herr Baron,“ rief Fritz erfreut. „Also werde ich den Mann schon morgen auf die neue Wallfahrt schicken.“
Weiteres verriet Fritz Seidelmann an diesem Abend nicht mehr...
Am nächsten Tage stieg er mit Weiringen und Sperber hinab nach der Stadt. Der Hofmeister als Dolmetsch begleitete sie. Calerius blieb zu Hause bei seiner Tochter. In einer engen Straße fanden sie vor einem verhältnismäßig ordentlichen und sauberen Häuschen einen Greis in elender Verfassung. Er lag stöhnend und jammernd da in seinen Kleiderfetzen, die vom Schmutz der Straße starrten, und war vor Hunger abgezehrt und schwach. Das war der Korbmacher. Seidelmann hatte mit dem Hofmeister ausgemacht, daß dieser seine Rede an den Alten wörtlich in die Landessprache übersetze. Also stellte er sich mit seinen Gefährten vor den Greis hin, sah mit

Befriedigung, daß ein Kreis von Gaffern sich bildete, und sagte zu dem Hofmeister: „Reden Sie so laut wie ich, damit alle Leute uns hören." Und Seidelmann fing an zu brüllen, daß man es die ganze Straße weit hörte, der arme verschüchterte Korbmacher aber sich ganz schrecklich fürchtete:

„O Macher der Körbe, der Friede sei mit dir!"

Der Hofmeister guckte Fritz verwundert und kopfschüttelnd an; aber dieser nickte ihm zu, ihm nur genau zu folgen, was denn der Indier tat.

„Ein Sahib aus dem fernen Beilut spricht zu dir also: Ich habe in meinem Kwaschbah gesprochen mit Ganescha, dem Sohn Schiwas."

Der Alte fing an zu winseln, als er die schrecklichen Namen Schiwa und Ganescha hörte.

„Der Gott Ganescha läßt dir befehlen, o Macher der Körbe, daß du noch einmal nach — wie hieß das Loch eigentlich?"

„Puri," sagte ihm Richard vor. „Und Jugarnath".

„Daß du noch einmal nach Puri zu Gott Jugarnath wallfahrest. Du sollst aber nicht zu Fuß wandern und dich auch nicht mehr hinwerfen, sondern mit der Eisenbahn reisen, wozu dir zwei gute Sahibs aus Beilut das viele Geld schenken werden. Auch sollst du mir, einem Sahib aus Beilut, folgen in allem, was ich dir nun befehle, dann wird dich Jugarnath begnadigen; denn du wirst ihn sehen, besser als alle anderen, und du wirst rein sein von aller Sünde, reiner als alle anderen, und alle Leute sollen Respekt vor dir haben, und die dich verfolgt haben, sollen Buße tun, dir Gaben bringen und deine Körbe durch drei Jahre zweimal so teuer bezahlen, als

sie wert sind, sonst wird sie Ganeschа mit seinen Zähnen des Elefanten in den Bauch stoßen. Willst du mir gehorchen?"

Der Korbmacher wand sich.

„So folge mir nach!"

Die Leute der ganzen Straße liefen hinter ihnen her, schreiend und in größter Aufregung. Den meisten Eindruck hatte es gemacht, daß der Korbmacher auf Kosten fremder Sahibs auf der Eisenbahn fahren sollte; Eisenbahnfahren gilt den Hindus als das allergrößte Vergnügen der Welt.

Fritz kaufte für den Alten im Bazar einen Anzug und zog dann mit seinem Schützlinge zum nahen Flusse, allwo er baden mußte. Die halbe Stadt war mit am Flusse; Boten rannten hin und her, um zu melden, was sich da zutrage.

Endlich mußte der Alte die neuen Kleider anlegen, obwohl er wünschte, lieber nackt zu gehen und die reinen Kleider bis an den heiligen Tempel auf dem Rücken zu tragen. Der Neid der Straßennachbarn war grenzenlos. Zuletzt führte Fritz den Korbmacher zum Basar zurück, ließ dem äußerst kurzsichtigen Mann von einem Brillenhändler ein Augenglas anpassen, kaufte dann noch eine blaue Brille und sagte:

„Nun höre mich an, du Pilgersmann! Dieses eine, blaue, ist das Glas des Schutzes, das andere, helle, das Glas der Erkenntnis im Dunkeln. Auf der ganzen Reise wirst du das Glas des Schutzes tragen und auch noch im Tempel, wo die weißen, blendenden Vorhöfe sind. Stehst du aber vor der dunklen Tür, hinter der Jugarnath ist, dann setzest du das Glas der Erkenntnis auf, und du

wirst Jugarnath sehen in seiner ganzen Herrlichkeit und Schönheit und als entsündigter Mann zurückkommen."
Nur der Macht des Höflings, der einige Soldaten herangerufen hatte, gelang es, die ungeheure Menschenmauer zu durchbrechen, die sich gebildet hatte.
Noch am selben Abend fuhr der Korbmacher auf einem Ochsenwagen der Landespost der fernen Eisenbahnstation zu. Er saß in seinem neuen Anzuge da, trug trotz der breits anbrechenden Nacht die blaue Brille auf der Nase, hatte Geld und das „Glas der Erkenntnis" in der Tasche und war wie in Erstarrung über sein märchenhaftes Glück.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Auch an diesem zweiten Abend blieb der Raja unsichtbar.
„Immer, wenn er ein religöses Fest hat mitmachen müssen," sagte Calerius, „ist der Raja einige Tage krank."
„Warum befreit er sich nicht von diesem Wahnsinn?" rief Maya; „warum tut er nicht wie sein Bruder?"
„Es können nicht alle buddhistische Mönche werden und wollen es auch nicht alle — Gott sei Dank!"
Der Alte war sehr unglücklich über seine Tochter. Was war über das schöne, gesunde Mädchen gekommen? War sie nicht lebenslustig, ja, übermütig gewesen bis in die letzten Tage? Und seit der Begegnung mit dem Mönch kam diese Veränderung!
Die Inder glauben an den „bösen Blick". Ein Mensch kann einem anderen durch den bösen Blick beim ersten Begegnen großes Unheil bringen, zumal wenn dieser Mensch ein Priester oder Zauberer ist. Calerius stand

solchem Aberglauben ganz fern; aber er wußte, was junge, schöne Priester in Weiberherzen für Unheil anrichten können, auch wenn sie es durchaus nicht wollen, sondern ehrlich dagegen wirken. Die Hysterie des Weibes dem Geheimnisvollen, dem Abgesonderten, dem Unerreichbaren gegenüber tritt bei allen Völkern und allen Religionen in Erscheinung.

Da kam Fritz Seidelmann an; er hatte beim Abendessen gefehlt. Fritz hatte sich offenbar erst das Gesicht frisch geschrubbt, aber man sah doch, daß er rote Augen hatte. Er hatte geweint.

„Ich habe einen Brief von meiner Mutter bekommen," sagte er mit vor Freude bebender Stimme. Hellmuth Sperber sprang auf.

„Die erste Nachricht von Hause!"

Weiringen sagte kein Wort. Ihn ging's nichts an; er hatte kein zu Hause mehr. Als in Bombay feststand, daß die drei den Professor zu seinem Raja begleiten sollten, war die Adresse nach Hause gekabelt worden. Und jetzt war der erste Brief da.

„Ist alles gesund?" fragte Hellmuth Sperber begierig.

„Ja, meine Mutter ist gesund; Ihr Herr Vater ist gesund, Fräulein Dorothea ist gesund, und im Stalle ist Gott sei Dank auch alles gesund! Ein Fohlen haben sie von der Fuchsstute. Drei Schweine haben sie geschlachtet, eines auf Marken und zwei heimlich, und da fehlt's ja Gott sei Dank an nichts. Die Ferkel kosten jetzt hundertundvierzig Mark von der Sau weg. Wirklich ein Schweinegeld! Die Kartoffeln machen sich ausgezeichnet dieses Jahr, gar keine bösen sind darunter. Der alte pensionierte Lehrer ist gestorben. Gott habe ihn selig;

mir hat er die Jacke einmal ordentlich voll gehauen. Der Pfarrvikar ist versetzt worden; warum, weiß niemand. Fräulein Dorothea ist fast alle Tage auf Weiringenhof. Mutter schreibt, es sei gewißlich das beste und tüchtigste gnädige Fräulein von der ganzen Welt. Und die rotscheckige Liese haben sie verkauft. Ich hab's immer gesagt, daß die Kuh nichts taugt; bloß der Schaffer war gegen den Verkauf. Nun wird also nebst einer Beimischung von Pferdefleisch Salami aus ihr gemacht. Wenn das die Hindu wüßten! Ja, eine Hauptsache: der Schmied aus der Fabrik, der uns so geärgert hat und uns die Revolution auf den Hals hetzte, hat sich an der Parteikasse vergriffen. Da haben ihn seine Genossen furchtbar verhauen. Das war ihm gesund. Das heißt, es war ihm eigentlich nicht gesund; denn er liegt im Hospital und ist sehr krank. Der junge Förster hat Marie Reimann einen Heiratsantrag gemacht. Der Trottel! Er ist gehörig abgeblitzt worden."

„Ah," sagte Sperber, „Marie Reimann, das ist wohl — wenn die Frage erlaubt ist — das geheimnisvolle M. R. auf Ihrem Lautenband?"

„Lautenband oder nicht, Herr Doktor, was hat so ein junger Grünspecht, der erst zugezogen ist, sich an unsere Mädchen heranzumachen? Wenn ich nach Hause komme, werde ich ihm heimleuchten. Die Kriegsgefangenen sind jetzt alle zurück. Die große Mehrzahl ist ganz still. Sie sind lange in der Fremde gewesen und wissen nun, was die Heimat wert ist."

„So schreibt meine Mutter!" setzte Fritz schnell hinzu, als er des Barons Augen aufglimmen sah. Aber dann fuhr er harmlos fort:

„Die Glocken sind zurückgekommen. Wir hatten sie abliefern müssen, damit Kriegsmetall geschafft werde; aber sie sind noch nicht zerschlagen gewesen, und so sind sie zurückgekommen. Als sie wieder geläutet haben, ist alles nach dem Kirchberg gerannt und hat sich da aufgestellt und hat auf die Glocken gehört, so — schreibt meine Mutter — wie man halt auf eine liebe Stimme hört, die lange verstummt war. Und so würde sie auch auf meine Stimme mal hören, wenn ..."

Fritz mußte eine Pause machen. Aber dann blitzte sein Auge auf.

„Meine Mutter hat auch den Doktor haben müssen. Ich hatte ihr von Hamburg aus noch drei Pfund Bohnenkaffee geschickt. Nu hatte sie vier Jahre lang keinen Bohnenkaffee mehr getrunken, und er war doch immer ihr Lieblingsgetränk gewesen. Na, da hat sie sich halt einen Kaffeekrug voll Bohnenkaffee gemacht und ihn ausgetrunken. Und da hat sie es so arg mit dem Herzen gekriegt, daß Fräulein Dorothea den Doktor kommen ließ. Es ist aber schon am anderen Tage wieder gut gewesen. Wenn ich der Mutter nun schreibe, werde ich gegen sie eine Buddhistenpredigt loslassen über Genußsucht und weltliche Freuden, und dann werde ich sehen, daß ich hier von einer großen Stadt aus mal eine Kiste Kaffee heimschicken kann."

„Fritz, geben Sie mir eine Zigarette!" sagte Maya mit einem kleinen, etwas spitzen Lachen.

Fritz verbeugte sich und reichte Maya sein Zigarettenetui dar, das er auf einem Schützenfest gewonnen hatte und das aus Neusilber war.

„Sie sind nämlich ein famoser Kerl, Fritz!" sagte Maya.

„Famoser Kerl oder nicht, gnädiges Fräulein, wenn man so einen Brief kriegt wie ich, fließt das Herz über. Zwar die Adresse hat meine Mutter nicht geschrieben; es ist alles in lateinischen Buchstaben und in Englisch, und das kann ja meine Mutter nicht. Sie macht auch viele Fehler; sie schreibt mit konstanter Bosheit die Substantiva klein und die Adjektiva groß. Aber das schadet nichts, sie schreibt doch die allerbesten Briefe. Diesen Brief hat sie am 24. Dezember geschrieben, am Heiligen Abend, wo wir alle wie die verlassenen Schafe in Bombay saßen. — Es ist dieses Jahr zu Hause sehr schönes Weihnachtswetter gewesen. Der Park von Weiringenhof war verschneit; am Tage hat die Sonne geschienen, und in der Nacht war Sternenschein. Fräulein Dorothea hat am Nachmittag für alle armen Kinder, auch für die von den Fabrikleuten, eine Einbescherung gemacht. Sie hat selber Weihnachtslieder gesungen, und es ist alles schön und friedlich zugegangen. Das alles hat mir nun meine Mutter geschrieben, und es ist ja wohl kein Wunder, daß ich mich sehr darüber gefreut habe."

Zunächst war es still, als Fritz seinen Bericht beendet hatte. Ein Weiblein, das nicht richtig schreiben konnte, das die Hauptwörter klein, die Eigenschaftswörter groß schrieb, hatte einen Brief über Länder und Meere gesandt, in den Palast eines indischen Fürsten. Und siehe da, der Brief hatte deutsche Luft in das fremde Gemach getragen. Alle sahen die Heimat, fühlten die Heimat, hörten die Heimat, schmeckten die Heimat. Der, den es am tiefsten gepackt hatte, ohne daß er es zeigen mochte, sagte, er wolle sich heute etwas zeitiger zurückziehen, und ging — Richard Weiringen. Die anderen blieben sitzen. Hellmuth Sperber

erzählte dem Professor und Maya von seiner und Richards Heimat, und Fritz Seidelmann, der jeden Namen, jeden Baum und Strauch kannte, den jener anführte, hörte selig zu. Das, sagte er sich, war bis jetzt die interessanteste Stunde im Orient.

Ehe sie gingen, sagte Calerius zu Fritz:

„Wissen Sie, warum Sie heute die große Freude mit dem Briefe von Ihrer Mutter erlebt haben? Weil Sie dem armen Korbmacher wieder auf die Beine halfen ..."

In dieser Nacht schliefen alle gut, sogar Maya, seit vorgestern wieder zum ersten Male. Fritz hatte den Brief seiner Mutter unter dem Kopfkissen liegen.

Nur Richard Weiringen schlief nicht. Er hatte qualvolles Heimweh. Im Schützengraben in Flandern hatte er es nie so gehabt. Damals hatte er noch eine Heimat, damals lebte der Vater noch, war das alte Gut, der alte Park noch da, der jetzt zu Weihnachten so schön gewesen sein sollte. Er gehörte ihm nicht mehr; er hatte da nichts mehr zu suchen. Selbst seine toten Ahnen waren ausgezogen. Warum suchte seine Seele in so bitterer Sehnsucht den alten Park, das alte Haus, das alte Land?

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Tage gab es in der Palaststadt des Raja große Aufregung. Ein Weib war eingedrungen und bis vor das Haus des Oberpriesters Drona gelaufen, der in der Residenz seinen eigenen Palast hatte. Das Weib war eine Eurasierin, ein Mischling, halb europäischer, halb hindostanischer Abstammung. Sie gehörte als Eurasierin einer niederen Kaste an, und schon dadurch, daß sie es gewagt hatte, in die Nähe des Brahmanenhauses zu

kommen, war dieses entweiht. Ihr Schatten war auf das Haus gefallen, ja noch mehr, sie hatte ein grauenhaftes Verbrechen begangen: sie hatte das Haus angespuckt!
Der Oberpriester Drona hatte mit seiner Tochter und all seiner Dienerschaft das Haus sofort verlassen und durch die Palastwache die Festnahme des sich ganz rasend gebärdenden Weibes bewirkt.
Am Nachmittag erschienen drei andere Priester, die das entweihte Haus neu einsegneten. Viel Volk des Palastes wohnte der feierlichen Handlung bei. Calerius sah von einem Balkon aus zu, und Fritz Seidelmann, der sehr neugierig war, aber einen ungünstigen Platz hatte, zog sich einen steifen Hals zu.
Der erste Priester las in lautem Predigertone aus den Veden vor, der zweite sang in langgezogenen Tönen aus den Upanischads, der dritte murmelte Zauberspruche aus einem dritten Buche. Der Oberpriester überwachte die ganze Zeremonie.
Die Stelle, wo das Schudraweib gegen die Mauer gespuckt hatte, wurde in quadratmetergroßer Ausmessung von geschickten flinken Arbeitern ausgestemmt und durch neues Mauerwerk ersetzt.
Das dauerte zwei Tage. Danach erschienen die Priester abermals und weihten das Haus, das inzwischen durch die Arbeit von Leuten aus niederer Kaste ja aufs neue entehrt worden war, abermals ein, wieder mit demselben umständlichen Zeremoniell, mit Rezitation, Gesang und Zaubergemurmel. Darauf blieb der Oberpriester mit seiner Tochter dem Hause noch drei Tage und drei Nächte fern, während deren er Buße tat, sich viel badete und fastete. Endlich zog er unter feierlichem Geleite in sein

Haus zurück; das mitströmende Volk blieb achtungsvoll in hundert Fuß Entfernung vor dem Hause des Brahmanen stehen, weil durch größere Annäherung wiederum eine Entweihung eingetreten wäre. Nur zwei Brahmanen sehr hoher Kaste durften den Oberpriester Drona nebst seiner tiefverschleierten Tochter und ihren Frauen bis an die Türe des Palastes begleiten.

Das neugierige Volk, das mitgelaufen war, wurde von Soldaten aus dem äußersten Tore der Palaststadt hinausgedrängt. So lungerte es draußen, den Bergweg hinab, auf weitere Aufregungen.

Denn jetzt mußte ja das Weib, das ein Brahmanenhaus angespieen hatte, in Ketten vorbeigeführt und unterhalb des Berges getötet werden. Eigentlich müßte sie lebendig verbrannt werden. Aber unter der Herrschaft des neuen Raja war — sehr zur Betrübnis des Volkes — eine solche Feuertodstrafe nicht mehr vollzogen worden. So würde man ihr eben den Kopf abhauen. Das war nichts besonders Interessantes, aber immerhin, wenn nichts Besseres geboten wurde, nahm man damit vorlieb.

Das Volk wartete vergebens. Kurz, ehe die rasch eintretende Nacht anbrach, stürzte, lärmte, stolperte alles den steilen Weg zur Stadt hinab. Die meisten waren voller Enttäuschung. Unter dem neuen Raja wurde das Leben fade...

Der Raja hatte das eurasische Weib, das von dem zuständigen Gerichte zum Tode verurteilt worden wäre, kraft seiner Allgewalt vor seine eigene höchste Gerichtsbarkeit beschieden.

Das Weib stürzte mit dem Gesichte vor ihn auf den Fußboden.

„Erhebe dich auf deine Knie!“
Sie gehorchte. Sie kniete.
„Bist du das Weib, das sich beim Feste Ganeschas vor den Wagen des Gottes warf?“
„Ja, Herr!“ hauchte die Frau.
„Du hast damals schon den heiligen Oberpriester Brahmas beschimpft.“
„Ja, Herr!“
Das Weib fiel auf das Gesicht zurück.
„Erhebe dich auf die Knie! Gib Antwort. Wer war dein Vater?“
„Ein irischer Seemann.“
„Und deine Mutter?“
„Eine Hindufrau aus Lucknow.“
„Warst du, da du also eine Eurasierin bist, in einer Schule?“
„In einer christlichen Schule, Herr, bis mein Vater starb, dann nicht mehr.“
„Bist du eine Christin?“
„Nein, Herr, ich gehöre zum Hinduglauben.“
„So weißt du, was für eine Strafe auf dein Verbrechen steht. Nenne sie!“
„Der Tod, Herr!“
Sie sagte es ganz ruhig, und der Raja verwunderte sich nicht darüber; denn niemand spricht so gleichgültig vom Tode, niemand sieht ihm mit so eisiger Kälte entgegen wie der Hindu.
„Erhebe dich auf deine Füße!“
Das Weib stand auf.
„Sieh mir ins Gesicht und sage mir, warum du den Oberpriester hassest. Sprich ohne Scheu die Wahrheit!“

„Herr, ich hatte ein einziges Kind, alle Leute sagten, es sei wunderschön."
Das glaubte der Raja; denn auch dieses Weib war sehr schön.
„Das Kind hieß Seta. Es war sechs Jahre alt und es war all meine Freude. Eine andere Freude hatte ich nicht; denn ich bin arm und bin Witwe. Der Oberpriester Drona hat mir mein Kind genommen."
„Man sagt," unterbrach sie der Raja, „daß ein Tiger dein Kind zerrissen habe."
„Das ist unwahr, Herr! Ich habe durch unsern heiligsten Yogi einen Zauber über das Kind sprechen lassen, daß ihm kein Tiger etwas anhaben kann, und habe dem Yogi zehn Rupien dafür geopfert. Dem Tiger habe ich meine Milchziege geopfert, indem ich sie zur Nacht an einen Baum band und der Tiger hat das Opfer angenommen. Er hat mein Kind n i c h t zerrissen."
„Das ist ungewiß," entgegnete der Raja. „Wie kommst du aber auf den Oberpriester?"
„Herr, der heilige Yogi, von dem ich sprach, wohnt in einem hohlen Baum, eine halbe Stunde vor der Stadt. Ich bin zu dem hohlen Baum gewallfahrtet und habe den Yogi wegen meines Kindes gefragt. Der Yogi, der im Dienste Wischnus steht, weiß durch seine Gnade alles, was vergangen ist, was jetzt ist und was sein wird. Er hat mir geweisſagt: ‚Ich sehe einen Priester in weißem Gewande, Goldfäden in den Schnüren, die er am Halse trägt, er spricht mit einem schwarzen Manne, übergibt diesem dein Kind und erhält dafür soviel Goldstücke von dem Dunklen, wie du Finger an deiner Hand hast.' Herr, der Oberpriester hat meine Seta verkauft. Er hat sie ge-

sehen, als ich mit ihr durch die Stadt ging, und dem Kinde den bösen Blick gegeben. Er hat sich sogar nach dem Kinde umgewandt. Wann wendet sich je ein Brahmane nach einem Schudrakinde um? Seta ist verkauft!"
Sie lag wieder auf dem Angesichte.
„Stehe auf! Du kehrst in den Kerker zurück. Aber deine Seele soll ohne Schrecken sein. Zunächst wird dir nichts Böses widerfahren."
„Herr, lasse mich töten; aber rette mein Kind!"
Sie wurde abgeführt, und der Kerkermeister erhielt Befehl vom Raja, die Gefangene in allem gut zu behandeln, ihr genügend Nahrung und ein Lager von Stroh zu geben.
Darauf schickte der Fürst zu dem Fakir, der in einem hohlen Baum außerhalb der Stadt wohnte, und ließ ihn vor sich bescheiden: Aber die Boten kamen zurück und meldeten: Der heilige Yogi könne nicht kommen; er habe ein Gelübde zu Wischnu Isvara getan, dreißig Jahre lang in dem hohlen Baum zu wohnen und ihn nicht über neunundvierzig Schritt weit zu verlassen.
So blieb dem Raja nichts übrig, als den sonderbaren Heiligen selbst aufzusuchen. Er ritt, nur von einem Diener begleitet, zur Stadt hinaus.
In einer riesigen Zeder, deren Stamm hohl war, hauste der Heilige. Er hatte starke, lange Nägel durch das Holz der Zeder getrieben, so daß die Spitzen in die Höhlung drangen, und er saß mit untergeschlagenen Beinen auf Glasscherben in dieser furchtbaren Wohnung.
Der Raja stieg vom Roß und näherte sich dem Heiligen. Er grüßte ihn. Der Yogi antwortete nicht. Er ließ die Perlen seines Rosenkranzes fallen und bewegte zuckend die Lippen im Gebete. Erst nach langer Zeit schaute er

auf. Er erkannte seinen Landesherrn, aber er schaute ihn so gleichgültig an wie einen Schudra oder ein Bettelweib.
„Du Diener und Heiliger des großen Brahgavant, ich komme um einen Rat zu dir. Ein eurasisches Weib hat ihr Kind eingebüßt, und du hast ihr gesagt, ein Brahmane mit Goldfäden in der Halsschnur, also ein Oberpriester, habe das Kind an einen dunklen Mann um fünf Goldstücke verkauft!"
„Es ist so!" sagte der Yogi.
„Heiliger Brahgavants, sage mir, ob du das mit leiblichen Augen oder mit dem Auge deiner Seele gesehen hast!"
„Nur der Geist sieht," antwortete der Yogi, „das Auge sieht nicht. Auch der Tote hat Augen und sieht nicht."
„Das ist wahr, o Heiliger, aber ich möchte wissen, ob du die Augen des Leibes offen hattest, als du es sahst."
„Ich weiß es nicht. Nur der Geist sieht!"
„Heiliger, sage mir, ob du es gesehen hast von diesem Baume aus, wo du zu Ehren Wischnu Isvaras wohnst, oder von einem anderen Orte aus."
„Von einem anderen Orte! Von den dreißig Jahren, die ich hier wohnen werde, sind noch nicht drei Monde vergangen."
„Wo hast du es gesehen?"
„Ich lag im Gestrüpp im Zwiegespräch mit einer heiligen Schlange, die mit ihren Jungen in ihrem Neste war. Da hörte ich es."
„War ein Weg in der Nähe?"
„Wohl war ein Weg in der Nähe. Manchmal kamen Schritte und störten mich in dem Zwiegespräch mit der heiligen Schlange."

„Hörteſt du auch Worte? Hörteſt du auch das Klingen des Goldes? Hörteſt du es wirklich?“
„Ich hörte es. Aber nur der Geiſt hört. Auch ein Toter hat Ohren und hört nicht.“
„War es dieſer Weg, wo du es hörteſt?“
„Nein, es war ein Weg von der Stadt aus gegen die hohe Sonne.“
„Alſo gen Mittag! — Heiliger, eine Mutter ſchreit nach ihrem Kinde und — vielleicht — ein Böſewicht freut ſich. Haſt du mir noch irgend etwas zu ſagen?“
„Nein!“ ſagte der Yogi, griff nach ſeinem Roſenkranze und fing wieder an zu beten. Er beachtete die Gegenwart des Raja nun nicht mehr im allermindeſten. Dieſer legte einige Rupienſtücke auf einen Stein in der Nähe der Zeder, ſtieg auf ſein Roß und ritt nach Hauſe ...
Am Nachmittag beſchied er den Oberprieſter Drona zu ſich. Der Brahmane ließ ſich ſagen, er ſei bei ſeiner Andacht und könne nicht kommen. Darauf ließ ihm der Raja ausrichten, es ſei ihm bekannt, daß alle Andachtsübungen eines Brahmanen am Tage etwa fünf Stunden Zeit beanſpruchen. Eine Stunde vor Sonnenuntergang hätte der Prieſter in der großen Empfangshalle zu erſcheinen. Das war ein feierlicher, ſtrenger Befehl.
Um fünf Uhr nachmittags ſchritt der Oberprieſter ſtolz über den innerſten Hof zum Palaſt. Vier junge Brahmanen gingen als Ehrengeleit vor ihm her. Er kam in den großen Audienzſaal. Der Saal war leer. Eine halbe Stunde lang mußte der Prieſter warten, bis der Raja kam. Er war begleitet von ſeinem erſten Miniſter, von einigen hohen Richtern, von vier Offizieren von der Palaſtwache und zwei Schreibern.

Das stolze, unbewegliche Gesicht des Priesters färbte sich doch, als er diesen Aufzug sah. Seit zwei Jahren hatte er bei dem Fürsten die erste Audienz.
Der Raja nahm auf seinem Thronsessel Platz, das Gefolge gruppierte sich um ihn.
„Oberpriester Drona, deine Begleitung ist entlassen."
Die vier jungen Brahmanen, die im Hintergrunde standen, verneigten sich tief, mit den Händen an der Stirn, und verließen den Saal.
„Wir haben unter uns zu reden, Brahmane, und du findest — so hoffe ich — den Weg allein nach Hause!"
„Es ist das erstemal," sagte Drona leise, „daß ich, der Hohepriester, also empfangen werde."
„Das glaube ich wohl," sagte der Raja kalt; „aber es gibt einen guten Grund dafür, nämlich: es gefällt mir so. Und was dem Raja gefällt, ist Gesetz. Über zwei Dinge habe ich mit dir zu verhandeln. Alles wird nur wenig Zeit in Anspruch nehmen. Seit wann kennst du das eurasische Weib, das bei uns seit kurzem gefangen ist?"
„Seit dem Tage, da sie das Verbrechen an meinem Hause beging."
„Du sahest sie früher nie?"
„Nie! Was habe ich mit einem eurasischen Weibe zu tun? Es ist mir so fern wie eine Made am Wege?"
„Das weiß ich, Brahmane! Wußtest du also auch nicht, daß sie ein Kind hat?"
„Ich bekümmere mich nicht um die Kinder von Unreinen."
„Drehst dich auch nicht auf der Straße nach ihnen um?"
Der Brahmane schwieg.
„Antworte mir!"

„Ich bin der oberste Priester Schiwas in diesem Lande. Eine andere Antwort kann ich nicht geben."
„Du hast also auch nicht das Kind der Eurasierin an einen Drawida verkauft?"
Das Gesicht des Brahmanen wurde wie Stein.
„Für fünf Pfund englische Sterlings meine ich," sagte der Fürst lächelnd.
„Du antwortest nicht. Also nehme ich an, daß dein Schweigen auf meine Fragen ‚Ja!' bedeutet."
„Nein!" sagte der Brahmane mit einem Ausdruck unendlicher Verachtung.
„Nun, diesen Fall wollen wir vertagen. Den andern werde ich gleich mit dir abmachen. Du hast die Eurasierin, die dein Haus bespie, festnehmen lassen."
„Ich tat es!" sagte der Brahmane.
„Du hast weder mich noch den Hausminister noch irgend einen Richter befragt. Du tatest es aus einer Machtvollkommenheit, die du nicht hast."
„Immer hatte der Oberpriester solche Macht," sagte Drona mit drohender Stimme.
„Immer, Brahmane, bis ich auf den Thron kam. Ich hob solche Macht der Priester auf! Das ist dir bekannt."
„Es ist wider das heilige Gesetz."
„Das Gesetz," sagte der Raja ruhig, „ist jetzt folgendes: Die Soldaten, die dir zu Willen waren, erhalten die Bastonade; dir, den sein Kleid und seine Kaste vor solcher Strafe schützen, wird befohlen, daß du tausend Rupien zahlst, die das eurasische Weib bekommt, die in dieser Stunde aus der Gefangenschaft entlassen wird."
Das Gesicht Dronas verzerrte sich vor Wut. Er gab dem Raja keine Antwort, er sah ihn nicht an, aber er fing

an, geheimnisvolle Worte zu murmeln und mit der Hand Figuren in die Luft und gegen den Fußboden zu zeichnen.
„Spar dir deine Zauberfaxen," sagte der Raja, „ich glaube nicht an sie und darum fürchte ich sie nicht. Es ist hiermit Befehl gegeben, daß der Oberpriester Drona die Mauern der Palaststadt nicht mehr verläßt. Entferne dich!"
Wie ein Trunkener schwankte Drona hinaus ...
Der Raja entließ sein Gefolge und blieb mit dem Diwan, seinem ersten Minister, allein.
Er ging aufgeregt in der großen Prunkhalle auf und nieder.
„Nun ist die Todfeindschaft offenkundig; nun ist der Krieg erklärt; aber es ist besser als der heimliche Kampf, als das Schwären unter der Haut."
Der Diwan sagte:
„Ja, Hoheit, es muß nun auf die eine oder andere Art ausgetragen werden. Der Oberpriester wird sich englischer Hilfe bedienen."
„Das tut er längst; er ist ein gemeiner Verräter. Am besten wäre es, man schlüge ihn tot!"
„Nein, Hoheit, die Brahmanen würden das ganze Hindu-volk aufwiegeln. Hoheit wissen, wie groß der religiöse Fanatismus ist."
„Die Engländer benützen ihn geschickt; sie spielen die Moslim gegen die Hindu aus, die Brahmanen gegen die Fürsten."
„So ist es!"
Sie gingen schweigend auf und ab.
„Wenn es gelänge, ihn des Kindesraubes zu überführen, hätten wir ihn. Da hülfe ihm kein Heer von Göttern

mehr. Ich bin überzeugt, daß er das Kind an einen Agenten verschachert hat, vielleicht für eines der scheußlichen Menschenopfer für die Durga-Kali."

„Ich bitte, anderer Meinung sein zu dürfen, Hoheit. Da das Kind sehr schön und graziös war, wird es in einen Tempel gebracht worden sein, um dort als Tempelmädchen ausgebildet zu werden."

„Von all den entsetzlichen Mißständen bei uns ist mir diese Prostitution in den Tempeln der widerwärtigste."

„Es drängen sich noch heute viele Mädchen dazu."

„Gewiß; das geschieht ja auch in Europa. Auch da blüht das schmähliche Gewerbe unter den Augen der Behörden. Aber bei uns — diese Tempelschändung, der grausige Gedanke, daß ein Priester es ist, der das unschuldige Kind zuerst entehrt, wenn er sich dieses scheußliche Recht nicht von einem reichen Wüstling abkaufen läßt. Auch Drona macht solche Geschäfte."

„Er ist trotz seiner Wohlhabenheit von gemeinster Habgier. Das entführte Kind muß sehr schön gewesen sein, wenn der Agent Geld dafür gezahlt hat."

„Wenn ich ihn überführe, lasse ich ihn an ein Eselsgespann binden und durch die Stadt schleifen."

„Wir müssen vorsichtig sein, Hoheit. Wir müssen uns vor den Brahmanen hüten; sie sind die gefährlichste Macht."

„Ah — die Brahmanen! Glauben Sie, daß auch nur ein Bruchteil von ihnen das glaubt, was sie dem Volke vorgaukeln? Ich glaube von all dem elenden Götzenspuk nichts — nichts, Diwan! Ich glaube an Brahma, den Erschaffer der Welt und ihren gütigen Erhalter. Ich glaube, daß ich zu ihm gelange und mit ihm eins sein

werde, nachdem die Zeit meiner Läuterung vorüber ist. Weiter glaube ich nichts."

„Der Glaube von Eurer Hoheit ist auch mein Glaube und der Glaube vieler der besten Männer in diesem Lande."

„Wenn einmal die Götzen fallen, werden auch die Brahmanen fallen," sagte der Raja. „Nicht Brahma erhält sie, nicht die Liebe und Schönheit und Reinheit, sondern die fratzenhaften Vorstellungen von Dämonen und bösen Teufeln. Nicht auf die Liebe, auf die Furcht ist diese Religion aufgebaut; nicht im hellen Lichte des Tages, sondern in der Nacht geängstigter armer Köpfe tut sie ihr Werk."

Als wenn ein gewaltiges Echo auf diese Worte käme, scholl eine Stimme mächtig aus dem angrenzenden Hofe herauf. Der Raja kannte diese Stimme, die rollen konnte wie der Donner des Himmels, überreden wie die ruhige Sprache des Weisen, werben wie die Lockungen eines Bräutigams, trösten wie die Worte einer Mutter.

„Asita, der Bikschu!" sagte der Raja. „Er predigt im Hofe."

Sie traten an ein Fenster der Halle und spähten vorsichtig hinab. Etwa zweihundert Menschen hatten sich um Asita geschart, der von einer kleinen Treppe herab predigte. Etwas abseits von den Hindus standen die Europäer, Fritz Seidelmann am weitesten vorn, Calerius mit Richard und Hellmuth, denen er offenbar des öfteren Aufschlüsse gab, Maya an einen Brunnenrand gelehnt, von dem sie den Mönch unausgesetzt ansah.

Und so predigte der buddhistische Mönch:

„Glaubet nicht den Brahmanen. Sie haben sich seit Jahrtausenden selbst belogen und sind so tief in Irrtümer

geraten, daß sie euch den rechten Pfad nicht weisen können. Glaubet nicht an alte Traditionen, an Gerüchte, oder was der oder jener euch als das Zeugnis eines Weisen anpreist. Alle diese Leute sind Männer mit der geschlossenen Hand. Das Beste behalten sie für sich. Der einzige Wegzeiger ist Buddha. Buddha ist nicht Gott, er ist ein Mensch; aber er ist der Wegzeiger unter den Menschen; er weist dir den Pfad zur Erlösung. Nur du allein kannst dich erlösen, kein Gott, kein Vermittler, kein Opfer, kein Gebet kann es tun. Du allein kannst dich erlösen, indem du dich von dem Leben erlöset, welches das Leiden ist. Alles in der Welt ist gesetzmäßig, und weil es gesetzmäßig ist, muß es sich erfüllen an dir selbst, was du tust oder nicht tust, und kein anderer kann dir helfen oder dir etwas schenken oder abnehmen.

„Befreie dich von den Begierden! Sie sind die Peitsche, die dich in die Dornenwüste der Leiden treibt. Denn wenn eine Begierde befriedigt ist, so stellt sie sich immer wieder und immer stärker wieder ein, woraus du sehen magst, welch eine tückische Leidenbringerin die Begierde ist. Und wenn du sie wieder und wieder befriedigst, es wachsen ihr immer neue Köpfe und neue Mäuler, und deine Kräfte, die Begierde zu befriedigen, lassen nach. Und dann bist du ganz im Elend; denn deine Begierden sind groß geworden wie gefräßige Riesen, und deine Kräfte sie zu befriedigen, klein wie arme Zwerge.

„Durch die Jahrmillionen schleppst du dein Leben, weil du das Leben liebst und suchst, immer wieder, immer fester binden dich deine nach Glück tastenden Hände ans Rad der Dinge, das durch die Welten und Zeiten rollt.

„Du glaubst, daß du ein ‚Ich' seiest, doch das ist nicht

wahr. Du hast eine Individualität, keine Seele. Was in deiner Individualität an Gutem und Bösem ist, wird bei der Wiedergeburt zu guter oder böser Anlage, zu lichtem oder dunklem neuen Leben. Das Bewußtsein ist nichts als eine Fackel, die dir das eine Leben beleuchtet. Beim Tode löscht die Fackel aus. Aber bei der Wiedergeburt ergreifst du eine neue Fackel, ein neues Bewußtsein, und erst, wenn du vollendet sein wirst, wirst du zurückschauen auf alle deine Geburten wie auf einen Millionen mal Millionen Meilen weiten Weg, der deshalb so lang und qualvoll war, weil er immer vom rechten Pfade abbog, sich in weite Wüsten und Dämmerungen verlor und erst zuletzt einmündete in die Straße zum Frieden, welche da ist Nirwana.

„Hüte dich vor Sinnenlust, hüte dich vor Lust an irdischem Gute und an Macht und Ehre, hüte dich vor Wohlleben, liebe die Armut, tue keinem Menschen oder Tier etwas Übles!"

So sprach der Mönch. Hatte er einen Blick geworfen auf das schöne Weib, das am Brunnen lehnte, oder war das eine Täuschung? So fuhr der Mönch fort:

„Niedrig geboren ist das Weib. Der Erleuchtete hat lange gezögert, es in die Gemeinschaft aufzunehmen. Dennoch sollt ihr milde sein auch wider das Weib, sowie gegen das Tier. Ihr sollt es nicht quälen um fremder Sünde willen. Wenn euch die Brahmanen sagen, der frühe Tod des Mannes erfolge wegen einer schweren Sünde der Frau in ihrem früheren Leben, so ist das Irrtum. Und wenn die Frau darum gehaßt, verfolgt, gepeinigt wird bis an ihr Ende, so ist das schwere Ungerechtigkeit.

„Ihr Brüder, seid ohne Haß unter den Hassenden, gerecht unter den Ungerechten, milde unter den Peinigern! Hütet euch aber, daß ihr je eine schöne Gestalt oder ein schönes Gesicht wertschätzet. Was ist der Mensch? Aus zweiunddreißig scheußligen Dingen ist er zusammengesetzt: aus Fleisch, das beim Tode die Luft verpestet, aus Knochen, die in Mehl zerfallen, aus Blut, das beim Tode gerinnt, aus Kot, Haaren, Talg, Drüsensaft, Speichel, Schleim. Findest du das schön, oder was findest du schön am Menschen?

„Schön ist nur der mittlere Weg. Nenne ihn nicht Entsagung. Wenn du ihn Entsagung nennest, so zeigst du, daß du an den Gütern der Welt, an Familie, Reichtum, Wohlleben, Schönheit, Tanz und Spiel noch hängst. Nenne den Weg die große beseligende Befreiung, nenne ihn das Abwerfen der Last; denn so du ihn einschlägst, wird er dich in große Einsamkeit, Freiheit und Stille führen; dort wirst du die Bronnen des Friedens finden, die allen Durst löschen, wirst Wonnen haben in deiner Brust, die kein Irrender je findet in der Wüste des Lebens. Wenn alle deine Begierden auslöschen, all dein Wille zum Leben, werden auch deine Leiden auslöschen wie ein Licht, das gebrannt, aber nicht geleuchtet hat, und das nie mehr angezündet wird durch die Flamme der Leidenschaft! Dann wirst du in Parinirwana eingehen, die Stätte, von der der Erleuchtete sagt: ‚wo nicht Erde noch Wasser ist, nicht Luft noch Licht, nicht Raum noch Zeit, nicht irgend ein Dasein, nicht Vorstellen oder Nichtvorstellen, nicht diese Welt noch jene Welt, nicht Entstehen noch Vergehen, nicht Sterben, nicht Geburt, nicht Ursache noch Wirkung, nicht Veränderung noch Stillstand‘. Das,

meine Brüder, ist Parinirwana. Suchet den Weg! Suchet ihn nicht in den Irrnissen des Nordens, der die reine Lehre Buddhas gefälscht hat, suchet ihn nach der Lehre des Südens. Sieben Tage, sieben Nächte noch werdet ihr mich finden unter einem Feigenbaume, nördlich von dieser Stadt. Dahin möge kommen, wer mich befragen will, daß ich ihm den Wege weise, auf daß er die Zufluchtsformel spreche: ‚Ich nehme meine Zuflucht zu Buddha. Ich nehme meine Zuflucht zur Lehre. Ich nehme meine Zuflucht zur Brüderschaft'."

Der Mönch verließ seinen Platz und ging langsam zum Tore hinaus. Fünf Männer folgten ihm. Die anderen standen still und stumm da.

Da wollte auch Maya dem Mönche nach; aber der Vater trat neben sie und faßte sie fest am Arme.

Oben in der Palasthalle hatten der Raja und sein Diwan der Predigt zugehört. Ob der Raja etwas verstanden hatte? Er hatte immerfort nach dem schönen Mädchen am Brunnen geschaut.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Calerius nahm seine Tochter mit auf sein Zimmer.

„Du mußt nach Europa zurück, Maya," sagte er kurz und streng.

„Nie, Vater!"

„Du hältst hier die kühle Jahreszeit nicht aus; sie verändert dein Wesen, dein Temperament, deinen Charakter. Was soll werden, wenn die heißen Monate kommen oder dich gar die Regenzeit ein Vierteljahr lang im Hause gefangen hält?"

„Was hat denn bei mir das alles mit Jahreszeiten zu tun?"

„Das hiesige Klima hat einen unheilvollen Einfluß auf dich. Warum laufst du dem Bickschu nach, Maya? Warum starrst du ihn an, wie nie eine Frau deiner Erziehung und deines Geschmacks einen Mann anstarren darf?“

„Ich weiß es nicht; ich weiß gar nicht, daß ich es tue,“ sagte sie traurig und demütig. „Verzeihe es mir, Vater!“

„Ich hoffe, daß ich dir nie werde etwas zu verzeihen haben, Maya! aber ich darf nicht dulden, daß du überspannt wirst.“

„Vater!“

„Ja, es ist besser, ich sage dir von Anfang an die Wahrheit. Der Buddhismus hat schon so manchen Kopf verdreht. Und gerade gute Köpfe verdreht er, ideal gesinnte Herzen, mitleidige weiche Seelen fängt er ein.“

„Die Lehre ist herrlich.“

„Sie hat vieles Große, Erhabene, Heilige und Tiefe. Aber die Lehre von dem Unwert und der Vergänglichkeit der irdischen Dinge, von dem Gerichtetsein auf Großes und Ewiges hat auch dein Christentum, hat eine viel tiefere und herrlichere Auffassung von dem Königtum des Leidens als der Buddhismus. Der Buddhismus kennt keine Seele, keinen Gott, keine Gnade. Er kann sich nicht zu dem Gedanken aufschwingen, daß ein ewiger gütiger Vater auch dem schuldigen Menschen Frieden schenken kann, indem er ihn begnadigt; er weist auf den starren Lauf der Naturgesetzmäßigkeit eines sausenden Rades hin. Der Buddhismus, das ist sein größter Fluch, verneint den heiligen Wert der Arbeit. Alles Handeln bindet fester ans Rad, entfernt weiter vom Frieden. Der Mönch bettelt. Er kann ohne Essen nicht sein, ohne Kleid nicht

sein, er braucht wenigstens für die Regenzeit ein Dach über sein Haupt, er braucht manchmal eine Fahrkarte, wenn er eine Strecke mit der Bahn fahren will. Wer gibt ihm alles? Irgend ein Gönner, der diese Güter besitzt, der sie darum besitzt, weil er sie erarbeitet hat. Und was sagt ihm der Bikschu zum Dank für die Gabe, die von der Arbeit herstammt? Weil du handelst, weil du arbeitest, bist du kein wahrer Buddhist, kannst du in diesem Dasein nicht zum Nirwana gelangen; dieser Weg steht nur dem Mönche offen, der gar nichts tut; dein Handel bindet dich ans Rad. Wenn alle Menschen, wie es die Buddhisten ja doch wohl erstreben müßten, Bikschus würden, Mönche, dann stürbe die Erde nach wenigen Jahren aus."

„Wäre das ein Schade, Vater? Wäre dann nicht eben ein Fegefeuer oder eine Hölle im Weltall weniger?"

„Du unglückliches Mädchen! Wenn der böse Blick in seiner Wirkung einmal in Erscheinung trat, so war es bei dir der Fall. Mit dem ersten Strahle seiner Augen hat dich dieser Asita Bikschu vergiftet. Dem Himalayagebirge vorgelagert ist ein Sumpfgürtel, dessen Dünste so giftig sind, daß eine rasche Bahnfahrt durch das Gebiet schon genügt, zahlreichen Reisenden das tödliche Sumpffieber zu bringen. Ein paar Atemzüge in der Sphäre dieses Bikschu haben genügt, dich, mein Kind, dem geistigen Sumpffieber der buddhistischen Lebensverneinung auszuliefern. Wenn du nicht in Pflege und gesunde Luft kommst, bist du verloren."

„Vater," sagte sie leise, „vergiß nicht, daß niemand da ist, der die von dir so hart angegriffene Lehre zu verteidigen vermag. Ich möchte es tun, aber ich kann es

nicht. Und dann, Vater, war dir nicht selbst Indien immer das Land der Sehnsucht und der Wunder? Hast du nicht dein Leben lang dem Studium der heiligen Bücher Indiens geopfert? Hast du mich nicht schon als Kind die Sanskritsprache zu lehren versucht?"

„Das tat ich," sagte Calerius düster; ich sehe, es war eine Sünde. Eine unbewußte freilich, aber sie bringt Verhängnis. Auch ich, Kind, war in jungen Jahren gefangen von den Rätseln brahmanischer und buddhistischer Religionsphilosophie. Doch nicht lange! Schon seit zwanzig Jahren interessiert mich an den heiligen Büchern der Brahmanen und an den Büchern der Buddhisten, die die Brahmanen für Ketzerei halten, nichts als ihre Poesie, schließlich überhaupt nur noch das Historische und Sprachliche. Dich, dich hat es gefangen, armes, weiches Kind! Maya, du bist mein Kind, du bist das Einzige, was ich noch auf Erden habe. Gehe mir nicht verloren!"

Sie sah ihn liebevoll an.

„Wie könnte ich dir verloren gehen, wenn ich auf dem Wege zum Frieden bin, wenn ich mich loslöse von Irrtum, Begierde und daraus folgenden immerwährenden Leiden und Enttäuschungen! Müßtest du nicht glücklich sein, Vater?"

„Ich wäre elend, ich wäre todunglücklich, Kind, wenn du so bliebst!"

Der alte Mann begann zu schluchzen.

„Sieh, Kind, ich habe ja doch deine Schwester Luise nicht vergessen. Ich denke an sie alle Tage, alle Nächte. Seit sie tot ist, bin ich in meinem Schaffen wie gelähmt. Ich ließ euch beiden Mädchen zu Hause in Deutschland; ich ging in weite Ferne. Ich liebte — das war eine große

Sünde vor mir, die sich nun zu rächen beginnt — meine Wissenschaft mehr als meine beiden mutterlosen Kinder. Ich ließ euch allein. Die eine starb, während ich ferne war, und liegt am grünen Rhein begraben, die andere ging mit mir nach Indien und will mich auch verlassen."
Maya senkte das Haupt.
„Vater! Das erzähltest du mir selbst: Buddha verließ sein schönes Weib und seinen lieblichen kleinen Sohn, als die Erleuchtung über ihn kam. Muß nicht die höchste Erkenntnis und der Mut, ihr zu folgen, auch das Höchste sein im Leben? Kann man einen Menschen, der einem ganz nahe steht, einen Weg lieber gehen sehen als einen solchen?"
Da sprang Calerius auf. Mit Leidenschaft sagte er:
„Es ist nicht höchste Erkenntnis — es ist ewiges zweifelndes Suchen. Den Brahmaismus wirst du selbst nicht achten, da er trotz seiner herrlichen Lehre von der in sich ruhenden, alles belebenden, alles durchdringenden Weltseele in einen in Götzendienst schlimmster Art ausufernden Pantheismus geraten ist. Der Buddhismus wollte die Reformation des Brahmaismus sein, aber er verwarf mit den Götzen die Gottheit selbst, er rang sich in nichts zur Klarheit durch, nicht in der Beseitigung der Kasten, nicht über seinen Gottesbegriff, da er trotz aller Gottesverneinung doch die Götter annimmt, etwas höher als die Menschen gestaltete, aber allem Menschenungemach unterworfene Geister, nicht über die Herkunft der Welt, von der er wie die moderne Naturwissenschaft, die an der Urzelle stehen bleibt, eingestehen muß: wir wissen nichts, nichts über das, was der Materie Leben gibt, das Auge sehen, das Ohr hören läßt, nichts für die verneinte Seele

als den sehr dunklen Begriff Individualität, nichts über Parinirwana nach dem letzten Tode, von dem er nur zu sagen weiß, sein Wesen oder Unwesen gehe über die Grenze menschlichen Denkens hinaus. Sind solche Sucher mit blutenden Füßen, solche in der Wüste des Lebens wie in einem weißen, blendenden Radkreis ratlos Hinkauernde, solche ständig über den rechten Pfad Grübelnde, sind sie Wegweiser für andere, für Millionen der verschiedenartigsten Köpfe, Sinne, Herzen, Willen, Charaktere? Ach Maya! Und die Lehre ihrer Seelenwanderung. Möchtest du mit mir ans Grab deiner Schwester Luise treten, hin an den Rheinstrom, der ja doch wohl die heilige Ganga unseres alten Heimatlandes ist, möchtest du glauben, ihre Leibesreste ruhen unter diesem Hügel, aber sie selbst, ihre Seele, wie es die Brahmanen nennen, ihre Individualität, wie es die Buddhisten nennen, habe sich inzwischen wieder verkörpert und lebte vielleicht als ein kleiner Knabe oder kleines Mädchen in fernem Lande, vielleicht als ein Wesen uns unbekannter Art auf einem der Sternenfünklein oder einem ihrer Trabanten über unseren Häuptern, vielleicht als kleiner Vogel, der in der Nähe des Grabes in einem Gezweige sitzt und uns anzirpt? Möchtest du an irgend einem Kriegergrabe eine solche Predigt halten und sagen: Dein lieber Toter ist in eine ferne, ungewisse Welt und Gestalt verschlagen, auch du wirst nach deinem eigenen Karma einmal in eine ungewisse Welt und Gestalt verschlagen werden; eines verkündige ich euch: das Weiterleben, aber das andere kann ich euch nicht versprechen: ein Wiedersehen?"

„Lieber Vater," sagte Maya, „mit dem Tode versinkt alles Gedächtnis und damit alle Liebe. So kann auch nach

dem Tode keine Sehnsucht nach irgend etwas, sei es Person oder Sache, aus diesem vorigen Leben übrig bleiben."
Da brach Calerius ganz in sich zusammen. Erst nach einer ganzen Weile sagte er:
„Ich wußte nicht, Maya, daß dein Herz schon so kalt geworden ist. Du bist schon im Eisstrom buddhistischer Meditation. Dann erfrieren alle holden Lotosblumen des Gefühls. Er fließt, fließt, und wo er im ewigen Eismeer mündet, da ist Nirwana."
„Es mag schön sein," sagte Maya, „ruhig und kühl zu sein wie das Eismer, ohne Bewegung und doch nicht ohne Bewegung, ohne Leben und doch nicht ohne Leben, ohne Wiedergeburt und ohne Zurückfluten."
Bestürzt über dieses Gleichnis, das er zum erstenmal hörte, und das er doch selbst eingeleitet hatte, verließ Calerius das Gemach.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Am Abend fand sich der Raja in der kleinen Runde wieder ein. Maya hatte unter dem Vorwande großer Abspannung fern bleiben wollen, aber ihr Vater hatte es nicht geduldet.
Der Raja war etwas blasser und stiller als sonst. Er maß Maya mit einem tiefen Blick.
„Ich habe Sie stehen sehen bei der Predigt des Mönches," sagte er. „Sie hat wohl Eindruck auf Sie gemacht? Haben Sie alles verstehen können?"
„Ich habe den Worten nach fast alles verstanden," antwortete Maya. „Dem Sinne nach ist wohl der Buddhismus überhaupt nicht zu verstehen, weil wir nur bis an gewisse Grenzen denken können, und er weit über diese

Grenzen hinausreicht. Und mir fehlt ja die Erleuchtung; ich stehe am Anfang des Weges."

„Ich möchte Ihnen wünschen, gnädiges Fräulein, daß Sie diesen Weg nie beschreiten mögen."

„Warum?" fragte sie leise. „So sagt auch mein Vater. Aber warum sagt es der Raja? Weil er brahmanischer Religion ist?"

„Ich bin meiner eigenen Religion," antwortete der Fürst; „ich bin vom Brahmanismus wie vom Buddhismus gleich weit entfernt. Beide sind keine Führer eines Volkes zur Höhe. Sie haben versagt, eines wie das andere; sie sind diesem unseligen Lande seit Jahrtausenden ein Fluch."

Alle lauschten gespannt auf. Nach einem Weilchen fuhr der Fürst, zu dem ganzen Kreise gewandt, fort:

„Ich weiß nicht, ob uns Indien das sein kann, was Sie ‚Vaterland' nennen. Dazu ist es zu zerrissen, dazu ist der nationale Gedanke, das Zusammengehörigkeitsgefühl bei uns viel zu schwach entwickelt. Da sind Sie in Deutschland tausendmal besser daran."

„Hoheit," sagte Richard von Weiringen; „auch in Deutschland gibt es kein Zusammengehörigkeitsgefühl, und der deutsche Nationalitätsgedanke ist nichts wert. Im Inland wird er verhöhnt, im Ausland wird er rasch in den Wind geschlagen. Es war ein Irrtum, zu glauben, daß es ein deutsches Volk gäbe, es gab nur eine Menge zufällig in denselben Gefilden zusammenwohnender deutsch sprechender Menschen."

„Und das sagst du nach tausendjähriger deutscher Geschichte, das sagst du nach der Geschichte des letzten Krieges?" fiel Hellmuth Sperber erbittert ein. „Welches

andere Volk hätte denn durch vier Jahre einer Welt von Feinden unter den ungünstigsten wirtschaftlichen Verhältnissen getrotzt als eines, das ein stählernes Nationalbewußtsein hat?"

Richard zuckte die Achseln.

„Ich bin anderer Meinung. Ich glaube, ich sagte dir früher schon einmal, daß das, was du als Opfer und Heldentum ansiehst, nichts war als ein Produkt des Zwanges. Das eiserne Muß, nicht der freie Wille führte zum deutschen Opferaltar."

„Auch die frischen Jungen, die von der Schulbank herunter freiwillig in den Krieg und in den Tod sprangen, auch die Leute, die in aber Tausenden von Heldentaten, die der Lieder der größten Sänger würdig wären, die selbst das alte Spartanertum beschämten, auch die Leute, die vier Winter in wassergefüllten Löchern bei eisigem Wind und nagendem Hunger lagen, die Flinte im Arm fürs Vaterland, auch die armen Frauen, die im Schneewirbel, nur mit dünnem Umschlagetuch bekleidet, stundenlang vor geschlossenen Ladentüren standen, um für ihre Kinder auch nur die kargsten Nahrungsmittel zu bekommen, die wohl leise seufzten, aber nicht laut schrieen und lärmten, sondern vier bittere Jahre so durchhielten, immer auf den so oft mit felsenfester Sicherheit versprochenen Sieg des Vaterlandes hoffend, auch die vielen, die ihr Liebstes verloren haben und doch das Vaterland nicht haßten, sondern es an den teuersten Gräbern noch segneten — alles dieses wäre nur Zwang, Drill, Rekrutierung, Muß gewesen, kein freiwilliges Opfer, keine innere Liebe? O, nein, Richard, du tust unserem Volke bitter unrecht!"

„Ich möchte sagen," sagte der Fürst bescheiden, „daß ich den Riesenkampf Deutschlands so gesehen habe wie Sie, Herr Doktor Sperber. Freilich, ich darf wohl nicht mitreden; denn ich habe ja alles selbst nicht erlebt. — Herr Baron, ich verstehe, daß es Tage, Wochen, ja Jahre geben kann, wo man an seinem Volk verzweifelt. Ich selbst bin an meinem indischen Heimatlande immer verzweifelt gewesen. — Die Christen und Moslim lehren ja eine ewige, unentrinnbare Hölle. Wir Inder sind politisch und wirtschaftlich in einer solch ewigen Hölle, in der es keine Hoffnung und aus der es keinen Ausweg gibt."

„Auch Indien wird eine große, freie Zukunft haben," sagte Calerius.

Der Raja lächelte leise.

„Wissen Sie, mein Freund, welche Hindernisse zur Erfüllung dieser Ihrer lieblichen Hoffnung in Indien beseitigt werden müßten? Tausende. Zuerst also die Fremdherrschaft."

„Die Fremdherrschaft haben wir jetzt in Deutschland auch," sagte Richard. „Unsere Regierungsmännchen müssen in allem, was sie tun, vorher nach Washington, London und Paris schielen, was man dort wohl für Mienen dazu mache, ganz abgesehen von den besetzten tyrannisierten Gebieten."

„Das wird ein vorübergehender Zustand für Deutschland sein," sagte der Raja; „für Indien ist er konstant. Wir erleiden die Schmach, daß ein Volk von fast dreihundert Millionen Menschen, ein Volk, das fast ein Fünftel der ganzen Menschheit ausmacht, von einem kleinen europäischen dreisten Inselvölkchen beherrscht wird, wie ein mächtiges Paar Stiere, das sich seiner Kraft nicht bewußt

wird, sich von einem Knirps an den Pflug spannen und geduldig auspeitschen läßt. Sie haben uns entwaffnet, wir können uns nicht wehren; sie haben uns Eingeborenen-Regimenter gegeben, aber die schwere Artillerie und die Kriegsschiffe und die festen Plätze in ihrer Hand behalten. Wir sind wehrlos."

„Auch wir sind wehrlos!" sagte Richard. „Eine handvoll Soldaten haben sie uns gelassen, die nicht einmal imstande wären, den Tschechen oder Polen erfolgreich Widerstand zu leisten, geschweige einer großen Macht. Wenn Dänemark an Deutschland heute den Krieg erklärte, wäre Deutschland verloren. Unsere schwere Artillerie haben sie uns genommen, unsere Kriegsschiffe haben sich ehrenvoll selber geopfert, belästert und bespien von den heutigen Gewalthabern und der sogenannten Nationalversammlung. Hoheit, Deutschland ist das Indien von Europa geworden, eine mißhandelte, wehrlose Kolonie der andern. Mein Vetter Sperber wird allerdings eine andere Auffassung haben."

„Es ist jetzt so..." sagte Hellmuth Sperber dumpf; „aber es kann nicht so bleiben."

„Ja, es kann nicht so bleiben," sagte der Raja, „das ist, weil Sie nicht in einem ewigen Höllenkessel sitzen wie wir. Sie machen eine Übergangsperiode, vielleicht einen Säuberungsprozeß durch, Ihre Wiedergeburt steht bevor. Bei uns ist das anders. Uns kann nicht geholfen werden, weil wir uns selbst nicht helfen wollen. Darin hatte der Asita Bikschu von heute recht: die Erlösung ruht in uns selbst, im einzelnen wie in den Völkern. Was meinen Sie, würden Sie tun, wenn Sie heute versuchen wollten, den Indern aufzuhelfen?"

„Ich, Hoheit," sagte Fritz Seidelmann vorlaut wie immer, „würde mal zunächst den Tigern, den Panthern, den Wölfen und den Schlangen den Garaus machen."
„Jawohl, Herr Doktor Seidelmann," sagte der Fürst freundlich, „Sie gehen als praktischer Mann zuerst immer auf das Naheliegende; die Engländer, unsere Kolonisatoren und Protektoren, handeln anders. Sie sind mehr für das uns Fernliegende, für das Metaphysische. Die englischen Religionsgemeinschaften und Bibelgesellschaften geben für die Bekehrung von Heidenkindern, wie sie es nennen, jährlich etwa achtzig Millionen Franken aus; für die Vertilgung von Tigern und Schlangen wendet die Regierung hundertfünfzigtausend Franken auf und rühmt sich dessen. Es ist ungefähr so, wie wenn man auf den Schwanz eines mit Ungeziefer überdeckten Hundes ein Krümlein Insektenpulver streut. Also, für die Vertilgung der reißenden und giftigen Tiere etwa den fünfhundertsten Teil wie für Katechetenlöhnung und andere Geldmittel zur Bekehrung der Heiden. Der Erfolg ist auf Seite der Bestien. Die englische Mission gewinnt im Jahre lange nicht so viel Menschenseelen, wie die Bestien Menschenleiber zerreißen. Da haben Sie in Ihrem Vaterlande doch einen Vorteil, Herr Baron. Ich hörte damals in Deutschland, Sie hätten nur eine einzige giftige Schlange; ich weiß nicht mehr, wie sie heißt."
„Kreuzotter, Hoheit!" sagte Fritz Seidelmann eifrig; „Kreuzotter oder auch Kupferschlange."
„Ja," lächelte der Fürst, „so hieß sie. Gesehen habe ich nicht eine einzige. Aber es fiel mir auf, daß damals in Deutschland, wenn einmal ein Kreuzotterbiß vorkam, der in vielen Fällen gar nicht einmal tödlich verlief, diese

Tatsache wie ein aufregendes Ereignis in der ganzen Presse gemeldet wurde. Ach, wenn wir das hier in Indien tun wollten, dann müßten wir ja alle Tage seitenlange Verlustlisten herausgeben. In die Zehntausende und aber Zehntausende geht es. Von Tigern werden in Indien jährlich doppelt so viel Menschen gefressen, als Tiger gefangen oder erlegt werden. Manche dieser Katzen verschlingt hundert Menschen und mehr. Aber die englische Regierung tut ihre Pflicht; sie setzt für die Vernichtung von Raubzeug und Schlangen aufs Jahr hundertfünfzigtausend Franken aus, das ist mehr, als ein Lord durchschnittlich in einer Nacht verspielt; sie zahlt einem Jäger, der im lebensgefährlichen Kampfe einen Panther erlegt hat, vierundvierzig Franken. Dafür könnte sich der Mann in einem englischen Hotel fast ein Mittagessen kaufen."

Die Runde sah mit Respekt auf die feingliedrige, geschmeidige Gestalt des jungen Fürsten. Calerius hatte ihnen erzählt, daß der Raja ein unerbittlicher Feind des Raubzeugs sei, selbst ein unerschrockener Jäger, der Dutzenden von Bestien den Garaus gemacht hatte und oft in schwerster Lebensgefahr gewesen war bei diesen aufregenden Jagden.

„Ich erinnere mich des deutschen Waldes," fuhr der Raja fort. „Er ist sehr schlicht und sehr einfach. Er hat wenig Farben. Aber er ist schön. Er ist still und kühl, und man kann darin in Frieden wandern und seinen Gedanken nachhängen."

Das war das Wort, das von allem, was der Raja bisher gesagt hatte, Richard Weiringen am tiefsten in die Seele ging. Auch die anderen gerieten ins Träumen, in

Gedanken an ferne grüne Herrlichkeit. Fritz Seidelmann seufzte tief und erbärmlich auf.

„So ...“ sagte der Raja, „damit hätten wir wieder eine unserer indischen Höllenqualen berührt — Bestien und Vipern. Da gibt es keinen Ausweg. Wenn Sie die weiten Ebenen des Pendschab kennen gelernt haben werden, die Dschungeln in Bengalen, diese unentrinnbaren, unpassierbaren Dickichte, die zum Teil so groß sind wie ganze europäische Länder, die von dem Ungeziefer wimmeln, das dort unter dem Schutze eines für menschliche Verfolger tödlichen Klimas lebt, dann werden Sie die Hoffnungslosigkeit aller Versuche einsehen, uns von dieser Plage zu befreien.“

„Man müßte,“ sagte Fritz Seidelmann, „partienweise vorgehen. Nicht alles auf einmal, dazu ist ja Indien zu groß. Aber dieses Jahr diesen, das andere Jahr jenen Bezirk gründlich säubern. Und so weiter, bis der ganze indische Rattenstall ausgemistet ist.“

Die Zuhörer waren ob dieser Rede Seidelmanns entsetzt; aber der Fürst sagte freundlich:

„Herr Doktor Seidelmann, ich fürchte, wenn wir in dieser Art verführen und auch an alle gesäuberten Bezirke Grenzposten stellten, die Bestien und Vipern würden durchschlüpfen. Ohne Paß und Erlaubnis. Ich habe Schlangen in den Gärten meines Palastes trotz aller Vorsicht und Sorgfalt. Die Leute in Malabarhill in Bombay finden Schlangen in den Bosketts, die ihre Tennisplätze einrahmen!“

„Ja,“ sagte Sperber, „solches Unheil haben wir in Deutschland nicht!“

„Bestien und Vipern!“ lächelte der Fürst. „Was sind

sie? Aber der Hunger, der Hunger! Sie wissen in Deutschland nicht, was Hunger ist. Als ich in Deutschland war, habe ich über nichts so sehr gestaunt wie über das, wie gut und wie viel die Leute dort gegessen haben. Auch die Arbeitsleute. Ich sah sie öfters frühstücken auf ihren Arbeitsplätzen. So üppig ißt bei uns nicht der zwanzigste Teil des Volkes."

„Hoheit," sagte Sperber, „wir haben ein anderes Klima! Das erklärt es. Wir müssen anders essen. Wir haben anderes Klima."

„Ja," sagte der Raja, „und anderen Reichtum! Ein wenig Reis, ein wenig Hirse, Curry-Gemüse, einige Erbsen, das ist alles, was bei uns die Leute haben — wenn sie es haben. Unser Klima verlangt wenig nach Fleischnahrung, aber es erhöht uns die Qual der Arbeit um ein Zehnfaches. Ich glaube, daß ein deutscher Arbeiter, der zehn Jahre lang in Indien Kuli gewesen wäre und dann nach Deuschland zurückkehrte, sich wie ein Fürst vorkäme. Sie haben unsere Leute gesehen — nackt, ohne Schuhe, ohne Schutz gegen Insekten, barfuß, schutzlos gegen die sie auf jedem grünen Weg umlauernden Schlangen, in Bambushütten wohnend, ohne Licht, ohne Luft, ohne Freude, ohne andere geistige Anregung als die Öde unserer prunkvollen Götzenfeste. Wie arm sind sie! Bei Ihnen kann jedermann lesen und schreiben. Was ist das für ein ungeheurer Vorzug, daß jeder bei Ihnen lesen kann, daß er teilnehmen kann an den geistigen Gütern der Nation. Wie habe ich die großartige Institution Ihrer Volksbibliotheken, Volkslesehallen, billigen Volksausgaben bewundert. Um diese Dinge allein ist Deutschland Indien um Jahrhunderte voraus. Was körperliche

und geistige Hungersnot ist, weiß Deutschland nicht. Es hat gedarbt, doch nie gehungert. Wenn Sie wissen wollen, was Hunger ist, dann gehen Sie nach einem regenarmen Jahr in unser Punjab, nach unserem Dekhan, da werden Sie die verkrümmten Hungerleichen zu Tausenden am Wege finden und Millionen Skeletten begegnen, von denen Sie glauben würden, daß sie aus dem Grabe erstanden seien, wenn Ihnen nicht die fieberglühenden Augen in den Knochengesichtern sagten, daß diese Unglücklichen tatsächlich leben. Das sind Höllenpeinen, die Sie nicht kennen, Katastrophen, die bei uns immer wiederkehren werden, von denen es keine Erlösung gibt. Der Regen fällt oder er fällt nicht, Indien hungert oder hungert nicht. Hilfe von auswärts erwies sich bei der ungeheuren Zahl der Bevölkerung immer unzulänglich, Indien hat ja fast so viel Bewohner wie ganz Europa. Wir werden immer wieder in die Hungerhölle geworfen werden. Die englische Regierung verbraucht einen großen Teil unserer Felder für die Opiumgewinnung, auf die sie Monopol hat, sie entzieht uns Fruchtland für Millionen Menschen, die davon essen könnten, sie vergiftet Millionen anderer mit dem teuflischen Gifte — aber Geschäft ist Geschäft und sie ist der Herr! Können Sie sich denken, was ich für einen Respekt habe vor diesen Kulturträgern und Seelenrettern?"

„Uns haben sie unsere Kolonien genommen, angeblich, weil wir nicht würdig und fähig seien, zu kolonisieren," sagte Weiringen.

„Wehe," rief der Raja, „wenn die englischen Missionare und Missionsdamen recht haben mit ihrer Lehre, daß es ein göttliches Gericht nach dem Tode und eine ewige Ver-

damnis für Lügner und Heuchler gibt! Ich fürchte, es würde dann in dem unfreundlichen Lande, das Sie die Hölle nennen, eine große Kolonie von Engländern geben. Viele von unseren gläubigen Hindus sind der festen Überzeugung, daß ein großer Teil unseres Raubzeuges in seiner vorigen Geburt aus England stammt."

So sprach der Raja haßerfüllt von England. Richard Weiringen und Seidelmann hörten seine Worte mit Wohlgefühl; Sperber dachte über die Ziffern nach, die der Raja genannt hatte, Maya träumte, und nur der alte Calerius schüttelte leise den Kopf.

„Die Engländer haben diesem Lande viel Gutes erwiesen," sagte er. „Ehe sie die Herrschaft antraten, war es hier weit schlimmer, als es jetzt ist. Ewiger Krieg, ewiges Brennen und Morden, Hunger und Elend noch schlimmer als jetzt. Die Engländer haben Indien Gutes getan."

„Sie haben uns nichts Gutes getan," zürnte der Fürst; „sie haben sich Gutes getan. Ihrer Geschäfte wegen haben sie die Eisenbahnen gebaut, die Flüsse reguliert, ihrer Herrschaft wegen öffentliche Gebäude errichtet, ihres Handels wegen die Häfen ausgebaut. Und wer hat alle diese Arbeiten, diese in unserem Klima unsagbar schwere Arbeit verrichtet? Doch nicht der träge Engländer selbst — der arme indische Kuli hat sie tun müssen, und der Engländer war sein Aufseher und Anpeitscher. Der Engländer brachte Geld, ja, aber er schenkte es nicht, er legte es an, er wollte Wucherzinsen; der Engländer verwandte seine Wissenschaft, schließlich sogar seine Wohltätigkeit, aber lediglich, um sich eine möglichst gute, ertragreiche Kolonie zu schaffen. Gibt es ein allwissendes Wesen, so

wird diesem allein bekannt sein, wieviel von all dem englischen Kolonisationswerk bei uns auf Geschäftssinn, Habsucht und Machtgier und wieviel auf wahre uneigennützige Menschenliebe gegründet war. Ich habe Ihren Christenglauben nicht. Wenn ich ihn hätte, würde ich Ihren Gott bitten, für das Wenige, was ich etwa Gutes getan habe, mich damit zu belohnen, daß ich bei der großen Abrechnung zwischen ihm und dem Engländertum in jenem Leben als stummer Zeuge zugegen sein dürfte. Denn schließlich können ihnen doch dort weder ihre bleiernen noch ihre silbernen Kugeln noch ihre diplomatischen Kunststücke mehr etwas nützen."

Und dieses indische Volk, dachte Weiringen, hat sich im Weltkrieg nicht erhoben, hat seine Hilfsvölker gegen uns geschickt und an den europäischen Fronten für England abschlachten lassen. Wie sicher und geschickt wissen diese Leute zu operieren. Die Deutschen sind armselige Stümper gegen sie!

„Wir waren," nahm der Raja wieder das Wort, „bei dem Vergleich zwischen dem deutschen und dem indischen Unglück. Gibt es ein gesünderes Land als Deutschland? Gewiß, Sie haben Ihre Krankheiten, Ihre Tuberkulose und (der Fürst lächelte) vor dem Kriege hatten Sie Ihre vielen Stoffwechselkrankheiten. Sie haben den vierjährigen Krieg ohne Epidemie überstanden mit Ausnahme einer Grippe, von der ich hörte, daß sie über ganz Europa ging. Ein Krieg von dem Umfange des Ihrigen wäre bei uns nicht möglich, weil inzwischen alles Volk an Seuchen gestorben wäre. Ich wünsche Ihnen, daß Sie keine Cholera oder Pest bei uns erleben mögen; denn dann müßten Sie einen Blick ins Inferno tun. In der

Stadt Bombay allein sind binnen wenigen Jahren fast zweihunderttausend Menschen an der Pest gestorben, hilflos, ohne Arzt, ohne Pfleger, ohne Kühlung für ihr Fieber und ihre Beulen, sterbend hinausgeworfen auf die Gasse und in Massen verbrannt. Das ist Hinduschicksal. Die Engländer, die auf Malabar-Hill, dem einzigen gesunden Stadtviertel Bombays, wohnen, blieben verschont."

Zweimal hatte der Fürst einen messerscharfen Blick nach einer Portiere geworfen, die einen Eingang verschloß. Auf einmal sprang er blitzschnell auf und riß den Vorhang zur Seite. Ein Schreckensruf. Ein Diener, der hinter der Portiere gelauscht hatte, stürzte dem Raja zu Füßen und wimmerte um Gnade. Er habe sich für etwaige Befehle bereit halten wollen, sagte er.

Ein Klingelzeichen. Diener eilten herbei.

„Die Wache!"

Der Überraschte, der mit dem Gesicht auf dem Fußboden lag, wurde emporgerissen und fortgeführt.

Der Fürst wandte sich an Maya.

„Gnädiges Fräulein, ich bitte um Verzeihung wegen des Vorfalles, der Sie erschrecken mußte. Sie haben gesehen, daß sich die Vipern bis in unsere Salons schleichen."

„Was hat denn der Mann getan?" fragte Maya fassungslos.

„Spioniert!" sagte der Raja ruhig. „Der jetzige englische Resident, das ist der Botschafter oder, besser gesagt, der Aufpasser an meinem Hofe, ist kein geschickter Mann. Er stellt Tölpel an. Dieser Diener, der sich bei Ihrer Ankunft auf dem Bahnhof meinem Hausmeister als englisch, aber

nicht deutsch sprechend anbot, wurde schon damals durchschaut. Er ist während seines kurzen Hierseins mehr beobachtet worden, als er uns hat beobachten können. Schade, daß ich selber den Polizisten spielen mußte! Es ist widerwärtig, und ich habe Sie leider erschrecken müssen, wofür ich nochmals um Vergebung bitte. Aber ein alter Dschungeljäger kann einen lauernden Panther, den er im Gestrüpp erkannt hat, nicht laufen lassen."

„Was geschieht mit dem Mann?"

„Er bekommt die übliche Strafe," antwortete der Raja, und sein Ton verriet, daß ihm eine weitere Auseinandersetzung über diese Frage nicht genehm sei.

Daß die übliche Strafe für Verräter in Indien darin besteht, von wütenden Elefanten zertrampelt zu werden, erfuhr Maya erst später.

„Es ist ja den Engländern nicht übel zu nehmen," fuhr der Raja fort, „wenn sie sich unterrichten wollen, was die Deutschen an meinem unabhängigen Hofe, der ihnen ja nicht als besonders freundlich gilt, treiben; aber sie müssen es nicht so ungeschickt anfangen."

Er reichte Zigaretten herum und sagte dann:

„Lassen wir uns durch den Zwischenfall von unserem Hauptthema nicht abbringen, von dem Unglück Indiens und dem Unglück Deutschlands. Was ich als furchtbare Plage meines armen Heimatlandes nannte: Fremdherrschaft, Bestiennot, Hunger, Pest, das wären letzten Endes wenn auch nicht zu beseitigende, so doch zu mildernde Übel, der ewige Tod aber sitzt meinem Volke im eigenen Herzen, es ist seine Religion oder vielmehr seine Unreligion. Sie haben alle gesehen, wie tief in schwarze Höllenabgründe des Aberglaubens die Brahmanen unser

armes Volk geführt haben. Der Buddhismus hat einmal eine Reformation versucht; Buddha, der ein edler, heiliger Mann war, war allem Götzendienst abhold, er hat die grundgütige Menschenliebe gepredigt, die Abkehr von dem tödlichen Geist der Kasteneinteilung, aber er hat, indem er den Überschwang des Lebens verwarf, das Leben selbst verworfen, er hat die Indolenz, die schon in unserem Volke war, noch erhöht, er hat jedem wirtschaftlichen Fortschreitenwollen, jeder Lebensverbesserung die Berechtigung abgesprochen, er hat dem Volke kein erkennbares Endziel gegeben. Und so hat er seinen Anhang verloren. Können Sie ermessen, wie wehrlos, wie verloren ein Volk für alle gute Zukunft ist, das sich in dreitausend verschiedene Kasten einteilt, von denen die eine mit der anderen keine Gemeinschaft haben mag, einer dem andern nicht die Hand reicht, einer mit dem andern nicht essen mag, einer dem andern seine Tochter nicht zur Frau gibt, weil der ja einer anderen Kaste angehört, die sich von der seinen vielleicht nur dadurch unterscheidet, daß der eine seinen Leibgurt nach links, der andere aber nach rechts schließt, daß der sich fünf Namen beilegt, jener nur einen, oder daß dessen Frauen das Goldplättchen direkt auf der Nasenwurzel, die Frauen des anderen drei Millimeter über der Nasenwurzel tragen? Wie furchtbar lächerlich müssen Ihnen diese Dinge vorkommen und wie tragisch sind sie für uns in der Wirkung! Solange wir das Kastenunwesen haben, brauchen sich die Engländer um ihre Herrschaft nicht zu sorgen, ein so tausendfach gespaltenes Volk ist leicht im Zaume zu halten."

„Sie haben die Reformation der Sikhs gehabt," warf Calerius ein. „Haben die nicht das Kastenwesen, den

Götzendienst, die gesundheitsgefährlichen Wallfahrten verboten?"

„Ja, sie waren unter uns die vernünftigsten von allen; ich hätte mich ihnen längst angeschlossen, wenn sie bei der Sache geblieben wären. Aber als sie sahen, daß sie gegen jahrtausendalte, wie Stein und Fels gewordene Gewohnheit nicht aufkamen, machten sie Konzessionen und fielen in alle Torheit zurück. Ach, die Kasten! Die Brahmanen allein haben ein halbes Tausend. Mein Oberpriester Drona ist ein Brahmane, und unten in der Stadt liegt ein elender Krüppel auf der Straße, der Steine zerklopft, der ist auch ein Brahmane. Er trägt wie jener mit Stolz die dreifache Schnur; er schwört wie jener, daß sein Ahnengeschlecht dreißig Millionen Jahre hinaufreicht bis zu Manu, dem Urwesen, aus dessen Haupte die Brahmanen entsprangen, weshalb ja sie allein die Herren aller Weisheit und alles Wissens sind. Würde Drona dem andern, der doch ein Göttersohn, ein Zweimalgeborener ist wie er, auch nur einen Blick gönnen? Nein! Er ist Brahmane, aber er ist dennoch viel tieferer Kaste als er; er ist ein Wurm gegen ihn. Wie lächerlich und doch wie tragisch!"

„Hoheit," sagte Doktor Sperber, „das Kastenwesen kommt uns Deutschen deshalb nicht so lächerlich vor, weil wir auch in Deutschland ein recht ausgiebiges, ausgebautes Kastenwesen immer gehabt haben. Meinen Vetter Weiringen, der als Adliger sowieso in einer von der anderen Menschheit abgesonderten Kaste war, will ich als Beispiel nicht anführen, obwohl die Adligenkaste, die sich je nach Besitz, Rang, Gunst bei Hofe usw. wieder in viele Unterkasten teilte, die erste des Landes war. Auch unter den

Adligen gab es arme Schlucker, verarmte Personen, die irgend einen Broterwerb haben mußten. Nie wäre ein solcher Mensch in einem feudalen Zirkel zugelassen worden. Ich bin aus bürgerlicher Kaufmannsfamilie, und ich möchte bloß das mal anführen, was ich selbst im Geiste der Kaste gesündigt habe. Ich hatte einen treuen Diener durch vier Jahre. Er war ein ehrlicher, fleißiger und kluger Mensch. Aber er war nur Diener; ich war Herr. Ich habe wochenlang kein Wort mit diesem Diener gesprochen, außer, wenn ich ihm Befehle zu erteilen hatte. Manchmal, wenn mich ein Menschlichkeitsgefühl anwandelte, sprach ich ein paar Worte mit ihm über seine Familie, über sein Leben, seine Zukunftshoffnungen. Wenn ich ganz gut gelaunt war, machte ich mal einen Scherz mit ihm. Dann freute er sich wie ein Hund, den man gestreichelt hat. Am Weihnachtsabend gab ich ihm mal die Hand. Ich kam mir dann sehr edel vor. Glauben Hoheit, daß ich die Schwester dieses Mannes geheiratet hätte, auch wenn sie ein Engel gewesen wäre? Schüttelfrost hätte ich bei dem bloßen Gedanken bekommen. Glauben Hoheit, ich hätte an den sauberen Tisch der Eltern dieses Mannes zu Gaste gehen mögen? Warum nicht? Er war in dienender Stellung; er war, was man wohl hier in Indien einen Schudra nennt. Als ich zum Militär kam, ward ich schnell Offizier. Der Abstand zwischen mir und einem gewöhnlichen Mann war abgrundtief. Ich bekam einmal von einem Vorgesetzten einen Verweis, weil ich im Kasino von einer Ordonnanz (so nennt man bei uns die aufwartenden Soldaten) ein Glas Limonade in einem freundlich getönten Satz, in dem sogar ein ‚Bitte' vorkam, bestellt hatte. Ich habe den

Schnauz- und Schnarrkomment nur allzu rasch gelernt. Hoheit meinten, wir würden es lächerlich finden, wenn sich hier zwei Kasten nur dadurch unterscheiden, wie sie die Gürtelschnalle schließen. Hoheit haben in Deutschland studiert. Was — sollte man denken — könnte etwa zwischen zwei Philologen, die beide im fünften Semester stehen, beide Kaufmannssöhne sind, beide 300 Mark Monatswechsel haben, beide dieselben Kollegs hören, für ein Unterschied sein? Ei, es kann ein Riesenabstand sein; denn der eine trägt eine rote, der andere eine blaue Mütze. Deshalb sind sie geschieden, gehen nicht miteinander, grüßen sich, wenn sie sich überhaupt grüßen, mit der steifsten Feierlichkeit, trinken ihr Bier an getrennten Tischen und kommen sich persönlich nur näher, wenn sie sich aus irgend einem lumpigen Grunde schlagen. Wenn in Deutschland ein Nest drei Gesangvereine hat, die sicherlich alle drei nichts können, gibt es drei Kunstkasten, und die Nebenbuhlerschaft steigert sich oft bis zu persönlicher Feindschaft. Die Großkaufmannschaft einer Hansastadt bildet eine streng in sich abgeschlossene Kaste; selbst der sonst so vergötterte adlige Offizier hatte wenig Aussicht, da gesellschaftlich zugelassen zu werden. Die Lehrkörper der Universitäten bilden Kasten unter sich; die Juristen hielten sich immer für die vornehmste Kaste unter den Akademikern. Jeder Subalterne stand tief unter dem höheren Beamten; es wäre ganz ausgeschlossen gewesen, daß er auch nur ein einziges Mal hätte mit an den ‚akademischen Stammtisch' kommen dürfen. Der ganze Stammtisch wäre sich als ‚unrein' vorgekommen. Und so ging die Kastenseuche durchs ganze Volk. Auf dem Lande bildeten die Großgrundbesitzer Kasten für sich, die Bauern,

die Gärtnerstellenbesitzer, die Häusler, die Inwohner, die Großknechte, die Kleinknechte, die Pferdejungen, die Kuhjungen, die Köchinnen, die Stubenmädchen, die Stallmägde. Einer ging nicht mit dem andern, einer sah auf den anderen herab. Wenn ein Gärtnerstellenbesitzer, der nur dreißig Morgen Land besaß, gestorben war, wäre es eine unerhörte Dreistigkeit gewesen, wenn seine Witwe einen Hundertmorgenbauer um den christlichen Liebesdienst gebeten hätte, den Mann mit zum Grabe tragen zu helfen. Ganz schweigen will ich von der politischen Zerrissenheit Deutschlands. Jeder forsche Parteimann hält seinen politischen Gegner für einen Idioten oder Verbrecher und behandelt ihn danach in Presse und Versammlung. Ganz schroff geschieden in Kasten waren Adlige und Bürgerliche, Offiziere und Mannschaften, Akademiker und Nichtakademiker, Herren und Diener, Reiche und Arme, Arbeitnehmer und Arbeitgeber, Städter und Dörfler. Unter diesen Ständen war die Kastenabgeschiedenheit kaum milder, als sie hier in Indien zutage tritt. In fremden Spiegeln sehen wir das eigene Bild."

„So wird wahrscheinlich," sagte der Raja ernst, „dieser unselige Kastengeist, der ein abscheulicher Götze ist, die Hauptursache zu Deutschlands Unglück gewesen sein. So war der Gewinn aus der indischen wie aus der deutschen Zerrissenheit auf Englands Seite."

„Ja," sagte Sperber, „der Kastengeist war die Hauptursache zu unserem Niedergang, er hat die restlose Verschmelzung unseres glücklichen, reichen, starken Volkes zu einem unspaltbaren Felsen verhindert."

„Und was tut not für eine Wiedererhebung?"

„Not tut nicht die Verrührung des Volksganzen zu einem formlosen, widerlichen Brei, sondern die Befolgung der einen Forderung: Lebe und wirke so, daß du die Achtung des Gegners gewinnst, und versage dem Gegner oder Andersgearteten deine eigene Achtung nicht, damit überall treue Arbeit für das Ganze geleistet werde. In dieser schlichten Formel liegt meiner Ansicht nach der Weg bezeichnet, der wieder zur Höhe führt."

„Deutschland wird diesen Weg finden," sagte der Raja, „wenn nicht auf dem Wege der Erkenntnis, dann auf dem Wege der Not. Für uns wäre es zwecklos, Formeln der Erlösung zu suchen; denn wir sind fern von der Erkenntnis, und alle Not sind wir so gewöhnt, daß wir stumpf gegen sie wurden und sie uns keine Lehrmeisterin mehr sein kann. Unendliches Weh liegt über Indien, über diesem Lande des brennenden Weltschmerzes. Unsere Führer fühlten den Schmerz am tiefsten; weil sie aber kein Mittel für die Heilung unseres kranken Lebens wußten, so predigten sie die Verachtung des Lebens. Wir gleichen dem Kranken, der an keine Medizin mehr glaubt und keine mehr gebraucht. So naht langsam, aber sicher der Tod, dem wir mit stoischer Ruhe entgegensehen. Wenn Sie je einen Hindu haben sterben sehen, dann müssen Sie staunen, mit welcher Ruhe, ja völliger Gleichgültigkeit er stirbt. Und ebenso gleichgültig stirbt ganz Indien."

Niemand wagte auf die mit todtrauriger Stimme gesprochenen Worte des Rajas etwas zu erwidern. Wie für sich selbst sprach der Fürst:

„Ich habe ja so oft fortgewollt aus diesem unglückseligen Lande, dem nicht zu helfen ist; ich habe nicht zurück-

gewollt, als ich im gesegneten Deutschland war; ich wollte nicht auf diesen Thron, für den ich von Anfang an gar nicht bestimmt war; ich wollte nicht die gleißende Puppe für arme hungernde Kinder sein. Ich bin doch wiedergekommen und bin nicht mehr fortgegangen. Das Land ist zu unglücklich; die Menschen meiner Heimat sind zu tief in Unwissenheit und Elend. Ich muß arbeiten. Ganz unfruchtbar ist keine Arbeit. Wenn man einem unheilbaren Kranken nicht helfen kann, so kann man ihm doch manchmal Wasser reichen."

Als der Fürst so sprach, hatte er sicher nicht an Richard Weiringen, den Flüchtling aus Deutschland gedacht, der mit fiebrig heißen Wangen dasaß.

Der alte Calerius schlief in dieser Nacht keine Stunde. Auf und nieder, immer auf und nieder ging er in seinem heißen Gemach. Bücher lagen aufgeschlagen, Handschriften lagen verstreut; er warf auf das alles keinen Blick. Auch die Unterhaltung des Abends war ihm versunken. Was ging ihn das an, was der Fürst gesagt hatte, was Sperber und die anderen gesagt hatten?

Er dachte nur an seine Tochter Maya. Warum hatte sie nicht auf den jungen Fürsten gehört, dessen Leib jung und schön war und dessen Seele rein und wert war wie edelstes Licht aus edelstem Stein?

Sie hatte dagesessen und nach einem dunklen Fenster gestarrt, das hinaus auf den Hof führte, wo der Mönch gepredigt hatte.

So gab es wirklich einen bösen Blick? Denn es war schließlich der eine einzige Blick eines vorüberschreitenden Mannes, der das Mädchen verwandelt hatte. Was ist es doch um die Macht des Auges? Warum kann das

Auge so unendlich viel leichter etwas erreichen als der sprechende Mund oder gar die schreibende Hand?
Vieles kam hinzu: das erschlaffende Klima, die veränderte Lebensweise, das fremdartige bunte Leben, das Verwirrung anrichtete in der von je zur Romantik geneigten Seele des Kindes. Aber all diese Äußerlichkeiten erklärten die verheerende Wirkung nicht, die das Erscheinen des Buddhisten in Mayas Herzen angerichtet hatte.
Was war es?
Seufzend sank der Alte auf einen Stuhl und stützte die welke Stirn mit den grauen Seidenfäden auf die feinen, immer noch ganz weißen Gelehrtenhände.
In der Jugend, als er noch in Deutschland lebte, hatte er seine erste Frau gefreit. Sie war ein schlichtes, frommes Mädchen gewesen. Er hatte sie sehr lieb gehabt. Von seinen Forschungen und Studien konnte er mit ihr nicht sprechen; davon verstand sie nichts. Er kam nur zu ihr, wenn er müde war. Dann aber war ihm bei ihr unsäglich wohl.
Sie hatte so an ihrem Kinde gehangen, an der kleinen Luise. Diese deutsche Frau hat eine märchenhafte Mutterliebe gehabt. Und um der Luise willen ist sie so schwer gestorben. Fünfundzwanzig Jahre war sie alt, als sie starb. Der Raja hat heute gesagt, daß die Inder gleichgültig sterben. Die Deutschen sterben schwer, am schwersten die deutschen Mütter.
Dann kam die zweite, die Römerin. Auch sie war eine gute Frau. Sie war beweglich, lustig, etwas putzsüchtig. Sie ritt gern auf einem weißen Pferde in die stille Campagna. Sie saß gerne stundenlang an der Brandung des Meeres. Aber dann wollte sie auch wieder auf Gesell-

schaften, auf Bälle und Künstlerfeste, und den ganzen Karneval hindurch war sie kaum zu Hause. Aber sie war eine gute, treue Frau. Und sie war klug und schön. Als sie starb, war sie vierundzwanzig Jahre alt und die kleine Maya drei Jahre. Sie starb in Rom. Er ist damals über die Alpen zurückgekehrt ins alte nordische Vaterland und hat die kleine Maya zu seiner Schwester Julia gebracht, die eine gutmütige, alte Jungfer war und sich freute, nun zu ihrem einen Pflegling, der Luise, noch einen zweiten zu bekommen. Er blieb damals viele Jahre in Deutschland. Sein Vermögen erlaubte ihm, Privatgelehrter zeitlebens zu bleiben; aber er wohnte immer in einer Universitätsstadt. Dann aber ging er auf die Weltreise und war einmal lange fort von Deutschland. Als er zurückkam, waren die Kinder schon große Mädchen geworden. Sie waren beide scheu gegen ihn. Er aber gab sich Mühe, gut zu ihnen zu sein; er spielte sogar abends mit ihnen. Aber wenn er dann in sein Zimmer kam, griff er aufseufzend nach einem Buch und fühlte sich erst dann wieder ganz wohl. Mit Maya trieb er oft indische Sprachstudien. Sie begriff leicht und schnell. Luise mochte von diesen Studien nichts wissen.

Dann faßte ihn Indien mit seinem Zauber. Da blieb er lange der Heimat fern.

Das letzte Mal war er 1913 zu Hause. In Deutschland wurde ein Jahrhundertfest gefeiert; er mußte sich erst lange besinnen, was das zu bedeuten habe; die deutschen Freiheitskriege lagen seiner Gedankenwelt ferner als die Kämpfe der Kjandros gegen die Brahmanen im uralten Indien. Die Mädchen waren zu schönen Jungfrauen erblüht, die deutsche blond, die Italienerin kastanienbraun.

Die Italienerin, sagte ihm seine Schwester Julia, gelte als die schönere, die Deutsche als die anmutigere. Er hätte das nicht feststellen können, er verstand nicht einmal, was da für ein Unterschied sein sollte, zwischen Schönheit und Anmut. Aber die Schwester mußte es wohl wissen. Die Kinder benahmen sich verschieden gegen ihn. Luise war still zärtlich, aber sie küßte ihn nicht. Maya küßte ihm dreimal die Brille herunter. Mit Luise hat er einmal in den „Siegfried" gehen müssen, Maya schleppte ihn mit in ein Kinotheater. Gefallen hat ihm beides nicht. Aber er tat es den Kindern zuliebe, daß er sagte: „Es war ja ganz nett!"

Nun, dann ist er zurückgegangen nach Indien zu seinem Raja, den er einmal auf einem Feste im deutschen Generalkonsulat in Kalkutta kennen gelernt hatte. Bei dem Raja hatte er einen Stützpunkt; dort konnte er überflüssiges Gepäck und Bücher lassen; bei ihm konnte er wohnen in der Regenzeit und in aller behaglichen Ruhe seine Forschungsergebnisse niederschreiben.

Als in Europa Krieg war, wurde Calerius leider oft in seinen Arbeiten durch den Gedanken an diesen Krieg gestört. Hauptsächlich, weil er an die Kinder dachte. Er fürchtete, es könnte ihnen Übles widerfahren. Aber er konnte ihnen ja nicht helfen und er vertraute auf seine Schwester Julia.

Doch, als die erste Gelegenheit geboten war, nach Deutschland zurückzukehren, reiste er hin.

Da erfuhr er, daß seine Tochter Luise tot sei. Sie sei freiwillige Krankenpflegerin geworden und am Typhus am Rhein gestorben. Dort liege sie auf einem deutschen Friedhofe begraben.

Da hat er getobt und seine Schwester pflichtvergessen genannt und ihr das zweite Kind, die Maya, weggenommen. Die war wohl sein Urbild. Das Kind hatte in seiner Abwesenheit die Keime, die er gelegt, weitergepflegt, Hindostanisch und Sanskrit betrieben, ein wenig willkürlich, mit nicht übergroßem Erfolge, aber doch beständig gearbeitet.

„Warum hast du es getan?" hatte sie der Vater gefragt.

„Weil du mich mal nach Indien mitnehmen sollst," hatte Maya geantwortet, „hier ist es sehr langweilig."

Er hatte mit abgewandtem Gesichte gestanden, als sie das sagte, und er war erschrocken, weil er glaubte, seine lange begrabene Frau spreche neben ihm.

Und er hatte Maya mitgenommen. Die Schwester, die alte Jungfer, die nun kinderlos wurde, war zusammengebrochen. Er hat von der Schwester und ihrem Leid nichts wissen wollen. Wie hatte sie so gewissenlos sein können, eines seiner Kinder in den Krieg ziehen zu lassen? Jetzt traf sie die gerechte Strafe.

Heute in der heißen Südlandsnacht Indiens wußte Calerius, daß er seiner Schwester in Deutschland wehe getan hatte.

Damals schon, als ihm die fremdländische Besatzung am Rhein die Erlaubnis verweigerte, das Grab seiner Tochter Luise zu besuchen, hat er gefühlt, was es heißt, ein Kind ganz zu verlieren.

Und dann hat er sich an Maya geklammert, als an das Letzte, das ihm, dem ewig auf der Reise beflissenen Forscher, an Eigenem noch geblieben war.

Er hat das Kind, da es nun bei ihm war, von Tag zu Tag mehr geliebt. Er hatte so lange nichts geliebt als

Bücher und Forschungsergebnisse; aber sein rotes Herzblut war nicht ganz stumm geworden. Er liebte nun seine Tochter Maya.
Und nun sah er sie hinwelken an der Sonne Indiens, unter die er sie geführt; jetzt wußte er, daß alle Narren dazu verdammt sind, sich das Grab ihres Glückes selber zu schaufeln.
In die Zeit seiner „deutschen" Liebe fliegt seine Seele auf langer Wanderung zurück. Die Luise, die nun am Rhein begraben liegt, hatte einmal, als sie noch ganz klein war, Diphtherie gehabt. Da hatte ihre Mutter, die das Kind mit heiliger Liebe liebte, ihn an der Hand gefaßt und gesagt:
„Bete einmal mit mir! Bete für das Kind mit mir ein ‚Vaterunser'!"
Er hatte das „Vaterunser" damals mit der deutschen Frau gebetet. Und das Kind war genesen.
Wie stöhnte der Alte jetzt im weichen Lehnstuhl des Rajapalastes! Sein Kind, die Maya, war jetzt in schwererer Gefahr als damals die kleine Luise in ihrer Diphtherie. Maya war das Letzte, was er besaß.
Da faltet der Alte die Hände und will das „Vaterunser" für sein Kind sprechen.
Aber der berühmte Forscher indischer Sprachen bringt den einfachen deutschen Text des heiligen Christengebetes nicht mehr zusammen.
Er hat ihn vergessen.

Maya lag derweil angekleidet auf ihrem Lager.
Als der indische Morgen mit seiner funkelnden Pracht anbrach, wachte sie noch. Dann sprang sie aus dem Bette,

brachte sich notdürftig in Ordnung und verließ den Palast durch ein eben erst geöffnetes Tor.
Unter einem Feigenbaume fand sie den, den ihre Seele gesucht hatte, Asita Bikschu. Er schaute in die Morgensonne und bewegte leise die Lippen. Der demütig sich nähernden Frau gönnte er keinen Blick. Bleich und schön war sein Gesicht, vom Morgenglanz in Verklärung strahlend, und seine Wunderaugen schimmerten wie Funkensterne.
In wenig Schritten Entfernung von dem Mönche kniete Maya in den Staub. So blieb sie und wartete. Da endlich schaute sie der Mönch an.
„Was willst du?"
„Du bist ein Führer auf dem mittleren Wege, Heiliger! Ich bitte dich, mir einige Fragen zu beantworten."
„Frage mich, aber frage mich nicht in unserer Sprache, die du nicht gut kannst; es könnte sonst sein, daß ich dich nicht recht verstünde. Frage in der Sprache der Angresi, wenn du sie kannst."
So fragte Maya in englischer Sprache:
„Sage mir, Heiliger, wie ist die Welt entstanden?"
„Das weiß ich nicht. Das weiß kein Sterblicher. Das ist ein Wissen, sonnenweit entfernt von den Grenzen unseres Verstandes. Das weiß nicht einmal der, den sie Brahma nennen. Sage die zweite Frage."
„Warum bin ich als Weib zur Welt gekommen?"
„Weil du kein gutes Karma gehabt hast, als du dein voriges Leben abschlossest. Du warst vielleicht ein Mann, aber du warst eitel, verlogen, untreu im vorigen Leben. So wurdest du in der neuen Geburt nun ein Weib. Sei froh, daß du kein Tier wurdest, und lebe so, daß du bei

deiner Wiederkunft abermals ein Mann werden kannst, wenn auch zunächst nur ein niederer."
Sie ließ die Geißelhiebe, die auf sie und ihr Geschlecht fielen, ruhig, ja mit Wohlgefühl über sich ergehen.
„Man hat mir gesagt, daß es im Buddhismus auch weibliche Orden gibt. Willst du mir den Weg dazu weisen?"
„Nein! Der Erleuchtete hat die weiblichen Orden geduldet, aber nicht gern gesehen. Ich werde dir den Weg dazu nicht weisen."
Sie zitterte in sich. Leise sagte sie:
„So sage mir noch, ob der Selbstmord eine Sünde ist."
Er sah sie an. In sein großes, weises Auge trat eine Schärfe.
„Willst du dich töten?
„Ich fragte nur, ob es eine Sünde wäre."
„Es wäre keine Sünde, aber eine Torheit. Denn du müßtest wieder auf die Welt. Du kannst nicht fliehen. Du bist ans Rad der Dinge gebunden. Mit allem, was du in den Tod mitnehmen würdest, mit allen Fehlern, Leidenschaften, mit aller Sehnsucht und allem Leid würdest du wieder erwachen zum Leben und du müßtest genau bei dem Schritt dein Leben fortsetzen, bei dem du es verlassen wolltest. Es gibt keine Flucht außer in Nirwana."
Sie kauerte sich zusammen. Minuten vergingen in Schweigen. Dann fragte sie und schaute ihn erbebend an:
„Ich finde keine Ruhe mehr. Erlaubst du, Heiliger, daß ich wiederkomme und dich weiter befrage?"
Einige Augenblicke zögerte er mit der Antwort; dann sagte er streng:
„Nein, ich erlaube es nicht! Du suchst nicht die Lehre des

Erleuchteten, du suchst mich — du suchst den Mann!“ Er stand auf und ging einen Bergpfad hinauf.

Sie blieb in Betäubung liegen. Erst als sie die Hände schmerzten, die sie ineinander rang, stand sie auf. Sie ging ein wenig schwankend, aber aufrecht. Etwas Kühles legte sich um ihr armes Herz: der Eishauch, der von dem Manne ausging, der sie verschmähte. Die Morgenluft kostete ihre Stirne. Zuletzt sprang aus dem alten Kulturboden der Seele dieser Frau ein Pflänzlein des Stolzes und der Empörung über die erlittene Schmach empor. Da lachte sie in leisem, schmerzlichem Lachen.

Sie war noch eine Viertelstunde von dem Palast entfernt, da hörte sie Lautenschlag aus einem Gebüsch, und dazu Fritz Seidelmanns weiche Stimme.

So seltsam ruhig war Maya geworden, daß sie dieser singende Bursche nicht störte, sondern daß ein schmales Lächeln auf ihr Gesicht trat, als sie ihn hörte. Langsam ging sie vorüber.

Fritz Seidelmann saß mit seiner Laute an einem spärlichen Wässerlein und badete sich die Füße. Er merkte die Frau nicht, die wie eine müde Kranke vorüberging. Er bückte sich über das Wasser, versuchte darin sein Spiegelbild zu erspähen und sagte laut und zornig:

„Was hat der Mönch gefaselt? Das Leben soll nichts wert sein? Und ich soll greulich sein und aus zweiunddreißig Scheußlichkeiten zusammengekleistert? Ich kann nicht finden, daß ich scheußlich bin!“

Abermals guckte Seidelmann ins Wasser. Dann probierte er ein Lied, das er sich gestern Abend ersonnen hatte, und sang es zur Laute.

„Ach, was bin ich doch für ein forscher Gesell,
— Forscher Gesell —
Das Blut mir so rot und die Augen so hell,
— Augen so hell —
Und sommerhell mein Gemüte;
Mir schmeckt es so gut wie dem Ochs auf der Au,
— Ochs auf der Au —
Und ich singe so hell wie die Lerche im Blau,
— Lerche im Blau —
Und ich blühe wie eine Blüte.
Hidori duldieh, hidori duldieh. — Wie eine Blüte!" —

Ein Mönch schritt verdrossen zur Höhe, ein krankes Weib schlich nach Hause, ein junger Bursch jodelte vor Lebensübermut. Alles in schmalem Umkreis. Alles an demselben prangenden Morgen. So sind die Menschen.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Am Hofe des Raja erschien bisweilen ein junger schöner Mann, von dem der Fürst selbst sagte, er sei ein großer Künstler. Dieser junge Mann war Goldschmied. So sehr schätzte der Raja seine kunstreichen Arbeiten, daß der Jüngling nur für ihn selbst oder für ganz bevorzugte Große des Landes arbeiten durfte. Aber noch eine andere Kunst übte Nara, der Goldschmied, aus: er war ein Dichter, und es hieß, daß niemand so schöne Märchen erzähle wie er. Trotz seiner Kunstfertigkeiten und Talente gehörte Nara, wie alle Künstler in Indien, zur niederen Kaste des hinduischen Proletariats; jeder Bauer und Kaufmann, jeder Krieger und vor allen Dingen jeder Brahmane stand viel höher als er. Er war ein Schudra,

gehörte zur vierten Klasse. Sein Vater war ein berühmter Arzt und als solcher auch ein Schudra gewesen. Auch vierte Klasse!

Vor der „blauen Galerie", die einen der vielen Höfe der Palaststadt einsäumte, hatte sich viel Volk zusammengefunden, meist Angestellte des Hofes. Auch Frauen waren dabei. Die von höherer Kaste waren tief verschleiert, nur einige Pariaweiber, die für niedere Dienste gehalten wurden, hatten ein bloßes Gesicht. Die Vornehmeren standen im Schatten der Galerie, das gewöhnliche Volk im Sonnenlichte des Hofes. Mitten aus der Gruppe ragte Nara, der Dichter, hervor, eines Hauptes höher als alles Volk. Er erzählte. Zu seinen Zuhörern gehörten auch die Europäer mit Ausnahme von Maya, die seit dem Morgen ihr Zimmer nicht mehr verlassen hatte.

Der Dichter Nara war schön. Schwarze Locken, wie wir Europäer sie an den Bildern Johann Baptistas gewöhnt sind, umrahmten seinen Kopf; sein Bart war pechschwarz, seine Augen groß und glühend, seine Bewegungen waren würdevoll. Von allem, was Nara vortrug, hat Calerius seinen Gefährten vier Stücke ins Deutsche übertragen.

Es sind diese:

Die Sekunde.

Wollt Ihr eine Rätselfrage hören? Wie lange bestehet des Menschen Leben und Glück? Wie lange bestehet des Menschen Leben und Leid?

Ich will Euch die Antwort sagen:

Eine Sekunde!

Das aber ist so:
Wenn dich eine schöne Frau um die neunte Stunde beschenken will und du kommst zu ihr schon um die achte Stunde, so heißt es: sie ist noch nicht geboren. Kommst du zu ihr aber erst um die zehnte Stunde, so heißt es: sie ist schon gestorben.
Diese schöne Frau ist die Gegenwart.
Die Gegenwart währt nur eine Sekunde.
Alles, was vor dieser Sekunde war, ist Vergangenheit, alles, was nach ihr kommt, ist Zukunft.
Kann ein Mensch leiden in der Zukunft, kann ein Mensch glücklich sein in der Vergangenheit?
Nein! Leiden oder glücklich sein kann der Mensch nur in der Gegenwart. Leben kann der Mensch nur in der Gegenwart.
Die Gegenwart währt nur eine Sekunde. Eine Sekunde trägt des Menschen Leben, Leiden und Glück.
Also besteht des Menschen Leben, Leiden und Glück nur eine Sekunde!

*

Der Mann und die Frau.

Ein guter Mann hatte eine böse Frau. Sie wollte ihm nicht gehorchen und verlangte von ihm mehr Schmuck, als er bezahlen konnte. Darauf wollte sie ihn zum Diebstahl verleiten. Als er in die Missetat nicht einwilligte, tat sie ihm Gift in das Abendessen, so daß er starb. Das böse Weib wurde den Elefanten vorgeworfen und von ihnen zertreten.
Jenseits des Lebens kam der Mann in einen schönen Garten, wo er gute Früchte fand. Das Weib aber war

sieben Jahre in einer heißen und sieben Jahre in einer kalten Hölle.
Darauf wurden beide wiedergeboren: der Mann aus dem Schoße einer Landfrau, das Weib aus dem Schoße einer Tigerin. Als der junge Landmann herangewachsen war, schickte ihn der Vater aus, um einen Tiger zu erlegen, der seine Rinder zerriß. Der junge Landmann begegnete dem Tiger und sah ihm in die Augen. Dem guten Mann erlahmten die Arme, und es entsank ihm die Büchse, als er den Tiger sah. Die Bestie zerriß ihn — den Tiger aber tötete ein schwarzer Jäger.
Jenseits des Lebens kam der Mann in ein schönes, freundliches Land, wo er in der Sonne saß und klares Wasser fand; das Weib aber kam vierzehn Jahre in eine heiße und vierzehn Jahre in eine kalte Hölle.
Darauf wurden beide wiedergeboren, der Mann als Raja, das Weib als Schlange. Als der Raja eines Abends, als schon die Sterne schienen, in seinem Garten auf einer Marmorbank nachdachte, wie er sein Volk glücklich machen könne, schnellte ihm aus dem Rosengerank einer Mauer eine Schlange an den Hals und tötete ihn. Ein Palastdiener zertrat die Schlange.
Jenseits des Lebens kam der Mann in die siebentausendste Vorhalle der goldenen Paläste Wischnus, wo die ersten Düfte der Seligkeit wehen; das Weib aber kam neunundvierzig Jahre in eine heiße und neunundvierzig Jahre in eine kalte Hölle.
Bei der Wiedergeburt wurde der Mann ein Brahmane, das Weib eine Pestmade, die durch die Leiber der Menschen, der Tiere und der Leichen kriechen mußte. Als der Brahmane ein hoher und gelehrter Mann war

und in der Einsamkeit eines Berges, fern der Stadt, in den heiligen Büchern las, kam die Pestmade an ihn heran. Und der Brahmane hörte die Stimme der Made, welche fragte: „Willst du, Brahmane, daß ich dich allein töte oder daß ich hinunter in die Stadt gehe und alle töte?“ Da sagte der Brahmane: „Töte mich allein!“ Und die Made tötete nur den Brahmanen und ließ die Stadt verschont. Sie starb mit dem Priester.

Jenseits des Lebens wurde der Mann in den siebenhundertsten Vorsaal der diamantenen Paläste Wischnus versetzt, wo er durch Rubinenfenster die goldene Morgenröte sehen konnte, hinter der in ewigem Licht und Tag der Allerhabene wohnt. Das Weib kam sieben Jahre in eine kalte und sieben Jahre in eine heiße Hölle.

Weil sie aber die Stadt verschont und nur einen Menschen getötet hatte, der freilich ein hoher Brahmane gewesen war, so stieg das Weib bei der Wiedergeburt auf der Leiter des Lebens empor und kam, die vorher eine Pestmade gewesen war, nun als räudiger Hund zur Welt. Der Mann aber wurde ein Dewa, ein Gott. Er gehörte zu den Untergöttern Wischnus und hatte die Aufgabe, die Nester der Vögel zu hüten, die an der Erde nisten. Als der Dewa einmal über die Felder ging, sah er einen kranken Hund auf ein Vogelnest zuschleichen, in dem fünf Eier waren. Der Hund schaute die Eier an, aber krank, von Schmerzen geplagt, fraß er sie nicht. Er lag elend und röchelnd im Felde. Und der Dewa trat neben den Hund und dachte: „Er ist abscheulich! Was ist er gegen mich? Wie gut muß ich gewesen sein im früheren Leben; wie schlecht muß er gewesen sein!“

Als aber der Dewa diesen stolzen Gedanken dachte, fiel

ein Blitz vom Himmel und tötete den Gott und den Hund.
Jenseits des Lebens stieg der Hochmütige herunter, der Räudige hinauf, und sie begegneten sich; sie kamen beide in das freundliche Land, wo die Sonne scheint und das klare Wasser rinnt. Er war nicht mehr am Rubinfenster Wischnus, sie nicht mehr in der heißen oder kalten Hölle. Sie waren in einem freundlichen Lande.
Bei der Wiedergeburt kamen sie im gleichen Dorf als Menschen zur Welt; sie als Mann und er als Frau. Und sie heirateten sich, und heute leben sie bei achtzehn Feigenbäumen und sieben Milchkühen glücklich und haben drei Söhne und eine Tochter.

*

Das Himalaja-Märchen.

Vor dreimal sieben Millionen Jahren war dieses Land ein schöner Garten. Niemand hatte Hunger, niemand hatte Feindschaft. Immer war milder Sonnenschein, immer war laue Luft. Der Regen kam silbern, warm und leise zu seiner Zeit. Der Wind säte Reissamen auf die Felder, und wenn die Früchte reif waren, wehte er sie den Menschen durch die offenen Türen und Fenster der Fruchthäuser. Das Licht löste eine Feige vom Baum, grub sie in die Erde und koste den Keim, der daraus entsprang, zum großen Baume, und wenn der Baum Früchte trug, fielen sie dem Menschen in den Schoß. Die Tiere waren alle gut. Die Knaben ritten auf Löwen und tändelten mit Panthern, die Mädchen setzten sich auf Krokodile und ließen sich von ihnen durchs Wasser tragen. Die Menschen hatten keine andere Aufgabe, als sich zu freuen. Sie

waren alle gleich unter sich. Nicht Brahmanen gab es, noch Kjandros, noch Schudras, und wenn ein Mann ein Mädchen liebte, so durfte er sie als Weib in sein Haus nehmen, wer sie auch war.

Da sagte der Gott Sankara zu seinem Weibe Gauri: „Wir wollen auf die Erde gehen und sehen, ob die Menschen gut sind in ihrem Glücke.“ Und sie kamen in das Land, das jetzt Bengalen heißt. Sie hatten sich aber die Gestalt armer, aussätziger Bettler gegeben und gingen vor den Zelten und Palästen der glücklichen Menschen betteln. Aber die reichen, glücklichen Leute fühlten sich in ihrem Wohlleben gestört und vertrieben die häßlichen Pilger von Haus zu Haus, von Stadt zu Stadt. Ach, was für Leiden, Demütigungen und Schmähungen mußten Sankara und Gauri erdulden! Sieben Jahre lang war Sankara unter den Menschen, mahnte sie und bat sie, warf sich vor ihnen in den Staub und fand keine Gnade bei ihnen, weil er häßlich und krank war. Zuletzt rüstete der König des Landes ein Heer aus, um die lästigen Fremdlinge zu vertreiben. Als er aber dicht hinter den Verfolgten herjagte, stand Sankara plötzlich groß und stark da als furchtbarer Riese. Er brüllte, daß es lauter war als das Brüllen von tausend heiligen Stieren. Er rief, daß es furchtbarer dröhnte als der Donner der von den Bergen stürzenden Steine. Tausende von Panthern, Tigern, Löwen, Bären liefen herbei. Und sie, die bisher wie treue Hunde der Menschen gewesen waren, fraßen den König und sein Heer bis auf den letzten Knochen.

Sankara aber stand auf einem hohen Stein in der weiten Ebene. Mit der rechten Hand griff er an den Himmel

und riß der Sonne sieben dichte Schleier vom Gesicht, so daß sie von nun an wie eine Höllenfeuerkugel auf die Erde glühte und alles verbrannte; mit der linken fing er den Wind ein, der die Glut mildern wollte, und schleuderte ihn aufs Meer hinaus. Mit einem langen Hauch seines Mundes blies Sankara die Cholera ins Land, mit einem zweiten den Aussatz, mit dem dritten die Pest. Sein Weib Gauri aber spann ein großes Netz, das warf sie über das Land, und jede Masche wurde eine Kaste, in der sich die Menschen fingen wie Fische, die bestimmt sind, zu sterben. Von allen Übeln aber, die über das Land kamen, war das Netz der Gauri das ärgste.

Dann wandte Sankara dem Land des Südens den Rücken und stieg gen Norden zum Himmel empor. Wo sein gewaltiger Götterfuß hintrat, sproßte dichter Urwald empor, Millionen Bäume wuchsen, hoch wie die Pagoden. Millionen Pflanzen wucherten um jeden einzelnen Baum, es ward eine Wirrnis und Wildnis, durch die nur der Tiger und die Schlange, aber kein Mensch mehr einen Weg findet. Gehet hin nach Bengalen, ihr findet diesen Wald noch heute. Die Bestien wohnen darin und die Schlangen und Krokodile, aber nicht der Mensch; denn Sankaras giftiger Zornesodem weht in diesem schrecklichen Walde noch immer.

Sieben Schritte hat Sankara mit seinem Weibe getan zur Höhe, und Tausende von Göttern sind gekommen und sind mit ihm emporgestiegen. Wenn Sankara aber einen Schritt tat, wuchs eine gewaltige Bergkette als Schemel für seinen Fuß aus der Erde, und wenn er wieder einen Schritt tat, eine neue noch riesenhaftere Bergkette, und

zwischen der ersten und der zweiten Kette lag ein abgrundtiefes Tal. So wuchsen mit den sieben Schritten Sankaras sieben Bergketten hintereinander, getrennt durch meilentiefe Täler. Als aber Sankara den siebenten Schritt getan hate, sagte er: „Ich will nicht weiter gehen; ich will hier bleiben mit Euch, ihr göttlichen Brüder und Schwestern, und hinunterschauen in das Land der schlechten Menschen, will zusehen, wie sie sich mühen und plagen, wie sie im Elend sind, im Sonnenbrand, im ewigen Durst, in ewiger Feindschaft."

Da vereinigte sich Sankara mit seiner Gattin Gauri zu dem gewaltigsten Berge der Erde, welcher der Gaurisankar heißt bis auf den heutigen Tag. Und Tausende von Göttern wurden zu Bergen, höher als alles auf Erden. In diamantenem Schimmerkleid stehen sie in ewiger Stille und ewiger Einsamkeit. Nichts Großes ist groß neben ihnen, nichts Stilles ist still neben ihnen, nichts Unerreichbares ist unereichbar neben ihnen. Die Menschen schmachten und sterben in dem heißen Flachland tief unter ihnen. Ihre Fieberaugen sehen an klaren Tagen das weiße Glitzern in der Höhe, das so hoch ist wie das Licht der Sterne. Ewig verloren ist das alte Glück. Abgründe, tiefer als das Meer, trennen die Götter von den Menschen. Über endlose Eiswüsten und Abgründe führt weder Steg noch Pfad. Felsentürme, an deren Hängen die Adler erfrieren, schauen hinab auf das flache, brennende Land. Sehet, das ist euer Himalajagebirge, das ist euer Bengalen, das ist euer Indien!"

Das Herz des Schudra.

Einmal hat sich Wischnu Narayana geirrt. Auch die weisesten und höchsten Götter können irren. Sie irren in ihrer Liebe.

Wischnu Narayana sah ein Knäblein zur Welt streben, dem er besonders gütig sein wollte. So sagte er:

„Dein Vater ist ein Schudra, deine Mutter ist eine Schudrafrau, also mußt auch du ein Schudra werden. Aber ich bin dir gnädig und will dich auszeichnen. So gebe ich dir das Herz eines Königssohnes und den Verstand eines Brahmanen."

Dieser Mensch wurde der Unglücklichste der Erde. Er hat wie ein Königssohn nur das Hohe und Königliche geliebt, und sein brennendes Herz ist immer von der Not in der Tiefe gehalten worden; er hat die höchsten Wahrheiten des Lebens gefühlt, aber die Weisheit der heiligen Wissensbücher der Welt blieb ihm verborgen.

Alle Wege, die er suchte, fand er verschüttet.

Er ist in jungen Jahren gestorben.

Hätte er ein Schudraherz, einen Schudraverstand gehabt, er lebte noch heute.

So hat sich Wischnu Narayana geirrt.

Auch die Götter können irren.

*

Nara, der Dichter und Goldschmied, hat diese „Märchen" erzählt an der blauen Galerie im Hofe des Raja.

Unter den verschleierten vornehmen Frauen, die ihm zuhörten, saß eine fast ganz im Schatten der Galerie verborgen. Zwei Dienerinnen standen zu ihrer Seite, Hüterinnen und Wächterinnen.

Und doch...!
Selbst der alte Calerius sah mit seinen müden Gelehrtenaugen, denen alle Lebensbeobachtung fremd war, daß sich eine feine Gestalt im Schleierkleid wand und dehnte; er sah, daß ein Schleier sich senkte und zwei schwarze Frauenaugen sehnsüchtig nach dem Erzähler hinstarrten. Als der Dichter vom Glück der Sekunde sprach, kam ein leises Jauchzen aus der Galerie, bei seinem Märchen vom schlechten Weib und guten Mann ein schweres Atmen, beim Himalajamärchen, als er von dem todbringenden Netz der Gauri sprach, ein wilder Ruf, und nach der wehen Sage vom Herzen des Schudra der Schrei einer in Ohnmacht Sinkenden.
Dienerinnen trugen die weiße, verschleierte Gestalt davon.
„Das ist Rig, die Tochter des Oberpriesters Drona," sagte Calerius zu seinen Genossen. „Der Priester ist hochmütig. Sein einziges Kind hat er ‚Rig' genannt, ‚Rig' heißt ‚das Lied'. Rig veda ist eines der heiligsten Bücher Indiens. ‚Rig' das Lied, ‚veda' das heilige Wissen. — Sie sehen, wie das ‚Lied' geklungen hat. Ach, wie klingen doch unsere Lieder — wenn sie Töchter sind!"

Heiße Zeit im Punjab. Die Sonne in Weißglut. Die Luft stehend, kochend. Laub, Blume und Gras zu Zunder verbrannt. Die Erdkrume in toten, grauen Staub zermahlen, die Steppe zur Wüste geworden. Der Tropenwald steht mit dürren Ästen wie der deutsche Laubwald im Winter. Die Flußläufe sind trockener Lehm und Stein. Nur der Indus schleicht noch müde mit ein wenig

schmutzig grünem Wasser zwischen brennendem Uferland. Mit vor Durst zerrissenem Gaumen, mit geschlossenen Augen steht der Löwe in den Steinbergen des Punjab, wo seine letzte Zuflucht in Indien ist. Ein riesiger Elefant taumelt daher, streckt vor Durst heiser gurgelnd seinen Rüssel in die dürre Luft. Der Löwe hört's; er rührt sich nicht. Verdorrt ist ihm die Kampflust, versiegt der Mut. Von Qualen gepeinigt stehen die beiden gewaltigen Feinde nebeneinander. Eine Schlange schleppt sich herbei und legt sich zu Tode ermattet in den Schatten des Elefanten. Kahle Zedern, Feigenbäume stehen da; ihre Äste zittern leise, als erfrören sie vor Hitze.

Das braune und schwarze Volk in den Städten hockt sterbensmüd in seinen Wohnlöchern. Einer, der lesen kann, sagt leise: „In der letzten Woche starben im Punjab achtzigtausend Menschen an der Pest." Niemand hört darauf. Es ist ja schließlich selbstverständlich, daß man an der Pest stirbt. Was sind achtzigtausend Menschen? Nichts! Es gibt viel Menschen. Viel zu viel. Wenn nur die Morgenstunden erst da wären! Da wird es etwas kühler. Da kann man hinausgehen und Atem schöpfen. Dann wachen die Leute wie Schlaftrunkene für ein Weilchen auf. Vielleicht, daß einer, der es versteht, sich auch zu einer Gedankenarbeit aufschwingt und darüber nachdenkt, daß nicht alles Wasser von der Erde verschwunden sei. Im fernen Südwest liegt ein großes Meer, darin ist noch viel Wasser. Ein ganz leiser Wind bringt es herangetragen, füllt den Himmel Indiens mit neuem Wasser, er bricht sich an den Felsenmauern der Berge, kann nicht weiter, kann eines Tages die Wasserlast nicht mehr tragen, muß sie fallen lassen. Dann reg-

net es im Punjab, regnet Tag und Nacht, regnet monatelang. Und dann erwacht alles Tote zu tausendfältigem üppigen Leben.

Das sind trostreiche Gedanken; aber sie sind kurz, sie sind nur in den zwei Morgenstunden möglich; dann kommt die weiße Sonne, dann kommt der Taumel wieder, das Brennen, das Blutstocken, dann kommt der furchtbare Tag und auf ihn die bleischwere Nacht.

Heiße Zeit auch in Bengalen. Auch dort die brodelnde Hölle. Die Wirrnisse des Dschungelwaldes sind entlaubt, die Sonne hat sie verbrannt. Nur Dorn und Busch, Gestrüpp und stachelige Ranke sind geblieben. Tiger liegen wie verendet, Panther wimmern leise, nur die Krokodile starren quallos in totem Schlaf. Der Nordlandsmensch, der dieses Unheilsland beträte, fände rasches Ende. Vielleicht, daß ihn die reißenden Tiere verschonten, weil sie zu elend sind, ihn anzugreifen. Aber bei jedem Atemzug tränke der Mensch aus einem giftigen Becher sich den Fiebertod.

Heiße Zeit in Nordindien. Der kühlste Wintertag des Jahres ist dort wärmer als der heißeste Julitag in Deutschland, die Glutzeit aber bringt Tiere und Menschen in eine irdische Hölle.

Und ein Stückchen weiter nach Norden, ganz nahe, oft zum Greifen sichtbar, stehen die kühlen Berge mit grünen Wäldern und schimmernden Wasserfällen, mit Berggipfeln von ewigem Schnee und Eis.

Im Norden wohnen in der heißen Zeit die Engländer, dorthin verlegen sie — nach Simla, eine hoch in den Bergen gelegene Stadt — ihre Residenz. Dann stehen die Prunkgebäude der Regierung drunten im heißen Delhi

leer. Auch die britischen Soldaten werden in Sommerfrischen untergebracht.
Bis nach Simla reicht der glühendheiße Todesatem der Ebene nicht. Dort sind Wälder und kühle Gärten, dort weht der klare Odem der Riesenberge, dort ist Lebenslust. Modernste Hotels, Theater aller Art, Lustbarkeiten jeder Sorte, Eleganz, Modepracht, und rauschendes gesellschaftliches Leben machen den eingewanderten Herren Indiens das Leben in der heißen Jahreszeit erträglich. Vom kühlen Simla aus wird das schmachtende Indien beherrscht, dort sitzen in ihren reizenden Villen die englischen Millionäre und schmieden Pläne für neue Gewinste.

„Herrschaften," sagte Fritz Seidelmann, „ich habe einmal ein geistreiches Wort gehört: die Menschheit wird in zwei Teile eingeteilt: in ‚Luders' und in ‚dumme Luders'. Das stimmt! Hier zum Beispiel in Indien sitzen die ‚dummen Luders' unten und schwitzen, und die ‚Luders' sitzen hier oben und amüsieren sich im Kühlen." Die Genossen Seidelmanns nahmen diese Weisheit schweigend hin.
Auch die deutsche Reisetruppe war in Simla gelandet. Anfang des Monats März, als die heiße Zeit begann, hatten sie die Residenz des Raja verlassen, weil es für die tropenungewohnten Nordländer nicht ratsam war, dort länger zu bleiben.
Der Raja hatte beim Abschied gesagt: „Ich möchte Sie wohl gerne begleiten, aber ich glaube, wenn das Volk leidet, soll der Fürst bei ihm bleiben. Ich komme vielleicht auf ein paar Erholungswochen nach."

Das war schön und edel von dem Raja gesprochen; aber es kommt vor, daß Fürsten schöner und edler denken und sprechen, als sie nachher handeln. Nach fünf Tagen schon kam der Raja der Wandergesellschaft nach. Er hatte ein umfangreiches Gefolge bei sich, doch war es für einen reisenden indischen Fürsten immerhin bescheiden; denn es bestand nur aus zwölf Personen. Es ist unmöglich, daß ein indischer Fürst reist, wenn er nicht das Allerunentbehrlichste bei sich hat, wie: Koch, Leibdiener, Hausbrahminen, Pantoffelträger und Pfeifenanzünder. Das gehört nun einmal zum Leben.

Vor Maya schlug der Fürst bei seiner Ankunft die Augen nieder.

„Gnädiges Fräulein," sagte er, „Sie haben mich sicher viel später erwartet, wenn Sie mich überhaupt erwartet haben; aber es gibt innere Gesetze, Zwangsgesetze, denen man nicht widerstehen kann."

Jedes Mädchen hätte die Liebeserklärung, die der errötende Fürst machte, verstanden; Maya sah ihn still an und sagte nur:

„Ich freue mich, daß Hoheit da sind."

Nach dem langen Aufenthalt in der Residenz des Raja, in der alles Kulturleben um Jahrhunderte, wenn nicht um Jahrtausende zurücklag, fühlten die Europäer ein Behagen, als sie in die saubere moderne Stadt Simla kamen. Die Vögel flogen ins gewohnte Nest. Eine Art Heimatgefühl ergriff sie, als die große Erzieherin aller, die Zivilisation, sie wieder an der Hand nahm. Und wie sie sich in der halbwilden Rajastadt selten von einander getrennt hatten, so ging hier zunächst jeder seinen Weg.

Sperber las den ganzen Tag Zeitungen. Er verschlang jedes Wort, das von Deutschland handelte, und kam schwerbedrückt nach Hause. Schande, Streiks, Hunger, Parteigezänk! Hätte er doch nichts gelesen — nichts!
Auch der Raja hatte einige Zeit bei Zeitungen verweilt und brachte ein englisches Blatt mit ins Hotel. Er zeigte Doktor Sperber und Weiringen einen Artikel. Der ganze Aufsatz war ein einziger Angstschrei vor — Rußland.
„Die Sowjet-Leute tasten nach Indien!" sagte Sperber.
„Das ist die alte Angst!" lächelte der Fürst. „Das russische Gespenst ist so erschreckend groß, daß es über den Himalaja hinwegschaut. Vor diesem Gespenst klappern die englischen Zähne seit Jahrzehnten. Einer meiner Verwandten wurde wegen angeblicher Unterdrückung seiner Untertanen von den Engländern seines Thrones entsetzt, weil er einige Briefe der alten russischen Regierung erhalten hatte."
„Und was glauben Hoheit?"
Der Fürst machte eine abweisende Handbewegung.
„Ich glaube nichts! Vor allen Dingen, ich hoffe nichts — für Indien. Nur, daß die Engländer in Sorge sind, freut mich. Wenn es einmal zum Entscheidungsringen um Indien kommt, werden die Engländer um die Freundschaft Deutschlands buhlen. Dann werden sie es zum Bundesgenossen haben wollen oder wenigstens zum Lieferanten."
„Am ersten Tage dieses Krieges," rief Weiringen, „nehme ich russische Dienste!"
Sperber lächelte spöttisch.
„Du bei den Bolschewisten?"
„Mir ist alles egal!"

„Vielleicht nehmen Sie indische Dienste," sagte der Fürst und lenkte das Gespräch freundlich auf ein anderes Gebiet ...

Calerius hatte in Simla einen alten Freund entdeckt, der gleich ihm glaubte, die Feststellung der Kolarischen Sprachinseln in Indien sei eine der wichtigsten Aufgaben der Menschheit. Der Mann war Portugiese, ein alter Sprachforscher. Er trug einen Anzug, der in keinem der fünf Erdteile bei irgend einem Menschenstamme Mode war oder seit Jahrhunderten Mode gewesen sein konnte. Calerius hatte es schwer mit seinem Freund. Er mußte englisch mit ihm sprechen, und da Calerius dem Englischen niemals hatte Geschmack abgewinnen können, beherrschte er es nur mangelhaft. Sein Freund konnte aber noch schlechter englisch als er. So mischte der eine, wenn ihm eine Vokabel fehlte, portugiesische, der andere dem Portugiesischen verwandte italienische Worte in die Rede, eine mühselige Art von Unterhaltung, die manchmal bis zur Zeichensprache herabsank.

In Simla, an einem besonders klaren Tage, als die Götter ganz hell von den hohen Bergen herablächelten, kamen die beiden Alten auf den Gedanken: Wir könnten doch Sanskrit sprechen, oder Pali oder Hindostani, worin wir beide so gut zu Hause sind. Sie sahen sich betroffen an, daß ihnen dieser Gedanke nicht früher gekommen sei, lächelten darauf glücklich und sprachen nun ganz fließend tagelang miteinander ...

Auch Seidelmann ging allein aus. Da er englisch sprach und sein Geldbeutel immer leidlich ausgestatet war, hatte er keine Schwierigkeiten, sich in der fremden Stadt durchzuschlagen. Beim Abendessen erging er sich manchmal

in Naturschwärmereien. Einmal verfiel er in Lobsprüche auf den Berg Kantschindschinga, den er begeistert pries.
„Aber Seidelmann," sagte Sperber, „hier in Simla sieht man doch den Kantschindschinga gar nicht."
Da kam es heraus, daß Fritz Seidelmann den Kantschindschinga in einem Kino Simlas gesehen hatte.
„Sehen Sie sich doch ganz Indien im Kino an," knurrte Calerius. „Ich bin ein einziges Mal meiner Tochter Maya zuliebe in Deutschland in einem Kino gewesen; ich tue es nicht wieder. Es ist Blödsinn!"
„Blödsinn oder nicht, Herr Professor," erwiderte Seidelmann, einigermaßen beschämt, „etwas hat das Kino für sich: man hat immer alles hübsch beisammen: der Kantschindschinga im Nebel, in der Morgensonne, in der Abendsonne, im Mondenschein, dann die Felsen, die Gletscher und eine Karawane, die aufsteigt — wann sieht man das alles in natura?"
„Fahren Sie nach Hause!" zürnte Calerius, „ziehen Sie nach Kötschenbroda oder sonst in eine Großstadt und sehen Sie sich die ganze Welt im Kino an! Fahren Sie nach Hause!"
Seidelmann sah seinen Herrn, den Baron Weiringen, so treuherzig-traurig an wie ein Hund, der unvermutet Prügel gekriegt hat und nicht weiß, warum.
„Nein, nein, Seidelmann," beruhigte ihn Weiringen, „Sie bleiben selbstverständlich bei mir."
„Jawohl, Herr Baron, bis zum Dezember, wie es ausgemacht war. Jetzt ist erst März."
Darauf saß der Baron Weiringen ganz still da und dachte sich: „Was tue ich nur, wenn dieser dicke Seidelmann nach Deutschland zurückkehrt und ich allein bin...?"

Maya nahm an allen Unterhaltungen freundlichen Anteil. Nie störte sie die Stimmung. Sie ging mit ins Theater, wo Shakespeares „Sommernachtstraum" in einer Weise aufgeführt wurde, daß dem, der vorher das Wunderwerk bei Reinhard in Berlin gesehen hatte, das Lachen oder das Weinen kommen konnte, und sagte stolz, als sie das Theater verließ: „Shakespeare spielen können nur die Deutschen!" Ihr Vater verwunderte sich über diese Begeisterung. Er hatte in seinem Leben nie ein Shakespearisches Stück gesehen; aber er freute sich, daß seine Tochter ins Theater ging. Er versuchte sogar, bei einer Tennispartie, die Maya mitspielte, wenn auch nicht teilzunehmen, so doch die Bälle auffammeln zu helfen. Aber Maya trug eine Maske. Niemand von ihren Begleitern wußte, daß sie einem gelben Buddhistenmönch, der mit halbgeschlossenen Augen durch das „silberne Simla" ging, nachgeschlichen war und ihn gefragt hatte, ob er wohl Asita Bikschu kenne.

„Warum fragst du mich das?" fragte der Mönch.

„Ich hörte seine Predigten."

„So folge ihm und seinem Wort. Wo er selbst ist und wandelt, weiß ich nicht; nur eines weiß ich, er geht den rechten Weg."

Sie stand bebend vor dem Mönch. Der streckte ihr seine eherne Bettelschale hin und sagte:

„Willst du dir ein Verdienst sammeln und mir etwas zu essen geben? Ich habe seit gestern Mittag nicht gegessen."

Da ging sie hinter ihm her bis zu einem Verkaufsstand, bezahlte eine Menge Früchte, von denen der Mönch nur

einige annahm. Als er fortging, fiel der Rest der Früchte auf die Straße und Maya ging weinend nach Hause.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Himalaja.

Richard Weiringen und Hellmuth Sperber gestanden sich, daß sie vom Himalaja keine rechte Vorstellung gehabt hatten, bis sie ihn sahen. Die Schulen begnügen sich mit der Feststellung, daß der Himalaja der größte Gebirgswall der Erde ist, und nennen einige Namen und Höhenziffern. Vielleicht gibt es noch etwas Naturkundliches oder Geologisches als Beigabe. Das ist dann alles.

Aber die Schule trifft kein Vorwurf; denn es gibt viele Dinge, die sich nicht beschreiben lassen.

Wer kann das Hochland von Tibet erfassen, ein Land mit Menschensiedelungen, so hoch gelegen wie Jungfrau und Finsteraarhorn in der Schweiz? Wer kann sich vorstellen, daß von jener Höhe an erst die Berge zu wachsen beginnen, abermals so hoch wie Jungfrau und Finsteraarhorn in der Schweiz? Die Menschen, die von den Niederungen Nordindiens kommen, sehen einen Himmelstraum vor sich, für den es menschliche Gleichnisse nicht gibt.

Klimme auf einen Kamm, bis dir der Atem vergeht, blicke von da hinunter in eine Schlucht, daß dir blaue Ringe vor den Augen tanzen; klettere hinab in diese Schlucht, die vielleicht so schmal ist, daß du dir kein Zelt aufbauen kannst, und steige dann jenseits der Schlucht wieder empor auf einen Grat, gegen den der erste ein Gebirglein war, schaue von da in eine schwarze Tiefe, in der du nichts mehr erkennst, erreiche auch diesen Abgrund und steige abermals auf, und dann — gib es auf!

Wisse, daß du immer wieder hinunter müßtest zu Untiefen der Unterwelt und immer wieder hinauf weit über die Grenzen der Wolken, und daß dunkle Tiefe und silberne Höhe sich immer von neuem abwechseln würden von Kamm zu Kamm, von Kamm zu Kamm, und dann wirst du ahnen, was der Himalaja ist. Von Ferne nur schaust du zu den letzten ewigen Gipfeln. Die Monsune umtoben sie, hüllen sie in Wolken. Die Fluten ferner Meere schwimmen heran in einsamen Lüften und erfrieren an diesen Hängen; die Wüsten Asiens und Afrikas senden ihre heißen Küsse, die sich in jenen Einsamkeiten begegnen und zu gleißendem Lächeln erstarren.
Manchmal in der Feierlichkeit stiller Abende oder in der reinen Kühle einer Morgenstunde werden die Hohen, die Hehren den fernen Menschenaugen sichtbar. Dann müssen die Blicke auf einer Himmelsleiter hinaufsteigen, bis sie hoch im letzten blauen Äther an einem rosigen Sternenbild haften bleiben und sich der Mensch in scheuem Erbeben sagt: „Auch dieses da oben noch ist ein Stück der Mutter Erde."

— — — — — — — — — — — — — — —

Es gibt einen Ort in Indien, von dem das gewaltigste Naturbild der Welt zu sehen und der auch für träge Menschen mit bequemer Bahn leicht zu erreichen ist. Er heißt Darjeeling und ist der gewaltigste Parkettsessel der Welt. Die Kulisserie, wie sie dort gestellt ist, kann sich nur der große Regisseur leisten, der an seinen Theaterhimmel auch wirkliche Sonnen und Sterne zu setzen vermochte.
Dort in Darjeeling sitzen die reichen Leute auf den Veranden der Hotels und vornehmen Pensionen und sehen

die Wunder, um die sie eine ganze Menschheit nur darum nicht beneidet, weil sie von jener Schönheit nichts weiß.

Auch die deutsche Reisegesellschaft mit dem Raja war in Darjeeling, aber erst am Schluß der Reise. In Simla blieb die Gesellschaft etwa drei Wochen und nahm an dem luxuriösen Kulturleben mit kaum verhohlenem Vergnügen teil. Der alte Calerius war es, der zuerst zum Aufbruche drängte. Er hatte sich mit seinem alten Studienfreunde, dem Portugiesen, über sprachliche Grenzfragen zwischen dem Kohl- und Juangstamme verzankt, meinte, mit einem Mann, der in so wichtigen Dingen so wenig Bescheid wisse, sei nicht weiter zu unterhandeln, und wollte fort.

Etwas unschlüssig, fuhr die Gesellschaft erst nach Lahore zurück, floh aber bald aus der heißen Stadt ins grüne Kaschmir.

Die Reise war nicht angenehm. Jeden Tag vom Morgengrauen bis in die sinkende Nacht auf einen stoßenden Zweiräderkarren zu sitzen, strengt an. Indes ertrugen alle die Mühsale mit schweigender Geduld — bis auf Fritz Seidelmann, der sich am Abend des zweiten Tages am Aufhänger seines Rockes faßte, so tat, als ob er an einer Wage hinge, und feststellte, er habe in den zwei Tagen fünfundzwanzig Pfund seines Körpergewichts eingebüßt. Calerius verachtete diesen dicken Schwächling. Er sagte, die Reise nach Srinagur, der Hauptstadt von Kaschmir, sei ein Sonntagsausflug für Indien-Neulinge, eine Blamage für ernste Indienfahrer, und setzte es durch, daß eine Expedition ins Innere des Landes ausgerüstet wurde.

Im einzigen, hölzernen Hotel zu Srinagur fanden sie keinen Platz, auch nicht in den Bungalows (Herbergen). Sie schliefen auf Booten im Fluß.
Als Richard Weiringen den Blick zum Himmel wandte, der sich über dem herrlichen Waldtale ausspannte, hörte er neben sich Fritz Seidelmann leise singen:
„Nach Hause, nach Hause,
Spricht er und seufzet schwer."

Der Raja hatte seinem Großkollegen, dem regierenden Maharaja von Kaschmir, einen Besuch abgestattet, und darauf war die ganze Reisegesellschaft von dem Großfürsten eingeladen worden. Der Maharaja gab seinen Gästen ein Fest, das aufregende Schauspiel eines Polokampfes. „Polo" ist ein Ballwettspiel zu Pferde. Es handelt sich für die Reiter darum, einen Holzball, der an der Erde liegt, durch Schläge mittels eines langstieligen Schlaghammers ins Lager der Gegenpartei zu treiben. Ein furchtbares Jagen, ein Zusammenknäueln von Rossen und Reitern um den Ball, ein Fallen, Stoßen, Geschlagenwerden, Rufen, Aufschreien, dabei aber ungeheure Gewandtheit im Ausweichen, Anstürmen, Abwehren — ein wirkliches Schauspiel, das nicht ohne Mut und Eleganz ist — ist Polo.
Hellmuth und Richard bewunderten die hohe, „equilibristische" Kunstfertigkeit; der Raja, der solche Spiele von Jugend auf kannte und bessere gesehen hatte, drückte als höflicher Gast seine höchste Anerkennung aus; Calerius stand mit bekümmerte Miene da; denn ihm war, ganz außer allem Zusammenhange mit der Gegenwart, plötzlich eingefallen, daß in dem einen Streitpunkte wegen der

Kolh- und Juangsprache der Portugiese in Simla wahrscheinlich doch recht gehabt hätte.
Maya sah nicht zu; sie stand mit niedergeschlagenen Augen da.
Seidelmann sagte:
„Wenn das meine alte Fuchsstute zu Hause mit ansehen müßte, die rührte der Schlag vor lauter Erstaunen."
Von dem liebenswürdigen Maharaja, einem Mohammedaner, wurde die Gesellschaft beim Abschied mit allerlei für die Reise ins Innere notwendigen oder angenehmen Geschenken und vor allen Dingen mit dem strengen Befehl an alle Stadt- und Dorfgewaltigen ausgestattet, den Reisenden überall alle mögliche Erleichterung und jeden Vorschub zu leisten. Und nun ging es hinein in die schwerwegsame, einsame Bergwelt. Die Gesellschaft wurde zur Riesenkarawane. Für jeden Reisenden — ganz abgesehen von dem besonders ausgiebigen Geleit des Raja — wurden mehrere Kulis als Träger gemietet. Diese Leute sind stark, das Lastentragen sind sie von Jugend auf gewöhnt. So schleppen sie eine Zentnerlast in raschem Schritte bergauf, bergab, über steile Pässe, ja über Gletscher hinweg. Sie sind ehrlich, leben fast nur von Pflanzenkost und würden ein gebratenes Huhn, das man ihnen vorsetzte, ausschlagen, weil ihnen das Huhn als unreines Tier gilt, das eben nur gut genug ist für ihre Herren, die Europäer.
An einem Lagerplatze sprachen Richard und Hellmuth über die Kulis.
„Seltsame Kerle," sagte Hellmuth. „Knirpse eigentlich, aber kräftig. Was mich am meisten wundert, ist, daß sie ehrlich sind. Man kann sie mit der kostbarsten Last

stundenlang auf Seitenwegen verschwinden lassen; sie sind mit allem, was sie tragen, am Sammelorte zur Stelle. Ich hatte am letzten Rastplatze im Bungalow ein Paket mit Honig, Reis, Früchten, Schokolade. Das Paket war schlecht verpackt, und ich hatte kein Material, es besser zu packen. Ich übergab also das Paket dem Kuli in seinem gebrechlichen Zustande. Bei der nächsten Station bringt mir der Kerl die Sachen im Arm getragen und entschuldigt sich, ein wenig Reis sei abhanden gekommen, eine Düte sei zerplatzt. Die Düte fehlte. Alles andere war da.

„Da wundert sich ein Deutscher!" sagte Richard bitter. „Ich meine," setzte er hinzu, „ein Deutscher der Revolutionszeit. Denn siehst du, Hellmuth, in der Kaiserzeit waren ja die Deutschen auch so ehrlich wie diese Himalaja-Kulis. Da konnte man Gift darauf nehmen, daß ein abgesandtes Paket, ein der Bahn übergebener Koffer richtig an seine Bestimmungsstelle kam. Da galt der deutsche Post- und Eisenbahnbeamte als unerreichtes Urbild der Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit. Später in der Zeit der ‚Freiheit' wurde es anders. Hundertfünfundfünfzig Millionen Schadenersatz hat die Revolutionsregierung in sieben Monaten für gestohlene Eisenbahngüter zahlen müssen, das sind fast dreiviertel Millionen Diebesprämie auf den Tag, eine recht anständig unanständige Leistung."

Hellmuth schwieg; aber er biß die Zähne so fest zusammen, daß sich sein Gesicht verzog. Richard hatte auf die übliche Entschuldigung des Demokraten mit der „Not der Zeit" gewartet. Als sie nicht kam, sagte er:

„So ein Kuli trägt auf diesen doch fürchterlichen Ge-

birgspfaden seine Zentnerlast von einer Station zur andern und bekommt für drei Meilen deutschen Weges fünfzig Pfennige Lohn. Dafür sagt ein deutscher Droschkenkutscher, wenn ich sie ihm für eine Fahrt um die drittnächste Straßenecke als Trinkgeld gebe, nicht ‚Danke!'"
„Ich gebe mehr!" sagte Hellmuth.
„Dem Droschkenkutscher oder dem Kuli?"
„Dem Kuli!"
„Ich auch. Aber tausend andere geben es nicht. Komme mir nur nicht mit der ‚Not der Zeit'."
„Ich bin dir ja damit gar nicht gekommen. Das hast du dir wohl so zusammengedacht? Ihr Feudalen denkt immer so!"
Die grünen Wälder Kaschmirs rauschten. Von fern grüßte ein weißer Berg. Mitten im grünen Kaschmirtal brüteten heiße deutsche Gedanken.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Weiter ins Bergland hinein ging es, über die Grenze Kaschmirs hinaus nach Osten in andere, noch unkultiviertere „unabhängige" Staaten. Hellmuth und Richard wunderten sich, daß sie früher als gebildete Deutsche nicht gewußt hatten, daß Vorderindien nicht glatt eine englische Kolonie sei, sondern daß es noch zahlreiche „unabhängige" Staaten gibt, zum Teil so groß wie die Gebiete Bayerns oder Württembergs, und daß die Engländer, wenn sie zu ihrem Endziel kommen wollen (klug, fromm und menschenfreundlich, wie sie ja nach ihrer eigenen Aussage nun einmal sind), vorsichtig zu Werke gehen müssen, um als kleines europäisches Inselland (etwas größer als Dänemark) Indien und die Welt zu beherrschen.

„The English brains the best!“
Dieses Wort: „Die englischen Gehirne sind die besten!“ begleitete den Aristokraten Weiringen und den Demokraten Sperber auf ihrer ganzen Reise durch Indien. Oftmals — das war ein Glück für sie — kamen sie ganz vom Politischen los. Das war immer dann, wenn sie auf das ursprünglich Menschliche trafen. Und Ursprünglicheres als im Himalaja gibt es außer einigen Negergebieten Afrikas und einigen Südsee-Idyllen nicht mehr. Wenn ein heroischer Dichter, der von den tatsächlichen Verhältnissen keine Vorstellung hätte, das Himalajagebirge, diese klobige Silberbrosche, die die dicke Madame Erde ins Weltall protzt, mit ein bißchen Menschengerank umzieren sollte, würde er ein Geschlecht von Riesen malen, Edelgestalten an Leib und Geist, Herren der Berge, Herren der Welt, viel gewaltiger, viel fleckenloser und reiner noch, als die Heldenträume sind, die Wolfram von Eschenbach und Richard Wagner in deutsches Altertum zauberten.
Die Wahrheit ist anders, sie ist traurig.
Auf dem riesenhaftesten Naturtheater der Welt spielt ein häßliches, schmutziges, elendes Volk ein kindserbärmliches Hexen- und Teufelsspiel, spielt es dumm, eklig, in kaum lumpenhaft beschürzter Armut — wie Affen, die aus ihren Wäldern entwichen sind und sich auf ein paar Breiten fruchtbaren Landes aus einem Instinkt heraus rohe Hütten gebaut haben. Das stellten die Reisenden mit Schaudern fest.
Es gab Dörfer, jawohl, es gab Dörfer. Ein deutscher Handwerksgeselle, der in seinem Sonntagsanzug durch solch ein Dorf ginge, würde als „Sahib“, „gnädiger

Herr", mit Fug und Recht angesprochen werden. Er würde es verschmähen, in einem der schmutzigen Häuser zu nächtigen, und noch viel mehr, selbst wenn er ein Windhund wäre, mit einer der kropfbegabten, dunkelhäutigen vor Unsauberkeit starrenden „Schönheiten" des Dorfes sich irgendwie einzulassen.

Nachtschwarzer Aberglaube, manchmal verklärt durch einen Schimmer von Poesie. Freilich ist auch dieser Aberglaube, dieser Hexen- und Götzenkult nichts anderes als Entsetzen vor unbekannten Qualen, als Hoffnung auf ein Glück jenseits der Grenzen, die unser armes Hirn nicht zu überschreiten vermag. Alle Religion ist Furcht und Sehnsucht, auch die niederste. Die Himalajaleute wohnen an den Toren Gottes und sind armselige, schmutzige Blödlinge...

Calerius hielt die Karawane zwei Tage lang in einem elenden Dorfe auf. Eine alte Frau war bis zu Tode mißhandelt worden, weil sie eine „Hexe" war, und Calerius wollte den Prozeß, den man ihr gemacht hatte, von dem Bhagal, dem Zauberpriester, erfahren. Der Mann aber war gerade von dem Spezialteufel des Dorfes besessen und daher nicht zu sprechen. Er starrte den Fremden an und lallte sinnlose Worte, die die Dorfgenossen mit unheimlicher Furcht anhörten.

Die Dakie, die Hexe, so erfuhr Calerius, hatte zwei Kühen die bösen Geister auf den Hals gehetzt, so daß sie verendeten. Beim Dorfältesten waren die Vertreter der Gemeinde zusammengekommen. In einer Laubhütte vor seinem Hause wohnen die Geister der verstorbenen Dorfbewohner. Dorthin trägt man ihnen Speise und Trank. Dort werden auch die Beratungen gehalten. Die Geister

sollen hören, was man im Rate spricht, damit alles nach alter Ordnung und Sitte geschehe. In der Geisterhütte ist die alte Frau, der man die Verzauberung der Kühe zuschrieb, verurteilt worden.

Die Himalajabewohner werden von Teufels- und Dämonenfurcht gepeinigt von der Jugend bis zum Tode. Alles wird mit Zauberspuk umgeben. Der gestorbene Großvater wohnt in einem Stein an der Straße, unter der Türschwelle lauert ein Teufel, der Wald ist voller Dämonen, Tausende von Göttern gibt es, die sich der Mensch gnädig erhalten muß, die Sünden des Dorfes und alle damit verbundenen Strafen und Plagen überträgt man auf ein Huhn und treibt das mit Unheil beladene Tier über die Grenze ins Gebiet des Nachbarn.

Fritz Seidelmann erzählte in seiner Art die lustigen Geschichten, die er erlebte.

„Gestern," sagte er, „hatte ich den Schnupfen. Das ist kein Wunder; denn die Nächte sind barbarisch kalt im Gebirge, und wir wohnen ja immer in Zelten, die die Kulis uns nachtragen. Also ich habe den Schnupfen, und weil mich gestern wieder einmal in meinem Schlafgemach auf freier Erde erbärmlich gefroren hatte, stand ich schon bei Sonnenaufgang auf und machte eine Promenade durchs Dorf, das heißt, ich kletterte aus einem Loch der sogenannten Straße ins andere. Und immer, wenn ich einem Eingeborenen begegnete, lief der schreiend nach seinem Hause zurück. Ich wunderte mich, warum ich den Herrschaften solchen Schrecken einjagte, ich ging ganz erstaunt in dem kleinen Nest hin und her.. Immer mehr Leute liefen vor mir fort, und schließlich war die

Straße wie ausgestorben. Endlich habe ich dann erfahren, daß die Kerle und die Weiber vor meinem Niesen ausgerissen sind. Denn wer frühmorgens einem Niesenden begegnet, hat Unglück an diesem Tage und kehrt daher schleunigst nach seinem Hause zurück, das er an diesem Tage nicht mehr verläßt. Ich habe einen solchen Schnupfen, daß ich den Verkehr des ganzen Landes lahmlegen könnte."

Ein anderes Mal erzählte Seidelmann:

„Wir fanden im Dorf einen starken jungen Mann auf seinem Lager liegen und so erbärmlich tun, daß er mich wirklich erbarmte. Mein Freund, der Hofmeister des Raja, war bei mir, der konnte sich mit den Leuten verständigen. Der klagende Mann bekam warme Tücher auf den Leib und auf den Kopf gepreßt, er bekam Ziegenmilch zu trinken und allerhand Leckereien und Erfrischungen in den Mund gestopft. Je mehr er bekam, desto mehr winselte er. Ich dachte, mit dem armen Schlucker geht es wohl zu Ende — da lächelte mich der Hofmeister an und sagte: ‚Ach nein! Dessen Frau soll ein Kind kriegen. Da legt sich der Mann im voraus ins Bett und schreit und läßt sich pflegen. Die Frau muß derweil draußen die schwere Ackerarbeit verrichten.' Also das ist das Närrischste, was ich auf Erden erlebte. In Deutschland kommt so was nicht vor. Da würde sich ein Mann genieren, sich so zu benehmen."

„Etwas, was mir der Hofmeister erzählte," so berichtete Seidelmann, „würde ich für mein Leben gern mitmachen. Im Himalaja hier lebt doch immer alles zusammen: Großvater, Großmutter, alle Söhne, deren Frauen, Onkels, Tanten, Kinder, Kusinen, das ist alles ein Haus-

halt. Jedes Jahr halten sie nun eine schöne Familienfeier. Sie stopfen sich die Ohren voll Watte, binden sie sich auch noch ganz fest mit Tüchern zu, verkleben sogar die Nasenlöcher, damit sie ja nichts hören können, dann setzen sie sich in einen Kreis und fangen an, mörderlich aufeinander zu schimpfen. Alles, was sich im Laufe des Jahres an Grimm und Groll bei dem einen gegen den anderen angehäuft hat, brüllt er heraus, überhäuft seine Widersacher mit den unflätigsten Schimpfreden, tobt, schreit, droht, und wenn dann die Watte wieder aus den Ohren heraus ist, machen alle freundliche Gesichter; denn keiner hat gehört oder verstanden, was der andere geschimpft, getobt und gedroht hat. Jeder aber hat sich die Leber abgeräumt, und allen ist sehr wohl. Wie gesagt, eine solche Familienfeierlichkeit möchte ich gern einmal mit ansehen, aber die Herrschaften tagen dabei nur in geschlossener Gesellschaft, im ganz intimen Kreise. Ich finde, diese schöne und gesunde Sitte sollte man überall einführen. Schimpfen muß nun der Mensch manchmal, und da ist es doch sehr pietätvoll, wenn es die anderen nicht hören. Ach, was würde ich allein dem alten Calerius alles sagen, wenn der sich einmal die Ohren verstopfte."

Calerius hatte nirgends rechte Ruhe. Er strebte weiter nach dem Osten zu den Juangs, um sich zu überzeugen, ob nun er oder der Portugiese in Simla recht gehabt habe. Seine Tochter Maya benahm sich auf der Reise recht vernünftig. Sie klagte nicht, und wenn sie auch nie lachte, so aß und trank sie doch, freute sich manchmal an einem schönen Tale oder einer waldigen Bergwand, hatte sogar Sinn dafür, daß sie in Kaschmir viele der in

Deutschland einheimischen Baumsorten und Vogelarten antraf.
Nirgends, auch in den Städten nicht, war neuere Kultur. Wenn ein Ort auf der Kulturstufe des deutschen Mittelalters stand, war das schon viel, sonst fanden die Reisenden Zustände, die an das Waldleben der alten Germanen erinnerten, ja, einzelne Wildstämme lebten buchstäblich noch in der Steinzeit.
Ganz selten war ein schöner Mensch zu sehen, der dann Hindublut in den Adern hatte. Die Kolaren sowohl als die Drawida-Leute, herabgekommener australischer Rasse, waren außerordentlich häßlich. Die Weiber mit ihren Kröpfen, ihren dunklen faltigen Gesichtern, ihren hageren Figuren sahen aus wie Megären. Gut war es, wenn die Leute nicht viel anhatten, was meist der Fall war, dann verbreiteten sie wenigstens nicht die Pestluft um sich wie die Bekleideten, die ihre Kleider solange auf dem Leibe tragen, bis sie ihnen abfaulen. Von Waschen oder Baden ist bei diesen Menschen keine Rede.
Moralischer Tiefstand furchtbarer Art. Da die Braut bei einigen Stämmen gekauft werden muß, legen die Brüder einer Familie der Billigkeit halber das Geld zusammen und kaufen für sich gemeinsam dasselbe Weib. Die hat nun vielleicht sechs Männer. Die Kinder gehören allen Männern gemeinsam, sagen zu allen Vater. Hat es das Weib satt, so gibt sie den Kaufpreis zurück, kehrt allen sechs Männern den Rücken, geht zu ihren Eltern und wartet, ob eine neue Männerkumpanei sie heiratet.
Für das alles hatte Calerius keinen Sinn. Diese Dinge waren ihm gleichgültig, er hatte sie seit vielen Jahren gekannt, wie alle Indienfahrer. Calerius ging nur dem

Sprachlichen nach und nahm seine Forschungen mit größtem Eifer wieder auf, seitdem er sein Kind außer Gefahr und auf dem Wege seelischer Genesung glaubte. Er dachte fast gar nicht mehr an den Zwischenfall mit dem Mönche. Der Raja zog durch die Hochlandgebiete mit tiefem Ernst. „Wieviel Jahrhunderte oder sagen wir Jahrtausende, würde es wohl brauchen, diese Menschen hinaufzukultivieren zu der Stufe der Europäer?“ fragte er einst Hellmuth und Richard. „Glauben Sie nicht auch, daß das eine Unmöglichkeit ist, schon rein körperlich genommen?“ „Körperlich brauchen sie zunächst nur gesund zu werden,“ sagte Hellmuth Sperber. „Das Schönheitsideal wird bei den einzelnen Völkern ja immer ein verschiedenes bleiben. Wahrscheinlich halten diese Männer ihre Frauen für viel schöner als die unseren. In einem abgelegenen Tiroler Hochlandsdorfe betrachtete einmal ein Junge eine Städterin, die sich dahin verirrt hatte, und rief erregt: ‚Mutter, Mutter, komm heraus, hier ist eine Frau, die hat keinen Kropf!‘ Die Mutter verwies es ihm und sagte: ‚Das mußt du ihr nicht vorwerfen, sie kann doch nicht dafür, daß sie der liebe Gott so ganz ohne Kropf geschaffen hat.“

„Kommt alles von dem ewigen Gekraxele, in Tirol wie hier,“ mischte sich Seidelmann ein und befühlte seinen Hals.

Schönheit, ewige Schönheit rundum, Berge und Täler, Wälder und Ströme wie nirgends auf Erden, ein Land zum Jauchzen und darin Menschen zum Verzweifeln.

„Ich erinnere mich an das Märchen des Nara, das uns Calerius übersetzte,“ sagte Weiringen, „das Märchen von dem Gotte Sankara und seiner Gattin Gauri. Es ist

wirklich, als seien die Götter auf jene ewigen Gipfel geflüchtet und hätten nicht gewollt, daß ihnen die Menschen nachkommen. Die ihnen nachgekommen sind, haben sie verkrüppeln lassen."
„Der Weizen gedeiht nur in der Ebene," sagte Seidelmann, „und der Mensch auch."
Der gute Dicke hatte es gründlich satt, jeden Tag viele Stunden bergauf, bergab zu marschieren oder sich von einem Maulesel tragen zu lassen, der meist die Gepflogenheit hatte, dicht an den Abgründen zu traben, so daß das eine Bein des Reiters immer über der Tiefe baumelte. Schließlich stieg der Reiter ab. Das war es, was das kluge Tier mit seinem einschüchternden Manöver bezweckt hatte.

— — — — — — — — — — — — — — —

Es ging eine Paßhöhe hinan. Die Ochsenwagen knarrten, die Kulis trugen schweigend ihre Lasten: Zelte, Kleider- und Wäschepakete, Lebensmittel und Reisebedarf aller Art. Kaschmir lag längst hinter der Kolonne. Die Reisenden gingen alle zu Fuß; am Schluß der Karawane schritten eines Tages der Raja und Richard Weiringen. Sie hatten sich wohl schon eine Stunde über allerhand Dinge unterhalten, als der Raja stehen blieb und mit leiser Stimme sagte:
„Herr Baron, ich möchte Ihnen im Vertrauen ein Geständnis machen; ich möchte mich in einer ernsten Sache als Mann zu Mann mit Ihnen aussprechen, wenn Sie mich anhören wollen."
„Wenn mich Hoheit Ihrs Vertrauens würdigen wollen, ist es mir eine Ehre," erwiderte Richard verwundert.
„Herr Baron, es fällt mir schwer, mich auszusprechen,

und um es gleich mit einem Wort heraus zu sagen: ich liebe die schöne Frau, die Sie mit in mein Haus gebracht haben..."

„Maya!" rief Weiringen.

„Ja, Maya! Ich kann mir nicht denken, daß diese herrliche Frau von einem Manne nicht geliebt oder wenigstens nicht tief bewundert werden muß. Aber Herr Baron, nun gleich ein zweites, das mir noch weit schwerer wird als das erste, weil ich leider, ach, mit ganz unberechtigter Hand an Ihr eigenes Herz rühren muß. Ich bitte Sie, Herr Baron, erweisen auch Sie mir die Ehre Ihres Vertrauens in dieser ernsten Sache. Wenn Sie mir sagen, daß auch Sie Maya lieben und zur Frau begehren, dann werden Sie in dieser Angelegenheit nie wieder etwas von mir hören. Es ist selbstverständlich, daß ich einem Ehrenmanne, der mein Gast war, nicht das Beste, was er hat, wegnehmen kann."

Weiringens Augen leuchteten auf, und er sagte:

„Hoheit, es ist eine große Freude, in den Adel einer solchen Seele zu sehen. Ich kann Eurer Hoheit versichern, daß ich Maya Calerius zwar tief bewundere, sie aber nicht liebe und sie auch nicht zu meiner Gattin begehre."

Der Raja seufzte leise auf. Ein strahlender Blick flog den Bergpfad hinauf, wo Maya neben ihrem Vater ging.

„Ich hatte mich anfangs über mich selbst getäuscht," fuhr Weiringen fort; „auch mich faßte der Zauber, der von diesem unvergleichlichen Mädchen ausgeht. Aber dann, als sich Maya so überraschend schnell an Indien und den Buddhismus verlor, fühlte ich eine große, geistige Entfremdung."

„Weil Sie rein deutsch sind," fiel der Raja ein. Dem

sonst so zart fühlenden Manne kam in diesem Glücksmoment nicht bei, daß er dem anderen etwas Unangenehmes sagte, er wußte nur, daß er die Wahrheit sprach.

Richard Weiringen schwieg eine Weile; auch der Fürst, mit frohen Gedanken beschäftigt, sagte nichts. Endlich sprach er:

„Sie werden sagen, der Raja ist schon verheiratet, er hat seine Rani, und er wird sich nicht erdreisten, Maya als zweite Frau haben zu wollen, die ja dem Inder erlaubt ist. Ja, davon ist natürlich keine Rede. Ich führe mit der Rani keine Ehe; sie ist mir nach den Vereinbarungen zweier Ministerien zugeführt worden; sie kann nach abermaligen Vereinbarungen und sehr schlichten Formalitäten, ohne daß dadurch religiöses oder weltliches Recht gekränkt wird, zu ihrer Familie zurückkehren. Sie würde, ich will Ihnen das anvertrauen, mit Freuden zu ihrer Mutter zurückkehren, die so ist, wie sie selbst. Und dann ist mir der Weg frei."

„Aber wie könnte, wenn Hoheit die Frage gestatten wollen, eine Christin die Rani eines hindostanischen Staates werden?"

„Das kann sie nicht; das soll sie auch nicht. Maya soll nicht bei mir in Indien bleiben, sondern ich werde mit ihr nach Europa ziehen. Am liebsten nach Deutschland, das mir das Land meiner Sehnsucht geblieben ist, seit ich von dort fortgehen mußte. Vielleicht finde ich auch den Weg zum Christentume. Sehen Sie den Brahmaismus an, der dreimal so alt ist als das Christentum — was hat er aus dem Menschen gemacht? Nehmen Sie die Lehre Zoroasters oder Mohammeds, was haben sie in

Staat, Familie, Lebensführung, Kultur erreicht? Stammelnde Kranke, ungesunde Kinder sind ihre Anhänger geblieben gegen die hochgewachsenen Menschen des Abendlandes, die Christen sind."

„Ach," klagte Weiringen, „viele sagen mit guter Begründung, das Christentum habe im Kriege und namentlich in der nachfolgenden Revolution versagt. Leute, die so leicht zum Blutvergießen, zu Dieben, zu Revolutionsverbrechern herabsinken, braucht man um ihre Erziehung nicht zu beneiden. Aber ich weiß, daß das alles im Abendland geschah, nicht, weil die Leute Christen waren, sondern weil sie eben keine Christen mehr waren, religiöse Nihilisten oder gedanken- und gefühlslose Kirchenpflastertreter. Der bayrische Nazl, der jeden Sonntag gedankenlos zum Gottesdienst geht, hat sich ebenso scheußlich benommen wie die Berliner Range, die schon von Kindheit an ‚aufgeklärt' ist. Gleichwohl, ich bin ein Christ und möchte aus Hirn und Herz heraus nichts anderes sein."

„Wir müssen alle die Wahrheit suchen," sagte der Raja. Dann verfiel er im Weiterschreiten in glückliches Träumen. Richard Weiringen betrachtete ihn von der Seite her, und er hatte in dieser Stunde ein so warmes Gefühl für den Inder wie für einen guten Kameraden, der in Gefahr ist. So sagte er:

„Hoheit, die Herzen der Frauen sind unergründlich; ich fürchte, daß Maya Calerius durch ihre Erlebnisse in Indien vielleicht ganz unwandelbar beeinflußt worden ist."

Der Raja blieb stehen und sah Weiringen an.

„Durch meinen Bruder, den Mönch, ja! Ich sah es ja selbst. Es gibt wenig Menschen, Männer wie Frauen,

die der Persönlichkeit dieses Bikschu und seinem Wort zu widerstehen vermögen. Und wo Persönlichkeit und Wort nicht ausreichen, wirken seine Augen. Vor den Augen des Knaben hat sich einst seine und meine Mutter gefürchtet. Wer wollte der deutschen Frau einen Vorwurf machen, daß sie diesem Zauber unterlag? Aber ich hoffe, sie befreit sich. Sie wird langsam genesen. Dazu trägt diese lange, beschwerliche und doch so gesunde Reise bei."
Richard seufzte.
„Warum seufzen Sie, wenn ich Sie darum fragen darf?"
„Ach, Hoheit, ich will ganz ehrlich alles aussprechen. Ich hatte ein Erlebnis in Simla. Auf einem Spaziergang, als ich aus einer Seitengasse trat, sah ich Maya vor einem fremden buddhistischen Mönche stehen und eindringlich mit ihm reden. Für mich war es eine ganz unvermutete Begegnung. Sie kaufte dem Mönche Früchte und ging dann, als er den Kopf schüttelte, weinend nach Hause."
Beklommen sagte der Raja:
„Sie hat sich gewiß nach meinem Bruder erkundigt, und der Mönch hat ihr gesagt, daß er nicht wisse, wo Asita sei."
Sie stiegen schweigend weiter, und sprachen wohl eine Viertelstunde lang kein Wort. Auf einmal blieb der Raja stehen, und seine Züge waren wieder freundlich und heiter.
„Aber das war ja in Simla. Da war sie ja noch krank. Da trug sie noch die ganze Erschütterung der letzten Zeit. Jetzt wird das alle Tage besser. Sie sehen doch, wie es auf der Reise mit ihr sichtbar besser wird."
„Ich wünsche es ehrlich, Hoheit!"

Weiringen ging neben dem Fürsten her, und der eine Gedanke bewegte seine Seele: Wie kann ein Mann auf einen Thron verzichten, wie kann er sein Volk verlassen um eines Weibes willen? Weiringen deutete diese Gedanken mit keiner Silbe an, aber der Raja erriet sie. Er sagte:

„Sie denken darüber nach, wie ich mein Vaterland verlassen kann um einer Frau willen. Sie wissen bereits, wie ich mich nach dem sauberen, klugen Deutschland sehne. Wenn ich glaubte, daß ich in meiner Heimat unentbehrlich sei, daß ich da viel bessern, ändern könnte, würde ich auf alles eigene Glück verzichten und bleiben. Aber ich bin nicht unentbehrlich. Wenn ich dem Throne entsage, kommt ein Vetter von mir an die Regierung, von dem ich glaube, daß er seine Pflicht ebenso gut, daß er sie vielleicht besser tun wird als ich. So kann ich gehen."

Weiringen ging stumm neben dem Fürsten her.

Alle schweren Gewissensqualen, die in seiner abgrundtiefen Liebe zum deutschen Vaterlande wurzelten, wurden wieder in ihm lebendig. Was bedachte dieser Inder alles, ehe er seine Heimat verließ? Er wollte, seiner Liebe folgend, von ihr fortgehen, er — Weiringen — folgte dem Hasse, als er aus Deutschland floh.

Sie waren ganz langsam gegangen. Als sie die Paßhöhe erreichten, war die Karawane schon bergab.

Auf der Höhe blieb der Fürst stehen und sagte:

„Herr Baron, ich bitte, daß Sie mein Freund werden!"

Richard schlug mit seiner derben Hand ein in die feine Rechte des Fremdlings, und sie sahen sich mit dem kurzen, stahlharten Blick von Männern an, dessen ehernes Treueband nicht mehr zu brechen ist.

So standen sie auf der Paßhöhe eines fernen wilden Gebirgsstaates: der Deutsche, der aus der Heimat entflohen nach Indien kam, und der Indier, den seine Sehnsucht nach Deutschland rief.
Sie gaben sich die Hände, und die hohen, weißen Berge lächelten dazu.

— — — — — — — — — — — — — —

Darjeeling.
Der schönste „Aussichtspunkt" der Erde.
Die Herren von Indien haben das rasch erkannt und in Darjeeling ihre Paläste, Villen, Hotels, Klubhäuser gebaut.
Den „Donnerkeil des Lama" nennen die wilden Tibetaner Darjeeling.
Das gewaltigste Rundtal der Welt, umkränzt von Bergen, die sieben-, ja weit über achttausend Meter zur Höhe steigen. In das Rundtal ist ein zweitausend Meter hoher Felsengrat, der „Donnerkeil", hineingetrieben; an dessen Spitze liegt die liebliche Stadt Darjeeling, ein bequemer Parkettstuhl zur Beobachtung des größten Naturtheaters der Welt, das sich in erschütternder Runde aufbaut.
Nach langer beschwerlicher Reise durch die Gebiete der Himalaja-Wildstämme waren die deutschen Reisenden mit dem Raja in Darjeeling angekommen. Sie blieben dort während des Monats Mai, des schlimmsten aller heißen Monate in Indien. Der Mai ist in Deutschland der Wonnemond, in Indien der Höllenmond ...
Calerius allein war nicht in Darjeeling geblieben. Er mußte zu den Kolhs und Juangs wegen der sprachlichen Streitfrage, die er mit dem Portugiesen gehabt hatte.

Anfang Mai verließ er seine Gefährten, ließ die Tochter mit ihrer Gesellschafterin unter dem Schutz der anderen zurück und reiste auf weiten Umwegen, aber mit Ausnützung der Eisenbahn, zu den Juangs. Am 28. Mai kehrte Calerius schwermütig nach Darjeeling zurück. Der Portugiese hatte recht gehabt. Calerius schrieb sieben Briefe mit sieben verschiedenen Adressen an den Gegner; denn wer konnte wissen, wo Don Manuel Criso sich jetzt aufhielt! Und Calerius mußte alle Opfer bringen, um der grauenhaften Gefahr zu entgehen, daß Manuel Criso etwa in seinem nächsten Werke betonte, der deutsche Gelehrte Calerius sei, was die Wildstämme des Himalaja anlangt, inbezug auf die Vermischungen und Übergänge zwischen den isolierenden, den agglutinierenden und den flektierenden Sprachen, die alle drei in Indien vorkommen und ineinander überspielen, nicht ganz auf der Höhe. Auch die Strenge der wissenschaftlichen Forschung verlangte die Unterwerfung des Calerius unter Criso. Vielleicht hätte sich sonst der Portugiese doch durch die unberechtigten Einwände von Calerius von seinem richtigen Wege ablenken lassen. Nicht auszudenken!

Calerius hatte zu viel Zeit mit seinen Reisen nach Europa verpraßt. Das sah er jetzt ein.

Wie konnte er — wie konnte er nur...?

Die anderen hatten den Mai redlich ausgenützt und viele Ausflüge in die herrliche Umgebung von Darjeeling gemacht. Der Raja war dann immer dabei. Nur selten näherte er sich Maya, und dann stets nur voller Zartheit, ja Ehrerbietung. Das Mädchen sprach gern mit dem Raja, hauptsächlich deshalb, weil er der Bruder des andern war.

Eines Tages brachen die Reisenden auf zur Reise nach Phalut. Durchs wilde Bergland Sikhim, auf gefährlichen Kletterpfaden, kamen die berggewohnten Reisenden in Phalut an. Als sie auf der höchsten Erhebung der Stadt standen, auf einer Höhe von fast viertausend Meter, sahen sie den gewaltigsten Erdriesen, den Gaurisankar, und seinen königlichen Bruder, den Kandschinschinga, im Abendrot erglühen, daß alle Seelen in Erschütterung waren und die Frauen zu weinen begannen.

Wilder Dschungelwald zu ihren Füßen, majestätische Berglehnen mit himmelhohen Felsentürmen, goldenes, blaues, rotes Lichterspiel auf den weiten Schneeflächen, Ewigkeitsstille, abseits der Welt, die irgendwo in weiter Ferne lag.

Da sah der Raja mit einem so heißen Blick in Mayas Augen, daß ein tiefes Erbeben über den Körper des Mädchens lief ...

Als die Gesellschaft nach Darjeeling zurückkehrte, fanden sie dort Calerius bereits vor, den sie noch nicht erwartet hatten. Er hatte sich um die Tochter nicht geängstigt. Seit er die Gefahr wegen des Mönchs überwunden glaubte, kümmerte er sich wenig mehr um das Kind.

Einige Tage friedlichen Lebens vergingen noch im schönen Darjeeling. Da überraschte der Raja seine Gefährten mit der Nachricht, daß er augenblicklich abreisen müsse. Er wolle schon den nächsten Zug benützen; wichtige Nachrichten, die er soeben empfangen habe, zwängen ihn zu der raschen Abreise. Er könne zurzeit leider seine Gefährten nicht einladen, ihn zu begleiten; aber er werde sobald als möglich Nachricht geben.

Alle empfanden, daß der Fürst eine Botschaft sehr ernsten

Inhalts bekommen haben mußte, aber niemand wagte eine Frage.

Bis auf Seidelmann. Den ließ seine Neugier nicht ruhen, und er brachte durch den Hofmeister heraus, daß im Lande und in der Hauptstadt des Raja eine schwere Revolte ausgebrochen sei. Diese Nachricht brachte er schnurstracks Richard und Hellmuth.

Diese hatten eine kurze Unterredung, dann suchten sie den Fürsten auf.

„Hoheit," nahm Richard Weiringen das Wort, „wir haben ohne unser Zutun erfahren, daß in der Hauptstadt Revolten ausgebrochen sind und Kämpfe bevorstehen. Wir bitten, uns Ew. Hoheit für diese Kämpfe zur Verfügung stellen zu dürfen."

Der Raja freute sich über das Anerbieten, glaubte aber, es ablehnen zu sollen.

„Sie haben, meine Herren, jahrelang in den blutigsten Kämpfen für Ihr Vaterland gestanden; Sie sind endlich in friedliche Tage gekommen; ich darf Sie aus diesem wohlverdienten Frieden nicht herausreißen."

„Hoheit fürchten," sagte Richard mit einiger Bitterkeit, „daß die Teilnahme von zwei deutschen Offizieren der Sache nicht förderlich sein könnte."

„Ach, lieber Freund, so ist's nicht gemeint. Ich könnte mir eine bessere Unterstützung als kriegsgewohnte deutsche Offiziere ja nicht wünschen."

„Die Rücksichtnahme auf die Engländer verbiete es vielleicht."

„Nein, mein Freund! Ich werde es ohne die Engländer schaffen müssen, vielleicht sogar gegen ihre stille Mitwirkung, oder ich werde es überhaupt nicht schaffen."

Eine Weile besann sich der Raja, dann reichte er den beiden die Hände hin.
„Sie sind mir in meinem kleinen Heere als Führer willkommen."
Herzhaft schlugen die beiden Deutschen ein.
Auf einmal war wieder Krieg; sie standen mit darin, sie kamen wieder ins alte Element.
Der Fürst fuhr fort:
„Die Nachrichten, die mir mein treuer Diwan, der erste Minister, schickt, sind nur kurz. Eine von den Brahmanen ausgehende bewaffnete Revolte ist ausgebrochen, zwei Regimenter sind zu den Aufwieglern übergegangen. Es haben bereits Kämpfe zwischen den treugebliebenen Truppen und den Aufwieglern stattgefunden. Ich reise mit dem nächsten Zug."
„Wir auch!" sagten Richard und Hellmuth...
Später machte sich Seidelmann an den Fürsten heran. Auf die freundliche Aufforderung zu sprechen, sagte Fritz: „Hoheit, ich habe es auf der militärischen Stufenleiter nicht sehr hoch gebracht; ich bin nur Sanitätsgefretter gewesen. Aber mein Eisernes habe ich auch und die Rote-Kreuz-Medaille und den Roten Halbmond. Ein geübter Sanitäter ist unter Umständen nicht zu verachten. Ich bitte Hoheit, mich an dem Feldzug beteiligen zu dürfen."
Der Fürst nickte gnädig Gewährung.
Zehn Minuten später lief Fritz Seidelmann im Schmuck seiner drei militärischen Ehrenzeichen umher, was in Darjeeling Erstaunen erregte. Fritz Seidelmann hatte mit seiner Mobilmachung begonnen...
Der alte Calerius saß bekümmert bei dem Fürsten, nach-

dem ihm mühsam klar geworden war, daß es sich hier um eine sehr ernste Sache handle.
„Hoheit," sagte er; „ich bin ein alter unnützer Mann; aber wenn mein Raja jetzt in den Kampf zieht, werde ich es ohne ihn nicht aushalten können. Ich bitte, Hoheit, daß ich mitziehen darf."
Der Raja faßte den Professor um die Schultern.
„Alter, guter Freund! Daß das nicht geht, werden Sie wohl einsehen. Sie müssen bei Ihrer Tochter bleiben."
„Sie will auch mit!"
„In den Kampf?"
„Als Krankenpflegerin — ja!"
„Ei, ei, alter Freund, sagten Sie mir nicht einmal, Sie hätten es nie verziehen, daß Ihre erste Tochter Luise als Krankenpflegerin in den Krieg zog und dabei den Tod fand?"
„Das ist wohl richtig, Hoheit; aber wenn man den Ereignissen näher steht, denkt und fühlt man anders. Ich habe meiner Schwester damals wohl Unrecht getan, daß ich sie wegen der Luise schalt. Ich bitte, Ew. Hoheit begleiten zu dürfen."
„Nein, Calerius!"
Bei diesem „Nein!" blieb es.
Als sich der Raja von Maya verabschiedete, sah er ihr in die Augen und sagte mit leiser Stimme:
„Ich ziehe jetzt in einen Kampf um mein Vaterland. Wenn ich einen Wunsch an das Geschick habe, so ist es der, daß es mir vergönnt sein möchte, Sie, gnädiges Fräulein, noch einmal wiederzusehen."
Maya reichte ihm wortlos, mit bleichem Gesichte, die Hand.

Als die Bergbahn den Himalaja-Abhang hinabkletterte und der Fürst einmal aus dem Fenster schaute, sah er, daß aus einem Nebenwagen der alte Calerius seelenvergnügt herausschaute.
Calerius war dabei geblieben, daß er es jetzt ohne seinen Raja nicht aushalte, und hatte auch seine Tochter mit ihrer Begleiterin mitgenommen. Die letztere wollte er unten im Tal entlassen.
Der Fürst fand für solch treue Anhänglichkeit kein Wort des Tadels und der Zurückweisung mehr...
Tag und Nacht ging die Bahnfahrt.
In der ersten großen Station fand der Raja ein Telegramm des Diwan:
„Die Rebellen haben sich durch Verrat des Palastes und des Forts bemächtigt. Unsere Truppen stehen zehn Meilen südlich der Hauptstadt bei Tereshare."
Der Raja zeigte das Telegramm Richard und Hellmuth.
„Auf dem Fort ist die schwere Artillerie?" fragte Richard.
„Ja."
„Und bei dem Feldheer ist keine schwere Artillerie?"
„Fast keine."
Schweigen...
„Rührt der Aufruhr von Drona, dem Oberpriester, her?"
Der Raja nickte.

Revolution in einem indischen Staat! Die indischen Revolten der letzten Jahrzehnte haben sich weniger gegen die einheimischen Fürsten als gegen die Fremdherrschaft der Engländer gerichtet. Die Engländer haben solche „Meutereien" immer „zielsicher" zu unterdrücken ver-

standen. Die Engländer, diese Bibel- und Traktätchenverteiler, nennen die Inder, die sich erdreisten, sie, die höchst ungebetenen schmausenden Gäste, aus dem eigenen Hause ausweisen zu wollen, „Empörer", „Revolutionäre"; sie binden sie vor die Kanonen oder bedecken von Zeit zu Zeit ein paar großstädtische Straßen Indiens mit dürren, dunklen Hinduleichen.

Und ihre Missionare predigen:

„Liebet Eure Feinde! Tuet Gutes denen, die Euch hassen! Betet für die, die Euch verfolgen und beleidigen."

„Wenn dich dein Bruder auf die rechte Backe schlägt, reiche ihm auch die linke!"

„Was nützte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, aber an seiner Seele Schaden litte?"

Christus brauchte nichts gesprochen zu haben als diese drei Worte, die Welt brauchte sie nur zu befolgen, und die Erde wäre ein Paradies.

Einem Feinde, der für dich betet, fällst du schließlich zu Füßen; eine linke Wange, die dir zum Streich geboten wird, nachdem du die rechte geschlagen hast, küssest du; der königliche Gedanke, daß die eigene Seele mehr wert ist als die ganze Welt und ihre Herrlichkeiten, macht alle Habgier, allen Neid, alle Auflehnung, alle Feindschaft, alle Verzweiflung, allen Todesschrecken zu schanden.

Diese drei Worte allein erheben Christi Lehre über alle Religionsgemeinschaften, alle philosophischen Systeme, alle Dichterweisheit der Welt.

Nur die Menschen, auch die Engländer, vermögen dem glorreichen Testament der reinsten Menschenliebe, der er-

habenſten Abklärung und tiefſten Weisheit nicht zu folgen. So bleibt das Elend auch in den chriſtlichen Staaten, und ſo folgt alle Politik Prinzipien, die in vertierter Selbſtliebe verankert ſind.

Die Revolution im Lande des Raja war von Drona, dem Oberprieſter angezettelt worden. Eine religiöſe Revolte. Drona predigte gegen den Raja, den Ketzer, der die Götter und ihre Prieſter gering achtete.

Und es war wie überall — fällt ein Bazillus auf widerſtandsfähiges Blut, ſo ſtirbt er in einer Sekunde machtlos dahin; fällt er in krankes Blut, dann ſetzt er ſich feſt, ſpaltet ſich millionenhaft und bringt den Leib zum Sterben. Demagogiſches Wort verhallt bei glücklichem Volke; gequälten, ſiechen Menſchen erzeugt es Fieber, Krämpfe, Tollwut. Das arme Volk des Rajaſtaates glaubte dem Prieſter, daß die Götter zürnten wegen der Gottloſigkeit des Fürſten, daß alles Unheil ihm zuzuſchreiben ſei. Drona prophezeite, daß in dieſem Jahre aller Regen ausbleiben und alle an Hunger ſterben würden, wenn ſie nicht den Raja vertrieben.

So wandten ſich viele Hindus vom Fürſten ab, die Moslim aber und ein Reſt brahmaniſcher Leute blieben dem Raja treu. Stadt und Feſtung wurden von den Aufrührern genommen, die treugebliebenen Truppen, etwa fünftauſend Mann, zogen ſich in die ſüdlich der Stadt gelegenen Berge zurück.

Dort traf der Raja mit ſeinen Begleitern auf ſein „Heer".

Richard und Hellmuth wurden zu dem Kriegsrat, den der Raja hielt, zugezogen. Sie wußten zunächſt keinen beſſeren Rat zu geben, als ſich zu verſchanzen und ein-

zugraben, da die Übermacht und vor allen Dingen die überlegene Artillerie auf der Seite des Gegners war.
Der Raja wandte sich an die nächste englische Regierungsstation. Er erhielt eine eisig ablehnende Antwort. Die Regierung Sr. Majestät wolle sich in die inneren Verhältnisse des unabhängigen Staates zunächst nicht einmischen.
Der Führer der Aufständigen war der Vetter des Raja, von dem der Fürst zu Weiringen gesagt hatte, er solle sein Nachfolger werden, wenn ihm Maya als Weib nach Europa folge.
Sieben Tage nach der Ankunft des Raja im Lager wurde die Stellung mit schwerer Artillerie angegriffen und sehr bald unhaltbar. Der Rest der Truppen mit dem Raja und seinen Freunden flüchtete in eine hohe Gebirgsstellung, die durch Richard und Hellmuth inzwischen vorbereitet worden war.
Die Lage gestaltete sich verzweifelt. Die Zufuhr von Lebensmitteln war aufs äußerste erschwert.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Not stieg aufs höchste. Es zerbröckelte die Zuversicht der Truppen, sich halten zu können. Ein Heer aber, das nicht mehr an den Sieg glaubt, ist schon geschlagen. Das wußten Richard und Hellmuth von Flandern her. Kleinmütige und Hetzer jammerten und zeterten von sofortigem Frieden. Der Fürst berief die Freunde in sein Zelt. „Ich werde dem aussichtslosen Kampf ein Ende machen," sagte er, „ich werde der Regierung entsagen."
Die beiden schwiegen. Sie dachten an einen grauen Novembertag, da ein anderer, größerer Fürst als dieser Raja, an seiner Sache verzweifelnd, den stolzesten Thron

der Welt verließ. Wieder einmal erlebten sie als Offiziere die unnennbare Qual, zu den Geschlagenen zu gehören.

Weiringen sagte:

„Hoheit wollen noch drei Tage Zeit gewähren. Es ist noch nicht ausgeschlossen, daß wir Verstärkung erhalten."

„Sie wird nicht kommen," sagte der Raja. „Die Brahmanen und England werden es verhindern. Einer solchen Koalition kann unser Häuflein nicht widerstehen."

Als sie allein waren, sagte Hellmuth zu Richard:

„Das ist der Erfolg, wenn sich ein Fürst mit der stärksten Partei seines Landes nicht zu einigen und mit seinem mächtigsten Nachbar nicht zu verbinden weiß. Ende mit Schrecken! Hier wie zu Hause!"

„Der Fürst ist ein Idealist, sein Vetter ist ein Verräter!" knirschte Weiringen.

„Idealismus ist in der Politik immer Unsinn gewesen," sagte Hellmuth düster. „Die Verräter kommen weiter als die Ideologen. Es ist nun einmal so auf dieser Erde. Der Teufel zeigt den Menschen die Herrlichkeiten der Welt, sagt: Das alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest, und sie fallen nieder und beten den Teufel an, welcher Art er immer sei."

— — — — — — — — — — — — — —

Der Fürst saß derweil einsam in seinem Zelt. Sein Gesicht war friedlich, ja, es lag ein Schleier von Glück um seine Augen.

Die schwere Gewissensfrage, ob er sein Vaterland verlassen dürfe, war gelöst. Das Vaterland wollte ihn nicht mehr, also konnte er freien Herzens gehen, wohin er

wollte. Und er würde nach Deutschland gehen, das nahm er sich vor.
Seliges Leuchten lag in den schwarzen sammetweichen Augen des Raja, als er der Minute gedachte, da ihm Maya beim Rückzug einen Verband um die durch einen Streifschuß verletzte Hand gelegt hatte.
Er hatte damals zu dem holden Mädchen gesagt:
„Es lohnte sich, sein Herz durchbohren zu lassen, wenn nur diese Hand die Wunde schlösse."
Nachträglich war ihm eingefallen, sie könnte diese Worte für orientalischen Überschwang gehalten haben, aber sie hatte ihn so warm und innig angeschaut aus ihren wunderschönen Augen, daß ihm ein Feuerstrom durch Leib und Seele ging.
Das Glück war nahe. Dieses Mädchen würde den Unglücklichen, den Geschlagenen lieben, nachdem sie dem prunkenden Fürsten die Liebe versagt hatte.
So träumte der Raja, von Todesschatten umgeben, von kommendem Lebensglück...
Moslems sprachen draußen vor dem Zelte ihre Suren und neigten sich gen Westen, ihrer heiligen Stadt Mekka zu. Sie achteten den Fürsten, obwohl er nicht ihres Glaubens war; sie achteten ihn, weil sie wußten, daß er nur an den einen geistigen Gott, den sie „Allah" und den er „Brahma" nannte, glaubte, Götzendienst aber verachtete. Und ein alter Brahmane saß auf einem Steine und hatte schwere Gedanken. Auch er liebte den Fürsten. Er war sein Lehrer gewesen, als der Fürst ein Knabe war. Warum hatte der Schüler so wenig verstanden, was ihm der alte Meister lehrte: daß alles in der Welt nichts anderes sei als Brahma selbst, alle Götter und

Götzen nichts als Ausflutungen der in sich ruhenden Weltseele, und auch du und ich und auch Schlange und Stein nichts anderes als Brahma selbst, verirrte Strahlungen, die zur ewigen Sonne zurückkehren müssen und daher immer nach ihr streben.

Der Moslim betete, der Brahmane grübelte, und einer dachte von der Religion des anderen: Welch ein Irrtum!

Heiß war der Tag gewesen, schwül war die Nacht. Vom Tale unten kroch langsam der Tod heran. Schon hatten Kundschafter berichtet, schwere, ganz neue Geschütze würden in Stellung gebracht. Woher diese Geschütze stammten, wußte der Fürst wohl.

Wenn die großen Feuerspeier sich gegen die schwach gedeckte Stellung richteten, würden alle sterben: die betenden Moslim, der brahminische Träumer, er, der Fürst, seine Freunde und — Maya.

Nein!

Maya durfte nicht sterben. Er würde sie fortbringen — wenn nicht anders mit Gewalt. Sie mußte fort — noch diese Nacht, noch ehe beim Morgengrauen die erste Granate fiel.

Und dann? Dann würde er sterben, und Maya würde leben. Die besten und schönsten Männer würden um ihre Hand werben, und eines Tages würde sie als die Braut eines anderen vor einem lichterhellten christlichen Altare stehen.

Sie im Leben, er im Tode! — Draußen auf dem Steine vor dem Zelte saß sein alter brahminischer Lehrer. Wenn der kein Schwätzer und Lügner gewesen war, würde er, der Fürst, aus seinem Kriegergrabe wieder erstehen und

neue Gestalt annehmen. Vielleicht saß er dann als zirpender Vogel auf dem Fenster jener christlichen Kirche und sah die schöne Braut. Von unbegreiflichem Drange erfüllt, würde er hinter dem Hochzeitszuge herfliegen, um zu sehen, wie der glückliche Gatte die Braut in sein Heim führte, und todtraurig in nordischer Winternacht erfrieren.

Da faßte den Raja messerscharfe Eifersucht. Ist in ihrem Herzen auch nur ein zarter Keim von Zuneigung zu ihm, so soll sie mit ihm sterben, und wenn in dem großen Rätsellande, dessen federleichte Tür unser letzter Atemzug aufbläst, Gerechtigkeit und Liebe walten, dann wird es irgendwo im Weltall einen Stern geben, wo er und Maya König und Königin sein können, oder ein Tal, wo sie als glückliche Bauern wohnen, oder ein kleines Nest, wo sie nisten und in den blühenden Wald hinaus singen können.

Maya soll mit ihm leben oder sterben!

Liebe ist nichts anderes als der Wunsch, immer beieinander zu sein. Im Leben und Tode will er bei Maya sein.

An die alte Sage von Purischa, dem Urmenschen, denkt der Raja. Mann und Weib waren ein Wesen. Purischa, der Urmensch, der Mann und Weib war, teilte sich, und nun suchen sich in ewiger Sehnsucht die beiden Hälften des Menschen, und wo sich einmal zwei finden, die ganz zueinander passen, da ist das Glück...

Ein Hindu stürzte in das Zelt des Fürsten und fiel mit dem Antlitz nieder zur Erde. Der Raja betrachtete ihn.

„Du bist es, Nara? Der Goldschmied! Der Dichter!

Der Märchenerzähler! Was willst du von mir? Steh auf und sprich!"
Nara erhob sich. Er rang seine Aufregung nieder und sagte:
„Hoher Fürst! Ich diene in deinem Heere. Ich diene für dich gegen Drona, den Oberpriester, der diese Empörung verursacht hat. Hoher Fürst, ich muß dein Ohr mit dem Leide kleiner Leute belästigen. Verzeihe es mir! Ich hasse Drona, deinen Feind, aber ich liebe seine Tochter Rig — Rig, das lieblichste Kind Indiens. Drona ist Brahmane oberster Kaste, ich bin Schudra. Herr, ich weiß, du verachtest den Teufelsirrtum des Kastengeistes, du willst Freiheit und Güte. Ich weiß, daß Rig mir die Zauberblume ihrer Liebe schenkt. Ich will Rig — ich will sie zum Weibe. Du weißt, Herr, ich kann sie nicht haben. Wenn ich sie hätte, ihr Vater würde sich in mein Haus schleichen und sie und ihre Kinder, die er für Tschandalas, für Aussätzige, halten würde, mit eigener Hand erwürgen."
Wieder lag Nara dem Fürsten zu Füßen.
„Hoher Fürst, ich weiß: nie kann es mir gelingen, Rig zu erwerben, nie als jetzt in der Unruhe dieser Tage. Fällt die Freiheit deiner Regierung, so fällt mein Glück. Ich will mich hinüberschleichen ins Lager der Feinde, nach der Stadt und nach dem Palast und mir Rig holen. Du aber, mein Fürst, sollst nicht denken, daß ich dir abtrünnig geworden wäre, wenn ich hinübergehe."
Der Raja betrachtete den vor ihm Knieenden.
„Stehe auf, Nara! Es ziemt sich nicht, daß ein Dichter, wie du bist, vor mir kniet. Setze dich neben mich."
Mit Zittern folgte der Dichter.

„Du sprichst da gegen die Kasten, Nara, und nimmst mich als Zeugen. Woher kannst du wissen, daß ich gegen die Kasten bin?“

„Raja, du bist zu weise und zu gut, um anders zu denken.“

„Das setzt voraus,“ sagte der Raja nicht ohne Spott, „daß du dich selbst für weise und gut hältst, da du mich zum Zeugen der eigenen Meinung aufrufst. Aber das beirrt mich nicht. Alle Dichter halten sich für Propheten, die großen Dichter halten sich für kleine, die kleinen Dichter halten sich für große Propheten. Du hälst dich für einen kleinen Propheten und bist sicher ein großer Dichter. Aber du willst mich verführen, wie alle Dichter zu ihren Meinungen und Absichten verführen wollen und es meist durch ihre Art und die Macht ihres Wortes auch vermögen. Noch bin ich der Raja, noch wache ich über die Sitten des Landes. Als schwere Schuld gilt es, wenn ein Schudra die Augen zu einer Brahmanentochter erhebt; todwürdiges Verbrechen ist es, wenn eine Brahmanentochter sich einem Manne aus niederer Kaste vermählt.“

Nara sprang auf. Der Fürst zog ihn am Ärmel zurück neben sich.

„Nara, wenn mich auch das Volk wenig und die Priester gar nicht verstehen, du mußt mich verstehen. Ich will nicht, Nara, daß du hinübergehst zu den anderen. Sie würden dich erkennen und umbringen. Und sieh, Nara, das darf nicht sein.“

Weinend küßte der Dichter dem Fürsten die Hand. Dann stand er auf und war plötzlich wieder still. Er sagte:

„Ein einziges Mal habe ich mit Rig gesprochen; ich blieb sieben Schritte weit von ihr stehen. Aber wir wissen, daß wir lieber miteinander sterben als ohne einander leben wollen."
Eine Pause kam. Man hörte das leise Beten eines mohammedanischen Wächters vor dem Eingange.
Der Raja dachte an sich und Maya.
„Warte!" sagte er und ging in eine Nebenabteilung seines Zeltes. Als er zurückkam, übergab er dem Schudra einen geschlossenen Briefumschlag und sagte:
„Da drin ist ein Paß, der dir durch Indien helfen wird, auch wenn er von einem geschlagenen Raja stammt. Öffne den Brief in der Not! Geh und werde glücklich!"
Nara umklammerte die Füße des heißgeliebten Fürsten, dann ging er. Er wußte nicht, daß in dem Briefumschlag nichts anderes war als einige hohe englische Banknoten.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Im silbernen Mondlicht ging auf das Zelt des Raja ein Mönch zu. Die Wächter traten auf einen leisen Wink der Hand scheu beiseite. Der Mönch schlug den Vorhang der Zelttür zurück und trat ein. Erschreckt sprang der sanft schlummernde Fürst auf und griff nach einer Waffe.
„Laß deine Waffe ruhen, Raja; es ist nur ein Bettler, der mit dir reden will."
Der Fürst leuchtete dem Fremdling ins Gesicht.
„Asita!"
„Ja."
„Was willst du?"
Seit vielen Jahren, seit ihrer Jünglingszeit, hatten die beiden Brüder kaum ein Wort miteinander gewechselt. Nun sahen sie sich in die Augen, der Fürst und der Mönch.

„Raja, dein Thron ist in Gefahr. Deine Feinde werden dich besiegen."

„Ich weiß es."

„Du sagst das sehr gleichgültig. Bist du auf dem Wege des Erleuchteten so weit vorangekommen, daß du weißt, wie gleich das alles ist: Sieg oder Niederlage, Herrschaft oder Unterwerfung, ja, daß der Sieg ein Unglück sein muß, weil er fester an die Nichtigkeiten des Lebens bindet, und die Niederlage ein Segen ist, weil sie von vielem törichten Wahne erlöst? Bist du deshalb so gleichgültig, weil du die Wahrheit der Dinge zu erkennen beginnst?"

„Ich habe nie nach der Herrschaft getrachtet, Asita Bikschu, und nie an ihr im Herzen gehangen. Gleichwohl gebietet die Mannesehre, sein Erbe zu verteidigen bis zum Tode."

Der Bikschu schüttelte traurig das Haupt.

„Du bist noch weit vom Wege, wenn du so sprichst. Was du Erbe nennst, ist nichts. Es ist ganz gleichgültig, wem dieses Land und der Palast und der goldene Schatz gehören. Gehören sie nicht dir, so gehören sie einem anderen. Alles ist nicht mehr als der Ball in der Hand eines spielenden Kindes. Er fällt ins Wasser und schwimmt fort. Ein anderes Kind fischt ihn auf, spielt damit und verliert ihn auch wieder. Zuletzt findet ein dürrer Hund den Ball und frißt ihn auf. Trägst du also doch Gram um deinen Verlust? Kann ein Wissender jemals traurig sein, weil er irdisches Gut verlor?"

„Ich will meiner Kriegerehre wegen noch aushalten. Ich will nicht feige den Tod fürchten und mich nicht vorzeitig ergeben."

„Der Tod ist Schmerz, wie alles Irdische Schmerz ist," sagte der Bikschu, „freilich hat der Tod nichts zu bedeuten;

er ist wie ein Eisenbahnzug, mit dem der Mensch von einem bis zum anderen Orte fährt. Der Reisende steigt mit demselben Anzug, mit demselben Gesicht, mit denselben Kenntnissen und Gebrechen, mit denselben Gütern und Schulden aus, wie er eingestiegen ist. Der Tod ist nichts als ein Wechselspiel. Gleichviel sollst du keinen Menschen töten."

„Ich möchte den Bruderkrieg vermeiden und will deshalb dem Throne entsagen."

Der Mönch sann nach.

„Willst du das tun aus reiner Menschenliebe oder hast du noch einen anderen Beweggrund?"

Die Augen des Mönches durchdrangen die Augen des Fürsten. Dieser sagte, indem er den Kopf zur Seite wandte:

„Ich habe noch einen anderen Beweggrund, aber ich werde ihn dir nicht nennen."

Ein schmales Lächeln ging um den schönen reinen Mund des Mönches.

„Es ist um ein Weib!"

Der Bikschu sah, wie sicher sein Schlag traf. Der Raja schwieg. Sanft sagte der Mönch:

„Die Liebe zum Weibe ist keine Sünde; ist sie nur eine Torheit. Ich rate dir, Raja, lasse von dieser Torheit ab. Das Weib, das du meinst, liebt nicht dich, sondern mich!"

Der Fürst stieß einen leisen Schrei aus, als der Mönch diese Worte gleichmütig, ja barmherzig im Tone und doch als eine ungeheure Grausamkeit aussprach.

„Wie — kannst du — das behaupten?"

„Ich weiß es. Es ist gut, Raja, wenn du jene abendländische Frau bald nach ihrer Heimat zurückschickst."

Da richtete sich der Fürst vor dem Bruder auf.
„Sie wird nach Europa zurückgehen. Und ich werde mit ihr gehen; denn sie wird meine Frau werden."
„Das wird sie nicht, oder wenn sie es doch tut, wird es nicht gut sein für euch beide. Wenn du aber wirklich fortgehst, was wird dann aus deinem Lande?"
„Du hast selbst gesagt, es ist gleichgültig, was aus dem Lande wird."
„Das habe ich nicht gesagt. Macht, Ruhm und Glanz sind wohl gleichgültiger Tand, aber es ist nicht gleich, wie weit sich so viele Menschen, wie in diesem Lande wohnen, dem rechten Wege nähern oder noch weiter von ihm entfernen. Dein Vetter Gela, der dich bekämpft, ist ein arger Götzendiener. Unter seiner Regierung würde das Volk der Erleuchtung ferner bleiben als unter der deinigen. Deshalb mußt du weiterhin der Raja dieses Landes sein, und nicht Gela darf es werden."
„Du hast mir selbst geweissagt, daß ich unterliegen werde."
„Nur mit den Mordwaffen. Ich bitte dich, Raja, lege dein Schwert ab und komme mit mir hinunter ins Lager deiner Feinde!"
„Asita! Sie würden mich gefangen nehmen und Drona würde mich töten lassen!"
„Sie werden dir nichts anhaben. Wir werden zu ihnen reden, und alles wird gut werden. Überlege es dir, Raja, ich lasse dir Zeit. Schon sind viele Sterne dieser Nacht im Westen untergegangen; bald kommt der Morgen. Dann wollen wir hinabsteigen."
Der Mönch ging. Draußen saß er im Sternenscheine und schaute ruhig über die stille Welt. Die Wachen sahen scheu nach ihm wie nach einem Wunder.

Drinnen im Zelte kämpfte der Raja seinen Kampf. Von allem, was der Mönch gesagt hatte, dröhnten ihm nur einige Worte in Ohren und Hirn: „Dieses Weib liebt dich nicht, es liebt mich. Ich weiß es!"
Ach, der Raja wußte es ja auch. Er sah, wie aus der geliebtesten Hand der blühende Kranz, den er heißer begehrte als alle Kränze und Kronen der Welt, jenem gelben Mönch angeboten wurde, der ihn für nichts achtete. Grausames Mysterium der Frauenliebe! Warum liebte Maya diesen Bettler? Weil er schön war? Nein, weil er unnahbar war, weil er sie verschmähte!
So war wohl das Leben wirklich wertloser Tand! Wirf es weg, Raja! Geh mit dem Mönche! Ahme seine große zwecklose Geste nach. Dieser Mönch ist in Wahrheit hochmütig; er traut sich mehr zu als der Gewalt der Waffen und der Kühnheit todesmutiger Herzen.
Aber gehe mit ihm!

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Als eben die Sonne aufgegangen war, meldeten die Wachen im Tale eine seltsame Erscheinung. Von den Belagerten oben herab über einen baumlosen Bergabhang kamen vier Gestalten. Es waren zwei Männer und eine Frau. Ihnen voran ging ein Kind, das trug eine weiße Fahne.
Durchs ganze Lager sprang die Kunde. Tausende von Kriegern sahen dem Schauspiele zu. Kein Zweifel, da kamen die Botschafter, die Unterwerfung anbieten und um Gnade bitten würden. Die Führer traten eilig zusammen und berieten sich. Drona, der Priester, fehlte, er war in der Hauptstadt.
Aber als die vier, die vom Berge herabstiegen, sich

näherten, erkannten die Leute, daß keine Frau unter ihnen war, sondern daß ein Mönch in langem Gewand zu ihnen kam. Und als es klar wurde, daß es Asita war, der langsam heranschritt, lief ein Frost über die heißen Menschenleiber; denn Asita galt ihnen allen als großer Heiliger. Und dann erkannten sie — was keiner geträumt hätte — ihren Raja, und die meisten wandten erschreckt das Gesicht ab oder schlugen in Scham die Augen nieder. Nur wenige versuchten, trotzige Gesichter zu machen. Den dritten Mann, einen gebrechlichen Greis, erkannte niemand. Auf das Kind achtete keiner.

Einer der Führer ging an Asita heran und fragte:

„Heiliger, was begehrst du?"

„Ich komme im Frieden, und wir wollen nichts, als mit Euch reden."

Der Führer sagt Gewährung zu.

Auf einer Bergwiese, die von Felsen umrahmt war, sprach Asita zu den Kriegern. Selbst der trotzigste der gegnerischen Führer hatte nicht gewagt, Hand an ihn zu legen, sah er doch, daß Hunderte von Soldaten sich vor dem Heiligen auf die Knie warfen.

„Ihr Brüder, wir sind gekommen, um mit euch zu beraten, was mit uns geschehen soll. Wenn ihr uns tötet, so tut ihr uns keinen Schaden, wohl aber euch selbst; denn ihr wißt wohl, daß sich ein Mensch, der einen Menschen tötet, selber tötet, daß aber ein Gemordeter immer besser lebt als der Mörder. Ihr seid in den Kampf gezogen, um euch einen neuen Herrscher zu gewinnen. Hier spreche ich für den Raja, der euer Fürst ist. Wer ihn anklagen will, tue es! Wer ihn nicht mehr anerkennen will als seinen Fürsten, der sage es! Der Raja hängt

nicht an Herrschaft und Gut, er hat aber seine Pflichten gegen euch. Der euch angeführt hat, ist Drona, der Oberpriester. Diesen Mann, dem ihr vertraut, muß ich anklagen, obwohl sonst Anklage nicht des Mönches Sache ist."

Der Mönch machte eine Pause. Er legte die Hand auf die Schulter des Greises, der neben ihm stand. Erst, als alle Mienen seiner Zuhörer in Erwartung gespannt waren, fuhr er fort:

„Als ich wanderte auf fernen Straßen, fand ich am Wege diesen alten Mann, der neben mir steht. Er war in Puri gewesen zu einer Wallfahrt und hatte dort all sein Geld, das ihm die europäischen Freunde des Raja geschenkt hatten, den Priestern gegeben. Dann wanderte er durch den Sommer nach Hause zurück. Der Mann, den ich am Wege fand, stammt aus der Stadt, wo ich geboren bin, aus der Stadt eures Landes. Er war Korbmacher, und manche von euch werden ihn kennen."

„Wir kennen ihn! Wir kennen ihn!" riefen eine Anzahl Krieger.

„Ich bin begnadigt!" stammelte der Korbmacher. Ich habe Jugarnath gesehen! Ich habe Jugarnath zweimal gesehen! Ich bin begnadigt! Glaubt es mir! Erbarmt euch!"

Die aus zahnlosem Munde kommenden Worte waren schwer verständlich, aber sie wurden weitergegeben von Reihe zu Reihe.

Dann hob der Mönch das Kind, das mitgekommen war, auf den Stein, von dem er sprach. Ein wunderschönes Mädchen. Das Kind rief mit silberhellem Stimmchen:

„Drona hat mich an einen Tempel verkauft!" Und wieder

hinauf schwang sich der Mönch auf den Stein und stand neben dem Greise und dem Kinde und rief:
„Wer kennt dieses Kind?“
„Wir! Wir! Das Kind der Eurasierin!“
„Ja, das Kind der Eurasierin, das Drona für einige Goldstücke verkauft hat. Wer hat den Jammer der Mutter gesehen?“
„Wir! Wir!“
„Dieses Kind ist dem alten Manne, der neben ihm steht, aus einer Schar unreiner Tempelmädchen heraus an den Hals gesprungen, weil es den Alten kannte, weil er aus der Heimat war. Und der alte schwache Mann, den die brahminischen Priester jenes Tempels verjagen oder erschlagen wollten, weil er das Kind nicht vom Halse schüttelte, bekam Hilfe von der englischen Behörde. Zwei wahrheitsliebende Brahminen gestanden, daß dieses Kind, das Seta heißt, der Mutter geraubt und von Drona, dem Oberpriester, der euch anführt, verkauft worden ist.“
Nun war es mit der Rede des Mönches zu Ende. Brahminen sprangen auf Felsblöcke, hielten aufhetzende Reden, verfluchten Asita, der ein buddhistischer Ketzer sei, ein Ketzer wie sein Bruder, der Raja, nahmen Drona in Schutz, sagten, daß der „Dienst“ der Tempelmädchen Gottesdienst sei, schrien, feuerten zum Kampfe an.
Da stieg ein englischer Emissär auf den allerhöchsten Stein, der auf der Bergwiese lag, und rief:
„Silence! Gentlemen! Wir werden den Fall untersuchen!“
Auch das nützte nichts. Es gab Tumult, lautes Hin und Wider, Für und Dagegen.
„Komm mit mir!“ sagte der Mönch zu seinem Bruder.

Und wo die beiden Fürstensöhne gingen, der Heilige und der Raja, waffenlos und würdevoll, ging ein Schüttern durch die Leiber, ein Erdbeben durch die Seelen; die Stirnen neigten sich zur Erde, altgewohnte Unterwürfigkeit wurde neu; die Stimmen der Hetzer verhallten.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nach zwei Tagen schon standen alle vor der Hauptstadt. Düster ragte das Fort über den Palast. Dort waren schwere Geschütze in Dronas Gewalt. Doch keines der Geschütze spie Feuer.
Keiner der Brahminen predigte mehr gegen den Raja. Ihr Haupt war gefallen.
Nicht der Krieg hatte Drona besiegt.
Er hatte sein Kind verloren.
Es war einem Schudra in Ehe und Leben gefolgt. Mit Kreide hatte der Schudra die Kunde davon an die heilige Tür des Brahminenhauses geschrieben: „Gegen Irrwahn nehme ich mir mein Recht. Es gibt nicht Brahminen und Schudras, es gibt nur Menschen. Rig folgt mir freiwillig und wird mein Weib! Nara."
Drona war kein Führer, er war kein Brahmine mehr.
Nun konnte er sich auf eine Eselshaut binden und aus der Stadt schleifen lassen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Drona war auch ein falscher Prophet.
Endlose Dürre hatte er geweissagt.
Am Abend des Tages kam ein Gewitter, daß die Himmel zerriß und Ströme auf die Erde lenkte.
In Donner und Blitz zog der Raja auf goldgeschmücktem Elefanten in seine Hauptstadt wieder ein, durch eine

Reihe von Menschen hindurch, die vor Ehrfurcht winselten. Stolze moslemitische Reiter folgten.
Ganz hinten im Zuge schritt demütig Asita Bikschu.

Gela, der Anführer der Rebellen, floh zu den Engländern.
Sie empfingen den Geschlagenen mit kalter Mißachtung und sandten einen Diplomaten zum Raja, um ihn „zur Wiederherstellung der Ordnung in seinem Staat" zu beglückwünschen. Der Raja sagte, er wisse die Glückwünsche der englischen Regierung zu würdigen, gab dem Abgesandten ein Fest und verehrte ihm einen kostbaren Ring.
Drona, gefangen genommen, seiner hohen priesterlichen Ehrenabzeichen entkleidet, kniete als Verbrecher vor dem Raja und erwartete sein Urteil. Der Fürst betrachtete ihn. Er sah in die irrglitzernden Augen und wußte: dieser Mann denkt auch jetzt nicht an das, was ihm bevorsteht — an die Füße wilder Elefanten, die ihn zertreten sollen — er denkt an das Kind, das die Frau eines Schudra wurde!
Da sprach der Raja das Urteil:
„Drona, in unserem Lande ist kein Platz mehr für dich. Nimm von dem, was dir gehört, das, was dir gefällt, und gehe, wohin es dir beliebt. Ich habe dir nichts mehr zu sagen."
Drona blieb knien. Er wollte an die Begnadigung nicht glauben. Zwei Krieger näherten sich, ihn hinauszudrängen. Sie berührten ihn aber nicht. Denn Drona war jetzt ein Paria, und die stolzen Krieger hätten sich durch die Berührung mit ihm verunreinigt.

Das sah Drona. Er stand auf und ging ohne Gruß und Dank hinaus.
Als er in die Fremde zog und von einem Hügel zum letzten Male die Stadt sah, in der er selbst wie ein Fürst geherrscht hatte, schrie er dumpf auf. Seine Blicke irrten um den weiten Horizont, an dem Gewitterwolken dem Lande ein fruchtbares Jahr und ihm den furchtbaren Weg durch verregnetes Land verkündeten.
Wo war sein Rang?
Wo war seine Ehre?
Wo war Rig?
Nicht die Liebe suchte das Kind, sondern tödlicher Haß fragte in die schwarzen Wolkenheere des Himmelsrundes hinein: „Wo ist sie, daß ich sie finde und erwürge?"
Ein Donnerrollen kam von Westen her. Dorthin ging Drona.
Derweil fuhr nach Osten hin, wo klarer Himmel war, ein indischer Dichter mit seinem jungen Weibe ins heitere Leben.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Es regnete Tag und Nacht. Wasserlasten, die alle Schiffe und alle Eisenbahnzüge, alle Pferdewagen und Eselsgespanne der Welt nicht zu tragen vermöchten, trug ein Wind, der Südwestmonsun, vom Meere her über Indien. Wie ein riesenhafter Gärtner besprengte er die unendlichen Gefilde Indiens und stillte ihren brennenden Durst.
Der Löwe in den nördlichen Bergen des Punjab lag in seiner Steinnische und blinzelte behaglich in das endlose Geström. Ganze Wasserrinnen trank er aus, füllte sich die brennenden, zum Zerreißen spröde gewordenen Adern

mit neuem Lebenssafte. Der riesige Elefant stand draußen im rauschenden Guß und ließ sich Berge von Staub von seiner dicken Gummihaut spülen. Er schlug mit dem Rüssel nach unaufhörlich fallenden Blitzen hin und würde doch auch im tosenden Donner nicht den leisen Katzenschritt des wiedererstarkten Leuen überhören, wenn er heranschliche, um auf seinen Rücken zu springen und ihm das Genick zu zerreißen. Wenn der Leu kommt, will er ihn mit einem furchtbaren Schlage betäuben und ihn mit seinen Füßen zertreten, daß nicht ein Knöchlein ganz bleibt und das sandgelbe Fell im weichen Erdreich versinkt. Bald wird es Reis geben. Dann wird sich der Elefant vor Wonne wälzen in den Feldern und die tölpischen Bären verjagen, die auch kommen, auch fressen und sich auch wälzen wollen.

Juli. Das Wetter ist heiß und triefend naß. Treibhaustemperatur allerhöchster Machtentfaltung. Da springt aus der zu Puder verbrannten Steppe das Gras zu Mannshöhe, da schmücken sich alle Bäume mit strotzendem Laube, da schlüpfen Milliarden Eier aus. Fromme Hindus wagen sich nicht mehr aus dem Hause, weil sie mit jedem Schritte zehn lebende Tiere zertreten müßten. Wunderblumen sprießen empor, und in regenfreien Stunden gaukeln Schmetterlinge um sie, die haben goldene Flügel mit Demanttupfen, silberne Brüste und sind so groß wie zwei nebeneinandergelegte Menschenhände. Um die Lotosblumen an den Rändern rauschender Bäche gaukeln Libellen, Zaubertiere aus blauem Stahl und feinster Seide; sie summen wie die fleißigsten Bienen und tanzen wie die schönsten und eitelsten Frauen.

Die kleine Europäergesellschaft hatte sich von einander getrennt. Der Raja hatte wieder alle für unbegrenzte Zeit zu Gaste geladen, aber zunächst hatte Hellmuth Sperber gebeten, sich beurlauben zu dürfen. Sein indisches Jahr, sagte er, neige sich dem Ende zu, und er wolle wenigstens so wichtige Orte wie Agra, Benares und, wenn es ging, auch Colombo kurz besucht haben. An Hellmuth schloß sich Weiringen an, und darauf erklärte auch Fritz Seidelmann, er könne nicht nach Europa zurückkehren, ohne Agra, Benares und womöglich Colombo besucht zu haben. Seidelmann hatte keine Ahnung, was in diesen Städten zu sehen sei, er ging auch keineswegs gern fort von seinem „Kwadschbah", dem „Haus seiner Träume" im Palast des Raja. Er hatte sich in diesem Schlafgemach inzwischen mit dem rüsseltragenden Gott Ganescha so angebiedert, daß er nie schlafen ging, ohne dem Gott einen liebevoll neckischen „Rüsselstüber" zu geben. Seidelmann ging aus treuer Anhänglichkeit mit auf die Reise. Er hatte trübe Vorahnungen von endlosen Eisenbahnfahrten, toller Hitze, lärmenden Boys und Kulis, ewiger Unruhe und Unbequemlichkeit und vor allen Dingen von drohenden Kunstgenüssen, verbunden mit historischen Erläuterungen. Von allen zu erwartenden Plagen waren die Zwangsgenüsse von Kunst und Wissenschaft für Fritz Seidelmann die ärgsten; aber er nahm dieses Fegefeuer immer noch lieber auf sich als die Hölle des Gedankens, allein mit Calerius zurückbleiben zu müssen. Dieser Mann schulmeisterte ihn so beständig, hatte immer derart etwas an ihm auszusetzen, daß er Fritz Seidelmann in scheußlichster Ähnlichkeit an den Ordinarius seiner verewigten Quartanerzeit erinnerte, der ihm

noch jetzt manchmal im Traum wie ein Gespenst einkam.
Die drei Abreisenden versprachen, zu einem besonderen Abschiedsbesuche zurückzukommen.
Sie kamen nach Benares, dem Rom, dem Jerusalem, dem Mekka von Indien, der Stadt mit den zweitausend Tempeln, von Hunderten von Türmen, durch die die breite heilige Ganga fließt, zu der Milliarden von Menschen schon wallfahrteten. Dort steht der goldene Tempel, der Traum aller Inder. Dorthin pilgern sie auf wunden Fußsohlen; dort spielen sie mit dem Wassertröpflein der Ganga wie Kinder mit Perlen; dort waschen sie alles ab, was Leben und Herz bedrückt: Sünde, Angst, Todesfurcht, Sehnsucht; dort sitzen sie am strömenden Gewässer mit geschlossenen Augen und seligverklärten Gesichtern; dort rinnen die silbernen Bäche des Paradieses durch die Phantasiegärten ihrer Seele; dort wollen sie sterben, um nie wieder wo anders zu sein.
Die Reisenden waren auch in Agra und sahen den Märchenturm aus dem Leben des Schah Jahan: Paläste von weißem Mamor, Edelsteinmoscheen, Frauengemächer mit goldenen Dächern. Alle Träume Salomos hat Schah Jahan überträumt; alle Märchenphantasie der Dichter hat er erblassen lassen durch seine kühnen Gedanken; die Wunder von „Tausend und eine Nacht" hat er zusammengefaßt in ein Märchen. Die schönsten Frauen haben unter goldenen Dächern gewohnt, haben in marmorgefaßten Duftwässern gebadet, sind in funkelnden Kleidern oder rieselnden Schleiern durch prangende Gärten gewandelt im silbernen Mondenschein. Geliebt hat Schah Jahan nur eine — Mumtaz-i-Mahal, den „Stolz des Palastes".

Und diese Frau starb ihm. Da war Jahans Glück dahin. Er ließ dem Liebling seines Lebens das herrlichste Grabmal der Erde bauen. Den Reisenden wird erzählt, daß zwanzigtausend Arbeiter zweiundzwanzig Jahre lang an diesem Grabmale schufen. Als das Grab fertig war, als die zweiundzwanzig Jahre um waren, hatte Jahan trotz seiner Paläste, seiner tausend schönen Frauen, seiner Schätze und seiner Macht und aller Mondscheinphantasien immer noch nicht den „Stolz des Palastes" vergessen. Sein Sohn entthronte ihn. Gefangen saß der königliche Träumer, der treue Liebende. Der Sohn war menschlich genug, ihm von seinem Gefängnis aus den Blick auf Taj Mahal, das Wunderwerk seines Lebens, das Grab der Geliebten zu gestatten und ihn nach seinem Tode in dieser kostbarsten Begräbnisstätte der Erde neben dem Herzliebling beizusetzen.

Die Reisenden waren schließlich auch auf Ceylon. Es ist gleich, in welchem Monat man nach Ceylon reist; es ist dort immer gleich heiß. In Ceylon, für dessen alte Buddhistenkultur Seidelmann wenig Verständnis hatte, saß er an der Pforte eines unterirdischen Tempels und rechnete aus: Heute ist der 11. September. Am 1. Dezember darf ich nach Deutschland zurück. Bis dahin sind genau noch achtzig Tage.

Als Hellmuth und Weiringen diese Rechnung sahen, dachten auch sie langsam ans Umkehren.

Sie zählten nun alle — wie Kinder vor Weihnachten — jetzt noch neunundsiebzig, noch achtundsiebzig, nur noch fünfundsiebzig Tage.

Wenn Richard Weiringen sich bei solchem Zählen ertappte, wurde ihm himmelangst. Für ihn hieß es nach fünfund-

siebzig Tagen nicht nach Hause, für ihn hieß es: einsam irgendwohin in die Welt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Asita Bikschu hatte in der Palaststadt Zuflucht gesucht. Zur Regenzeit kann auch der Mönch nicht wandern. Ein Freund seines Ordens gibt ihm dann ein Obdach und die wenige Speise, deren er bedarf. Asita wohnte in einem leeren Schuppen der Palaststadt. Dort hatte er ein Lager von Reisstroh. Niemand fiel es ein, ihm eine bessere Wohnstatt anzubieten, da er sie doch abgewiesen hätte. Eine Zeitlang kam alle Tage das eurasische Weib mit gekochtem Gemüse und guten Früchten, die stellte sie dem Heiligen vor die Tür seiner Wohnung, dann ging sie zurück und beugte sich in jubelnder, in lallender Freude über ihr wiedergewonnenes Kind. Jeden zweiten Tag ging die Eurasierin auch zu dem hohlen Baume im Tale, in dem immer noch der büßende Yogi saß, und brachte ihm Nahrung; jeden Tag besuchte sie den Korbmacher, der hochgeehrt vom Volk in seinem Hause saß und nur den einen Wunsch hatte, den guten Sahib (Fritz Seidelmann) noch einmal wiederzusehen, der ihm das Glas der Erkenntnis gekauft hatte, durch das er Jugarnath sah im heiligen Puri und aller Sünden ledig wurde.

Der Raja besuchte seinen Bruder nicht. Er ließ ihn bei sich wohnen, das war alles.

Der Fürst hatte kein Dankbarkeitsgefühl gegen den Mönch. Einen Abend hatte es gegeben, da er, bedrängt von übermächtigen Feinden, vor dem Verluste des Thrones, ja, vielleicht des Lebens stand. Da war der Mönch erschienen und hatte ihm, ohne darum gebeten zu sein, Thron und Leben gerettet. Dank wußte ihm der Fürst

dafür nicht; denn der Mönch hatte ihm viel mehr genommen als gegeben; er hatte die schönste Hoffnung seines Lebens zerstört, die lieblichste Blume, die an seinem Wege aufsprießen wollte, zertreten.

Der Fürst sah Maya selten. Manchmal nur ging er zum alten Calerius, um mit ihm zu plaudern. Dann hielt er sich noch ferner von Maya als früher. Er sah den Schimmer von Verklärung, der auf ihrer Stirn und in ihren Augen lag, und er wußte, woher er kam.

Es war die hohe Tat des Mönches, der ohne Wehr und Waffen einen glorreichen Sieg gewonnen hatte, was dieses Mädchen mit Jubel und verzehrender Liebe erfüllte. Nun lag wohl ihre Sehnsucht Tag und Nacht weinend und betend vor der Tür des Stalles, in dem jener Heilige, jener Held und Überwinder wohnte...

Manchmal predigte der Mönch in einem Hofe oder in einer Halle, manchmal auch unten in der Stadt. Diejenigen, die die „Zufluchtsformel" gesprochen hatten, durch die sie Buddhisten wurden, sollten schon nach Hunderten zählen...

Calerius hatte endlich die Veränderung im Wesen der Tochter erkannt und zunächst kein anderes Gefühl gehabt als das der Belästigung wegen der Störung in seinen Arbeiten. Er war gerade daran, unumstößlich nachzuweisen, daß er sich in zwei Streitpunkten, die er mit dem Portugiesen gehabt hatte, zwar geirrt hätte, in drei anderen aber recht behalten habe. Da kam ihm dieses Kind dazwischen mit seiner krankhaften Schwärmerei für den Mönch. Sehnsüchtig wartete Calerius auf die Rückkehr von Hellmuth Sperber und Fritz Seidelmann. Im Dezember wollten die zwei nach Deutschland zurückreisen.

Dann sollten sie Maya mitnehmen nach Hause zur Schwester. Indien war zwar ein Dorado für den Forscher, aber es war ein giftiger Dschungelwald für ein romantisches Mädchen. Er mußte das Kind los sein, sonst wurde er mit seiner Arbeit nicht fertig ...

Der Regen rann, die Zeit verrann in grauen Tagen. Dann setzte der Regen aus, zwei Tage lang; er kam noch einmal wieder, setzte drei Tage lang aus, kam noch zu letzter kurzer Rückkehr, und dann war die Regenzeit zu Ende. — Der indische Frühling war da, der wonnige Oktobermond, da die Welt in Blüten steht, da es Zeit ist zu säen, Zeit zu wandern.

An einem klaren Morgen wanderte Asita Bikschu ohne Abschied zur Stadt hinaus. Niemand wußte, daß er ging und wohin er ging. Asita kehrte sich nicht um; er wanderte der Morgensonne zu und ging den ganzen Vormittag.

Als die Sonne fast im Zenith stand, machte er unter einer Zeder Rast. Er wartete, ob jemand kommen würde, ihm Nahrung zu bieten; aber es kam niemand. Es war auch weiterhin kein Dorf zu erschauen. Müde und hungrig schlummerte der Mönch ein. Als er erwachte, fand er Brot und Früchte in seiner ehernen Schale neben sich. Asita blickte sich um, es war niemand zu sehen. Dankbar nahm der Mönch das Mahl.

Am Abend schlief Asita unter einem Baume im Walde. Als er am Morgen erwachte, war seine Schale abermals gefüllt. Asita sah scharf um sich. Niemand war in der Nähe. Da sagte er laut: „Ich habe keinen Hunger!" und schüttete die Schale aus.

In einem Dorfe rastete er zu Mittag. Die Leute brachten

ihm Essen und verlangten von ihm Zaubersegen gegen allerhand Gebrechen. Er aber sprach mit ihnen von hohen und ewigen Dingen, und sie gingen enttäuscht davon.
Einmal, gegen Abend hin, wandte sich Asita um und sah von fern eine Hindufrau, die desselben Weges kam. Er setzte sich zur Rast an den Wegrand. Da sah er, daß auch die Hindufrau sich an den Weg setzte, um zu ruhen.
Einige Tage später ruhte Asita in einer kleinen Stadt, die an einer Eisenbahnlinie lag. Da kam ein hindostanischer Unterbeamter an ihn heran und sagte:
„Heiliger, du bist weit gegangen und müde. Jemand hat mir Geld gegeben, dir eine Fahrkarte zu kaufen. Wohin möchtest du fahren?"
Asita antwortete:
„Ich bin nicht zu müde, um zu wandern; ich gehe erst seit sieben Tagen und habe vorher lange geruht. Aber ich möchte wohl jetzt etwas rascher vorwärts, als mich meine Füße tragen."
Und er nannte eine Stadt, die etliche Bahnstunden entfernt war. Nach dem Namen des Wohltäters fragte er nicht, sondern sagte nur:
„Er hat sich ein Verdienst erworben. Sage ihm das!"
Als Asita in den Eisenbahnzug stieg, sah sein scharfes Auge eine Hindufrau, die ihm bekannt erschien. Sie trug ganz neue Kleider, war höherer Kaste, aber sie ging nicht wie die Hindufrauen, sie hielt sich nicht wie die Hindufrauen. Diese Frau hatte einmal vor Tagen am Wegrande geruht, als auch er ruhte.
In der Stadt, in die ihn der Zug geführt hatte, kehrte Asita in ein buddhistisches Kloster ein und blieb da bei den Brüdern fünf Tage.

Als er das Kloster verließ, sah er in hundert Schritt Entfernung die Hindufrau sitzen. Neben ihr stand der kleine Korb, den sie auch am Wegrande und bei der Eisenbahn getragen hatte.

Asita blieb einige Augenblicke nachdenkend an der Klostertür stehen, dann ging er rasch auf das Hinduweib zu. Die beugte das Gesicht über die Hände, so daß von ihm nichts zu sehen war.

Da sagte der Mönch strenge:

„Verbirg dich nicht! Ich weiß jetzt, wer du bist. Warum vermummst du dich und suchst mich zu täuschen? Selbst der Erleuchtete ist vom Teufel versucht worden. Ich sehe die Versuchung, und sie wird mir nichts anhaben. Das wisse! Gehe zurück zu deinem Vater und lasse dir vom Raja das Geld wiedergeben, das du für mich bezahlt hast."

Maya kniete auf der Straße.

„Was tue ich denn? Was bin ich denn?" jammerte sie.

„Du tust unrecht und du bist aufdringlich!" war des Mönches rauhe Antwort. Er ließ sie knien und ging wieder ins Kloster hinein.

Nach zwei Tagen verließ Asita aufs neue die Gaststätte. Von der Hindufrau war nichts mehr zu sehen.

Mißtrauisch ging der Mönch seines Weges. Oft auf langen menschenleeren Pfaden sah er sich um, oftmals schlug er Seitenwege ein. Dann beobachtete er, ob ihm ein Weib folge. Er sah keines. Manchmal lief ein Knabe hinter ihm her, manchmal ein Feldarbeiter. Irgend jemand war freilich immer hinter ihm.

So kam Asita an die heilige Ganga.

Drei Stunden lang saß der Mönch am Ufer des Flusses

mit geschlossenen Augen. Wogen rollten, Uferwässerchen murmelten. Weiche Wellen trugen Asitas Gedanken, losgelöst von aller Sehnsucht und Leidenschaft, ins reine, stille Land des Nichtmehrseins.

Als aber der rote Sonnenball sich zum jenseitigen Uferwalde senkte, rief Asita einen Fischer an, der in der Nähe war, und bat, ihn überzusetzen. Der Schiffer rüstete sein kleines Fahrzeug.

Noch ehe der Mönch in das Boot steigen konnte, stürzte ein Weib aus dem Ufergebüsch. Rotbraunes Lockengerank glühte um ein weißes, herrliches Antlitz, schmale Hände streckten sich aus, tiefe Augen baten um Erhörung, und der schönste Mund flehte:

„Verstoße mich nicht! Laß mich dir nur ganz demütig immer von ferne folgen!"

Mit strenger Handbewegung wollte sie der Mönch zurückweisen. Aber sie fuhr zu bitten fort:

„Ich will nichts von dir — ich will dich nicht abbringen von deinem Wege — ich will dir nie lästig sein — ich will nicht aufdringlich sein — ich will nur immer wissen, wo du bist!"

Der Mönch sprang in das Boot und rief dem Schiffer zu:

„Stoße ab!"

Das Boot schwamm im Riesenstrom. Das Weib kniete am Ufer und streckte jammernd die Hände aus. Der Schiffer ruderte mit Macht. Der Mönch stand mit dem Gesicht nach dem jenseitigen Ufer.

Da zerriß ein Schrei die Abendstille.

Maya sprang in den Fluß und versuchte dem Boote nachzuschwimmen.

Eine Minute schwamm sie. — Dann nahm sie die riesenstarke Ganga in ihren Lauf und trug sie abwärts. Der Mönch fuhr erschreckt herum, sah noch einen Kopf aus dem Wasser tauchen, ein weißes Gesicht sich nach ihm wenden, eine Hand sich ausstrecken in verzehrender Sehnsucht und rief dem Schiffer zu:
„Rette sie! Rette sie!“

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Im Silberlichte der Nacht saß Asita am Gangastrom. Viele Stunden hatte er mit dem Fischer nach Maya gesucht, sie hatten sie nicht gefunden. Die Ganga hatte sie in ihren großen mütterlichen Schleier gehüllt.
Was rinnen dem bleichen Mönche die Tränen? Was spricht er?
„Arme Maya, nun mußt du zu neuem Leben erwachen! Nun nimmst du soviel Sehnsucht und Liebe mit! Und all diese Sehnsucht und Liebe wird auch in deinem künftigen Sein dein Herz quälen, bis du dich befreist.“
Die Sterne wanderten, der kühle Nachtwind ging; ruhig floß die Ganga. Da verließ Asita die buddhistische Gedankenbahn. Er pflückte eine Lotosblume, warf sie in die Ganga und sagte: „Schwimme hinab! Schmücke sie!“
Gegen Morgen, ehe er aufbrach zum Weiterwandern, blickte er noch einmal lange den Fluß hinab und sagte zwischen Menschen- und Mönchsein:
„Es war gut, daß du heute starbst; morgen hätte ich dich geliebt!“

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Nach wochenlangem Suchen, Zürnen, Hoffen und Bangen hielt der alte Calerius eines Tages einen Brief in der

Hand. Er war in hindostanischer Sprache geschrieben und lautete:

„Deine Tochter, die den Namen der Mutter des Erleuchteten, Maya, geführt hat, ist mir wider meinen Willen auf die Reise gefolgt. Sie hat an dem Tage, den die Abendländer den 10. Oktober nennen, die Ganga durchschwimmen wollen und ist dabei ertrunken. Ein Schiffer und ich haben vergebens versucht, sie zu retten oder ihre Leiche zu finden. Der heilige Strom hat sie bestattet. Trost und Friede sei mit dir! Asita Bikschu."

Dieses Dokument lag vor Calerius auf dem Studiertisch. Der alte Hindostaniforscher starrte es an, als sei es in einer ihm ganz unbekannten Sprache geschrieben. Er verstand nichts von dem, was auf dem kleinen Zettel stand.

Endlich ging Calerius zu dem Fürsten und sagte mit erloschener Stimme:

„Hoheit, ich fürchte, durch das lange Warten auf die Rückkehr meiner Tochter haben meine Nerven so gelitten, daß ich die einfachsten Dinge nicht mehr meistern kann. Ich bitte, Hoheit, mir diesen Brief, den ich eben bekam, in die deutsche Sprache zu übersetzen und ihn mir zu deuten!"

Der Fürst nahm den Brief, las, las wieder, bekam ein bleiches Gesicht, bekam das Beben in die Hände und sank mit einem Aufstöhnen vor Schreck und Qual auf einen Sessel.

„Hoheit," lallte Calerius, „es ist doch — es ist doch nicht etwa wahr, was auf diesem Papier steht?"

Der Fürst antwortete nicht. Sein Körper zuckte...

„Hoheit...!"

Der alte Calerius lag ohnmächtig an der Erde.
Als er erwachte, ruhte er auf einem Bette. Kein Mensch als der Fürst war zugegen.
Der Greis sah den Raja hilfesuchend an. Der sagte nur:
„Ruhen Sie sich aus, alter Freund!“
Calerius starrte mit den Augen und lispelte:
„Ist es also wahr?“
Keine Antwort.
„Hat Asita Bikschu den Brief geschrieben?“
„Er hat ihn geschrieben. Es ist seine Schrift!“
Da färbte sich das Gesicht des Greises mit Todesblässe. Die Nasenflügel zitterten, die Augen sanken ein. Der Fürst sah es. Er rief keinen Arzt, rief niemand zu Hilfe. Wie gut, wenn hier der milde Tod kam. Wie furchtbar, daß er für ihn selbst nicht kam, wie grausam, daß er so elend jung war!
Nach einer halben Stunde, als Calerius immer noch atmete und mit geschlossenen Augen lag, weinte der junge Raja fassungslos.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Noch vor Abend dieses Tages hatte sich Calerius wieder erhoben. Sein Gesicht war wie aus grauem Stein. Er verabschiedete sich von dem Fürsten mit einigen Worten und ging ohne Hilfe nach seiner Wohnung.
Am nächsten Vormittag ließ er sich beim Raja melden.
„Hoheit,“ sagte er, „ich komme zum Abschiednehmen.“
„Sie wollen fort? Wohin?“
„Nach Hause. Nach Deutschland!“
Der Raja trat an ein Fenster und sah lange hinaus. Endlich wandte er sich um.
„Und Ihre Forschungen?“

„Die sind zu Ende. Ich habe meine Manuskripte diese Nacht verbrannt."
„Calerius!"
Hart sagte der alte Mann:
Was geht mich Indien an? Was gehen mich seine Sprachen an? Wenn ich jetzt fortgehe, hasse ich alles, was ich in Indien zurücklasse, ausgenommen zwei Dinge — das stille Kind in der Ganga und meinen Raja."
Da schlang der Fürst den Arm um den Hals des alten Freundes und sagte schluchzend:
„Vater! Wußten Sie denn nicht, daß ich Maya liebte?"
Calerius schüttelte still den Kopf.
„Nein, das wußte ich nicht!"
„Ich liebte sie. Ich wollte aus Indien fortgehen, wenn Maya als mein Weib mit mir gegangen wäre. Fragen Sie Weiringen. Der weiß alles."
Der Alte schmiegte sich dicht an den jungen Mann, den er schon lange liebte.
Der Raja fuhr fort:
„Es gab eine Zeit, wo ich auf Maya hoffte. Es ist noch nicht lange her. Es war, als wir im Kampfe zu unterliegen drohten. Niemals war mir das Glück näher als damals. Da kam Asita — und alles war aus."
Nun flammte der Zorn des Alten auf, als er den Namen Asita hörte. Er machte sich frei und sagte, indes seine Fäuste geballt waren:
„Ich hasse den Buddhismus, ich verachte den Brahmaismus; ich hasse den Mönch Asita. Er ist ein Fanatiker, wie alle seine Genossen, ein Bespeier des Lebens, ein Mörder der Freude, ein blöder Tor, der sich einbildet, sich durch Selbstquälerei und Entsagung, die er freilich

nicht so benennt, weil er sich selbst belügt, die Gnade eines höheren Schicksals zu verdienen. Ich verstehe es jetzt nicht, wie ich so lange in diesem heißen Irrenhause Indien habe aushalten können. Was weiß man hier von ewigen Mächten? Kann Gott, kann ein Vater, der zwei Kinder hat, das eine lieber haben, weil es sich ‚ihm zu Ehren' Nadeln ins Fleisch sticht, während das andere ihn anlacht? Wenn der Vater Vernunft hat, gibt er dem Nadelstecher eine Ohrfeige und dem Lacher einen Kuß. Aber alle Fanatiker sind Verführer, Verderber, alle Fanatiker sind tollgewordene Verbrecher."

Auf und nieder im Gemach raste Calerius, die Fäuste ballend und durch die Luft schlagend, ganz auf die Anwesenheit des Fürsten vergessend. Plötzlich brach er in einem Stuhle zusammen und sagte müde und todtraurig: „Ach, der größte Narr war ja ich selbst. Ich habe alle meine Lebenskraft der Fremde gewidmet. Die Heimat und meine Kinder habe ich vergessen, und dafür habe ich die Heimat und meine Kinder verloren."

Die Männer saßen sich wie tot gegenüber. Viele Minuten lang rührte keiner sich.

Dann fing Calerius an wieder schleppend zu sprechen: „Wo sollte ich Maya suchen? Die Ganga ist lang, und das Meer, in das sie fließt, ist weit. Die finde ich nie wieder. Der Name Maya bedeutet die ‚Illusion'. Die Illusion ist vergangen, aber das Andenken bleibt."

Der Raja regte sich nicht.

„Ich will nun heimfahren," fuhr Calerius fort. „Ich war oft und lange fort von Hause. Ich will heim!"

Keine Antwort kam, kein Widerspruch.

„Ich habe noch eine Verwandte, meine Schwester. Es

ist gut, wenn man noch eine Schwester hat. Zu ihr will ich. Sie soll mir von den Kindern erzählen. Sie hat sie erzogen."

Ein Weilchen sann Calerius nach, dann fuhr er fort: „Meine andere Tochter, die Luise, ist am Rhein begraben. Der Rhein ist die Ganga von Deutschland, der heilige Fluß. Die Luise hat ein richtiges Grab am Rhein. Es steht ein Kreuz darauf. Ich habe ein Bild von dem Grabe und dem Kreuze. Dahin will ich. Ich werde mir ein Büchlein kaufen und das ‚Vaterunser' auswendig lernen. Das ist ein heiliges Gebet der Christen. Dieses Gebet will ich an dem Grabe am Rheine sprechen. Wenn ich jetzt an die Ganga träte, mir fiele keine Zeile aus den Veden oder den Upanischads ein. So will ich an den Rhein!"

Wieder eine lange Pause. Dann sagte Calerius: „Ich sollte wohl noch warten, bis die Freunde zurück sind und mit mir nach Hause fahren. Aber ich werde schon heute nachmittag abreisen. Ich will jetzt keine Gesellschaft. Ich will allein reisen."

In schwerem Abschiedsweh saßen sich die beiden gegenüber, der alte Forscher und der indische Fürst. Da stand Calerius auf. Er sagte still und schlicht: „Nun werde ich gehen!"

Zwei Hände berührten sich auf eine Sekunde. Dann ging Calerius langsam aus dem Gemache. Der Raja lehnte an einem Stuhle und sah ihm nach.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es war in Madras. Richard Weiringen, Hellmuth Sperber und Seidelmann rüsteten sich zur Rückreise nach dem Hofe des Raja. Sie wollten dort noch ein oder zwei

Wochen verweilen und sich dann von ihrem gütigen Gastfreunde endgültig verabschieden. Hellmuth und Seidelmann wollten am 1. Dezember von Bombay aus nach Deutschland zurückreisen. Seidelmann datierte die Briefe an seine Mutter Ernestine fortan also: „Colombo, den 52. Tag vor meiner Abreise. — Madras, den 41. Tag vor meiner Abreise."

Sie saßen im Hotel d'Angelis in Madras. Seidelmann war wieder einmal gesprächig. Er sagte:

„Es ist nicht wegen meiner Mutter Ernestine allein, daß ich mich so auf die Heimkehr freue. Nein, es kommt noch manches andere dazu!"

„Zum Beispiel Fräulein Marie Reimann kommt dazu," warf Sperber ein.

Fritz errötete und sagte verdrossen:

„Fräulein Marie Reimann oder nicht, Herr Doktor. Ein Mann in meinem Alter wird ja doch wohl einmal ans Heiraten denken dürfen."

„Gewiß, lieber Seidelmann. Sie sind in den mutvollen Jahren, wo man gern heiratet. Außerdem eignen Sie sich zum Heiraten. Sie sind Ihrer Marie durch ganz Vorderindien samt Ceylon treu geblieben, wenigstens soweit ich es beobachten konnte."

„Beobachten oder nicht, Herr Doktor, bei mir kann alles beobachtet werden! Im übrigen will ich mich nicht rühmen; denn in Indien sind die Weiber entweder verschleiert oder sie sind dreckig. Wer soll sich da vergaffen?"

„Eben, eben, Seidelmann. Und im übrigen freuen Sie sich halt auf die Heimat."

„Auf den Weiringenhof, Herr Doktor, auf das alte liebe Schloß, auf den alten Park, auf die Ställe und die

Felder. Ach, ich glaube, der ersten Kuh, der ich in unserem Hofe begegne, gebe ich einen Kuß."
Richard Weiringen stand auf und ging hinaus. Hellmuth sah ihm nach und sagte:
„Mensch, Ihre Schwärmerei vom Weiringenhof hat ihn verletzt."
„O weh," klagte Fritz, „ich Tolpatsch! Aber man denkt nicht immer daran. Sehen Sie, Herr Doktor, eigentlich habe ich böse Gewissensbisse. Der Herr Baron, der mein Gönner ist, hat mich nach Indien mitgenommen, ich habe mich auf seine ungeheuren Unkosten in dem merkwürdigen Lande herumgetrieben, habe vieles gesehen, habe selbst wie ein vornehmer Herr leben können, und nun sage ich einfach: Mein Jahr ist um! und fahre nach Hause und lasse ihn allein. Das ist schäbig von mir. Aber ich halte es nicht mehr aus, Herr Doktor, ich muß nach Hause. Wenn Sie doch, Herr Doktor, den Herrn Baron bewegen könnten, wenn auch nicht nach Deutschland, so doch wenigstens nach Europa mit zurückzufahren."
„Das habe ich versucht — aber da läßt sich nichts machen. Wohin soll er? Nach einem der uns bisher feindlichen Länder? Etwa nach Griechenland oder Italien oder gar nach Frankreich oder England?"
„Es gab ja neutrale Länder."
„Ja, aber die haßt Weiringen genau so wie die alten Feinde; denn er sagt, es habe nicht ein einziges neutrales Land gegeben, das Deutschland gerecht geworden sei, alle hätten sie Deutschland einsam gelassen in seinem Todeskampfe, alle hätten sie zur starken Majorität gehalten mit ihren Sympathien, ihren Waren, ihrem Gelde, ihren Hilfstruppen, ihren Spekulationen. Weiringen

haßt diese ‚heimlichen Feinde', wie er sie nennt, noch mehr als die offenen."

„Auch nach Holland auf sein Gut will er nicht gehen?"

„Auch nicht, obwohl Holland — so sagt Weiringen — sich unter allen Ländern der Welt gegen die Deutschen am anständigsten benommen hat. Sein holländisches Gut liegt ihm zu nahe an der deutschen Grenze. Er sagt, da würde ihm der wüste Lärm, den die Deutschen unter sich verführen, alle Tage in die Ohren schallen."

Ein Hotelbediensteter brachte Postsachen. Seidelmann erhielt das erwartete Schreiben von seiner Mutter; auch Weiringen bekam einen Brief.

Weiringens Brief kam von Dorothea Sperber. So klar und rein, wie die Schrift war, so klar und ohne jeden Überschwang war der Stil:

„Lieber Richard!

Hellmuth schreibt uns, daß seine Heimkehr bevorstehe und auch Seidelmann zurückkehre. Dann wirst Du allein sein. Ich weiß nicht, wie es Dir in der Fremde gefällt und ob sie geeignet ist, Dich die Heimat vergessen zu lassen. Wenn Du Dich überwinden willst, der Dir angetanenen schweren Unbill nicht mehr zu achten und heimzukommen, so steht der Weiringenhof jeden Tag zu Deiner Verfügung. Das soll ich Dir im Auftrage meines Vaters schreiben. Er hat damals den Kaufpreis absichtlich niedrig gehalten, damit auch der etwaige Rückkaufspreis, der ganz derselbe ist, niedrig sei. Ich habe den Weiringenhof verwaltet so gut ich konnte und alles unverändert gelassen. In Deutschland gehen die Wogen des Klassenkampfes immer noch hoch. Wir Bürgerlichen halten uns; aber jede gute Kraft im Kampfe fehlt. Soweit ich herum-

gehorcht habe, verzweifelt an dem endlichen Aufschwung Deutschlands kein verständiger Mensch. Vieles ist ekelhaft; aber welcher Arzt, der einem Kranken helfen will, darf sich vor seinen Geschwüren entsetzen? Ich weiß, lieber Richard, daß bei Dir das sogenannte gute Zureden keinen Zweck hat, aber ich wollte Dir kurz Nachricht geben und meine Meinung ausdrücken. Grüße Hellmuth! Wir freuen uns herzlichst auf seine Heimkehr. Und Dir alles Gute! Ich wünsche Dir vor allem, daß Du den Entschluß fassen mögest, der für Dein Lebensglück am besten ist, möge er nun für oder gegen Deine Heimkehr ausfallen. Dorothea Sperber."

Diesen Brief las Richard Weiringen dreimal. Das Bild des gesunden Mädels, das ihm geschrieben hatte, stand vor seiner Seele, und ein warmes Gefühl für sie flutete durch sein Herz. Braves, prächtiges Weib! Dann aber dachte er: Sie weiß nichts Rechtes von mir. Sie ruft mich gewissermaßen auf zum Kampfe um die Aufrechterhaltung der bürgerlichen Ordnung in Deutschland. Mir ist das feige deutsche Bürgertum ebenso widerlich wie das deutsche Proletariat. Und er steckte den Brief in die Tasche und dachte nicht weiter an ihn.

Seidelmann lag mit dem Briefe seiner Mutter in seinem Zimmer auf dem Bette und heulte. Die Mutter hatte ihm geschrieben, wenn der Herr Baron noch nicht nach Hause kommen wolle, solle er doch bei ihm bleiben. Es falle ihrem Mutterherzen furchtbar schwer, ihm das zu raten, aber Fritz könne den gnädigen Herrn nicht allein lassen. Wenigstens ein Jahr solle er noch bei ihm aushalten. Da rechnete sich Fritz Seidelmann aus, daß einundvierzig Tage und dreihundertfünfundsechzig Tage zu-

sammen vierhundertsechs Tage sind. So lange sollte er in der elenden Fremde bleiben? Er schluchzte, er raufte sich die Haare, er sagte sich, seine Mutter könne ihn kein bißchen liebhaben, da sie ihm eine solche Zumutung stellte, er fluchte auf die Schrulle des Barons, in der fremden Welt umherzufahren; er jammerte nach seiner lieben Marie Reimann; er dachte an den Weiringenhof, an das Schloß, den Park, an die Ställe, die Felder, ja, sogar an die erste Kuh, die er hatte küssen wollen — und nun, so nahe vor der Heimreise, war alle Hoffnung aus. Vierhundertsechs Tage!

Seidelmann verzweifelte, wenn er an diese Ewigkeit dachte.

Am Abend, nachdem er seine roten Augen lange gekühlt hatte, ging Seidelmann zu Weiringen.

„Herr Baron," sagte er und versuchte einen leichten Ton anzuschlagen. „Herr Baron, ich habe es mir überlegt. Wenn der Herr Baron etwa noch ein weiteres Jahr in Indien bleiben wollen, wo es ja soweit ganz nett ist, oder an einem anderen Orte, wo es vielleicht soweit auch ganz nett sein kann, und wenn mich der Herr Baron noch auf ein Jahr bei sich behalten wollen, so bin ich gern bereit, zu bleiben."

Weiringen sah ihn erstaunt an.

„Nanu, Seidelmann! Sie zählen doch schon lange die Tage, wann Sie nun endlich nach Hause fahren können."

„Jawohl, Herr Baron! Einundvierzig sind's noch. Und wenn ein Jahr dazu käme, nun, dann wären es vierhundertsechs. Aber das vergeht ja doch alles! Was sind denn lumpige vierhundertsechs Tage!"

„Seidelmann, Seidelmann, wie sind Sie nur auf den Gedanken gekommen?“

„Ich bin nur langsam darauf gekommen, Herr Baron, aber meine Mutter ist in Deutschland auch auf den Gedanken gekommen, daß ich unter diesen traurigen Verhältnissen wenigstens noch ein Jahr aushalten müßte.“

Weiringen wandte sich ab.

Er sah zum Fenster hinaus, und während sein Gesicht lachte, wurden ihm die Augen feucht. Dann drehte er sich mit einem Ruck um und sagte:

„Nee, Fritz Seidelmann, daraus kann leider nichts werden. Sie müssen nach Hause, auch wenn's Ihnen gar nicht in den Kram paßt. Sie kommen mich nämlich auf die Dauer zu teuer.“

Über Fritzens Gesicht fuhr ein ganzes Raketenfeuer von Freude; aber er zwang sich rasch zu einer scheinheiligen Trauermine zurück.

„Es tut mir leid, daß ich dem Herrn Baron so teuer gekommen bin.“

„Bis jetzt nicht, Seidelmann. Am Hofe des Raja haben wir ja so gut wie nichts verbraucht. Aber jetzt — wo ich weit hin will nach Birma, nach Siam, auf die Sundainseln, nach Japan, muß ich mich einrichten, solange das deutsche Geld wegen der Valuta nicht zu gebrauchen ist und ich auf meine Einkünfte aus Holland angewiesen bin.“

„Sehr wohl, Herr Baron. Ich bitte um Entschuldigung und hätte mich auch gern bescheidener eingerichtet als bisher.“

„Aber was reden Sie denn, Seidelmann; das alles ist ja ganz anders gemeint. Ehrlich gesagt, es fiele Ihnen

doch kreuzschwer, wenn ich jetzt mit dem Wunsche an Sie heranträte, noch ein Jahr bei mir zu bleiben. Nein, es bleibt bei der Abmachung: Sie fahren nach Hause und ich reise weiter."

„Wenn wir ohne den Herrn Baron nach Hause kommen, so wird das große Trauer verursachen."

„Bei wem wird es große Trauer verursachen?"

„Nun, zum Beispiel bei meiner Mutter Ernestine, die wird sich sehr grämen. Und Fräulein Dorothea Sperber wird sich ja wohl auch sehr grämen."

„Sie sind wohl nicht bei sich, Seidelmann? Wieso vermuten Sie denn das gerade von Fräulein Sperber?"

„Ich vermute es nicht, ich bin orientiert, Herr Baron!"

„Wer hat Sie orientiert, wenn ich bitten darf?" fragte Weiringen scharf.

Seidelmann merkte, daß er sich verplaudert hatte, und sagte beschämt:

„Ach Gott, Herr Baron, das ist eben so eine Mädchenangelegenheit. Fräulein Marie Reimann ist doch die Tochter vom Oberinspektor auf dem Sperberschen Gut, na, da zieht das gnädige Fräulein sie eben manchmal ins Vertrauen, wie das so junge Mädchen unter sich zu tun pflegen. Fräulein Reimann hat mir aber damals bald gesagt, das sei eine zarte Angelegenheit, über die man nicht spricht."

„Sehr richtig, Seidelmann, eine Angelegenheit, über die man nicht spricht. Sprechen wir also nie mehr davon."

— — — — — — — — — — — — — — —

Fritz Seidelmann ging bedrückt nach seinem Zimmer zurück. Er dachte bei sich: Auch mit den besten großen Herren ist nicht gut Kirschen essen. Aus Jubel darüber,

daß er nach Hause durfte, vergaß er aber bald auf die merkwürdige Aufnahme, auf die er mit seinen Randbemerkungen bei dem Baron gestoßen war. An seine Mutter schrieb er:

„Madras, am 41. Tage vor meiner Heimreise, spät abends.

Liebe Mutter!

Ich habe Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, noch ein Jahr beim Herrn Baron bleiben zu dürfen. Er will nicht. Er will mich nicht mit nach den Sundainseln und nach Japan nehmen, wohin er nämlich reist. Es ist wegen der Valuta. Ich werde Dir das zu Hause erklären. Und nun bringe den Schmerz, daß der Herr Baron nicht mit nach Hause kommt, Fräulein Dorothea Sperber und auch Dir selber mit möglichster Schonung bei."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Sie hätten nicht mehr zum Raja zurückkehren sollen. Wer die letzten Tage von fröhlichen Ferienzeiten kennt, der weiß, daß sie kein reines Glück mehr sind. Die Schatten des nahen Abschieds ruhen über ihnen und stimmen alles in Wehmut.

Eine furchtbare Nachricht wurde den Freunden:

„Maya ist tot! Calerius ist nach Deutschland abgereist."

Der Fürst überbrachte ihnen selbst die Trauerkunde. Er war würdig in seiner Haltung wie immer; die Stimme zitterte nicht, als er sprach; aber er war totenblaß.

Schwerste Trauer schlug den Freunden ins Herz. Eine Frau war gestorben, ein alter Mann war abgereist; aber die Frau war eine aus dem Abendland gewesen, eine deutsche Schwester, und der alte Mann war auch eine

der Ihren. Sie hatten an beiden in echt deutscher Kameradschaft gehangen. Nun ging blühende Schönheit in Indien zugrunde, und deutsche Gelehrtenfreudigkeit ward zu nichte.

In der vom Schreck verstörten Stimmung sprach der Raja zuerst:

„Meine Freunde, wir müssen es alle durchkämpfen — jeder für sich, jeder in seinem Anteil."

Weiringen wußte Bescheid; die anderen ahnten die Wahrheit.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Am Vorabend des Tages, auf den die Abreise der Freunde festgesetzt war, suchte der Fürst Richard Weiringen in seiner Wohnung auf. Er sagte:

„Wir haben Freundschaft geschlossen oben in den Himalajabergen. Ich habe Ihnen damals meine Liebe zu Maya enthüllt. Nun wissen Sie das Ende. Ich werde nun nie aus Indien fortgehen, schon deshalb nicht, weil die Ganga in Indien ist."

Weiringen sah voller Erschütterung in diese abgrundtiefe Liebe.

„Ich bin noch jung," fuhr der Raja nach einer Weile fort; aber glauben Sie mir, daß mein Herz niemals mehr nach einer Frau fragen wird. Was mir noch übrig bleibt, ist Arbeit. Ich werde für mein Volk arbeiten. Das meiste wird unfruchtbar sein, vielleicht aber nicht alles."

„Hoheit," sagte Weiringen, „ich würde mein Leben einsetzen, wenn ich Maya erwecken könnte."

„Das weiß ich," sagte der Raja in Dankbarkeit.

„Und nun wollen wir nicht mehr von mir, wir wollen von Ihnen sprechen. Sie wollen mit Ihren Freunden nicht nach Hause zurückkehren?"

„Nein! Hoheit, dieses ganze Jahr ist für mich nichts gewesen als immerwährender Kampf. Mit meinen alten schönen Erinnerungen und Hoffnungen habe ich gekämpft, mit meinem Zorn und meiner Empörung, auch mit meinem ewigen Heimweh. Ich habe mich nicht durchringen können. Ich will nun noch viel weiter von Hause fort — nach dem Osten Asiens."

Der Fürst nickte langsam mit dem Kopf.

„Es gibt Dinge, in denen kein Freund dem andern raten kann, Dinge, die jeder mit sich selbst auskämpfen muß. Werden Sie einmal zu mir zurückkehren?"

„Ich glaube, Hoheit," sagte Weiringen in bewegtester Stimmung, „daß mich die Sehnsucht dazu führen wird."

Der Fürst stand auf.

„Ich habe Ihnen ein Bild von mir mitgebracht und Ihnen ein paar Worte darunter geschrieben. Behalten Sie es zum Andenken. Leben Sie wohl!"

Als Weiringen allein war, fand er unter dem Bildnis des Raja folgende Sätze:

„Pläne keimen; Wille läßt wachsen; Sehnsucht blüht; Gottes Gnade allein bringt Früchte."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Am 25. November hatte sich Richard von Hellmuth und Seidelmann getrennt. Noch einmal hatte Hellmuth Sperber in kurzer eindringlicher Rede versucht, Richard zur Rückkehr nach Europa zu bewegen, es war vergebens gewesen. Richard hatte auf einen ganzen Stoß euro-

päischer Zeitungen gewiesen, die er sich gekauft hatte. Was die Zeitungen über Deutschland berichteten, waren Nachrichten von wildem Aufruhr, endlosen Streiks, Radauversammlungen, jämmerlichen Leistungen auf allen Arbeitsgebieten, unerhörten Preisen, gänzlichem Verfall von Wohlstand, Ordnung und Zivilisation.
„Bei den Südsee-Insulanern wird mir wohler sein!" hatte Weiringen gesagt.
Dann war es doch ein schweres Abschiednehmen geworden in so weiter Fremde. Hellmuth und Richard hatten Mühe, ihre Bewegung zu verbergen; Seidelmann konnte seinen dicken Tränen keinen Einhalt gebieten.
Weiringens letztes Wort an Hellmuth Sperber war: „Grüße Dorothea!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Dann waren sie fort und Richard Weiringen war allein. Was er eigentlich noch in Delhi wollte, wußte er selber nicht. Vielleicht eben nur die anderen fortlassen und dann nach Kalkutta und von da irgendwohin nach dem fernsten Osten reisen.
Vom 25. bis 28. November erlebte Weiringen drei Tage und drei Nächte, in denen er kaum aß noch schlief. Er ward körperlich und geistig elend.
Zur Abfahrt nach Kalkutta konnte er sich nicht aufraffen; er verschob sie von einem Schnellzug zum anderen. Planlos irrte er in der großen Stadt Delhi umher. Wenn er eine der Sehenswürdigkeiten aufsuchte, ertappte er sich dabei, daß er sie ganz gedankenlos betrachtete.
Zum Reisen fehlte ihm jede Lust. Ihm graute vor den langen Bahnfahrten, dem Tumult in den Hotels, den

grauen Einsamkeitsstunden, ihn lockten kaum noch die seltsamen Bilder fremder Länder.
Und schon nach zwei Tagen und zwei Nächten war sich Weiringen klar: er würde es allein nicht aushalten.
Warum hatte er bis jetzt die Fremde überhaupt ertragen? Weil in den treuen Gefährten immer ein Stück Heimat, immer ein Stück Vaterland bei ihm gewesen war. Das wurde ihm nun klar. Jetzt, da ihm die deutschen Freunde fehlten, jetzt, da er ganz vom Vaterlande los war, verlor er den Halt. Er fühlte die Schwere und Öde der Fremde wie eine zermalmende Last. Nun erst war er ganz aus Deutschland fort. Er wollte aus Deutschland fort sein, er haßte es; aber er haßte es, wie man ein Weib haßt, dem früher einmal die ganze Liebe galt und für die immer noch manchmal, ganz gegen Wunsch und Willen, eine heiße Welle der Liebe und Sehnsuchtsqual im Herzen aufbrennt.
In der Nacht zum 26. saß Weiringen bis gegen Morgen in einem Lehnstuhle. Sein ganzes indisches Jahr dachte er noch einmal durch, dachte nicht nur an das Bunte, Seltsame, er dachte vor allen Dingen auch der tiefen Leiden dieses indischen Volkes. Und da fragte er sich, endlich, ob denn sein eigenes Volk nicht auch bitterlich gelitten und gerungen habe. Nachdem der Krieg Ordnung und alte Sitte in Trümmer geschlagen hatte, mußte da nicht diese furchtbare Gärung kommen, in der Armut nach Sättigung, ewiges Knechtsein nach Freiheit, dumpfe Unbildung nach Licht, in dem alles von unten nach oben drängte wie die gewaltigen Stoßwellen eines aufgepeitschten Meeres?
Wer hatte das Menschentöten Heldentum genannt, das Rauben als Requirieren entschuldigt, das Zerstören zum

Tagewerk vieler Jahre gemacht? Wer hatte Millionen Männer aus den Arbeitsstätten herausgenommen und sie verurteilt, tatenlos in Erdlöchern zu hausen, im Stumpfsinn von Kartenspielen, Zotenreißen, alles zwischen Heimweh, Todesangst und Betäubung, Tage, Monden, Jahre zu erleiden? Wer hatte die Sauberkeit in Schmutz, den Biedersinn in Roheit verwandelt?

O, Richard von Weiringen, bedenke dies alles und dann verachte dein Volk! Gieße über ein Beet die Jauche verwesenden Blutes und verlange von ihm, daß es dufte! Gib deinem Kinde die jämmerlichste Erziehung, das schlechteste Beispiel und dann, wenn es mißraten ist, wende dich in Abscheu und Strenge von ihm. Lasse Millionen Menschen berufsmäßig jahrelang töten, durch Blut waten, Augen ausbrennen, Schädel einschlagen, Häuser anzünden, plündern, lasse sie leben unter Flüchen und Schimpfen, unter Schreien und Lärmen, Saufen und Ludern, vernichte alle Grenzen der Menschlichkeit, lasse sie Sommer und Winter in der Schule der Roheit sein, und dann verlange, daß bei den ersten Klängen der Friedensschalmeien diese selben Leute wieder mit dem Kaffeekännchen zur Fabrik gehen, fleißig arbeiten vom Morgen bis zum Abend, niemals sich an fremdem Gute vergreifen, sich artig und sittsam benehmen.

Ach, Richard Weiringen, die Diplomaten schließen schneller Frieden als das Leben.

Die Freunde ziehen nun heim. Sie dünken sich nicht zu vornehm, sie hassen das Volk nicht so sehr, daß sie die Heimat meiden. Sie werden ihren Mann stellen sowohl in Kämpfen als auch beim Wiederaufbau des Vaterlandes. Du, Weiringen, wirst gar nichts tun als deinen

Groll durch die Welt tragen. Du kannst dir dieses seltsame Vergnügen leisten; denn du hast Geld, Geld, das deine deutschen Väter mit Hilfe des Fleißes armer deutscher Landarbeiter erworben haben.
Glückliche Reise, Weiringen! Zur Not wird es auch ohne dich gehen. Siehe nur zu, wo du einmal landest und ob du irgendwo das Paradies findest. Ewiges Menschenschicksal: Armut, Groll, Hochmut, Kampf, Zerrissenheit, Irrtum, Leben und Sterben hast du hier im alten Indien gefunden, hast gesehen, daß es durch alle Jahrtausende so war; nun fahre von einem Ort zum andern und suche das Land, wo allein das Glück zu Hause ist.
Glückliche Reise, Weiringen! In Deutschland werden die Menschen arbeiten, dulden, kämpfen, während du über fremde, bunte Inseln gehst oder dich in den Taumel eines Chrysanthemenfestes stürzest.
Hast ja Geld, Weiringen, fahre zu! Arbeite in Deutschland nicht mit. Gürte dich mit Verachtung, rede dir etwas vor von Charakter, laß nie dein deutsches Gewissen aufkommen, betäube das Heimweh, schlage dir alles aus dem Sinne, was dir dein indisches Jahr gepredigt hat — fahre nicht heim! Denke nicht mehr mit solchem Schmerze an die Freunde, denke nur immer daran, daß dir einmal betrunkene deutsche Arbeiter den toten Vater in ein ehrloses Grab legten. Vergiß darüber auf alles, was auch heute noch an goldenen Werten in Deutschlands Geistern und Herzen ist, was dort noch sein muß!
Sollte es in Deutschland doch noch einmal anders werden, sollte sich ein 60-Millionen-Volk doch nicht auslöschen, versklaven, in ewige Starre zwingen lassen, sollte ein deutscher Auferstehungstag kommen, dann freilich,

Weiringen, hast du erst recht nichts mehr in Deutschland zu suchen; denn ein jeder würde dir sagen: Wer uns in der Zeit der Todeskämpfe verließ, darf in der Stunde der Heilung nicht wiederkommen!
Langsam tastete Weiringen nach dem Brief Dorotheas und las ihn aufs neue.

— — — — — — — — — — — — — — —

Morgens wurde der Reisende Richard von Weiringen bewußtlos in seinem Hotelzimmer gefunden. Ein herbeigerufener Arzt konstatierte schweren Typhus.
Als nach zwei Tagen Richard einmal aus seinem Fieberdelirium erwachte, sah er Fritz Seidelmann im Zimmer herumhantieren.
„Seidelmann....!"
„Ja, Herr Baron, ja, ich bin's wirklich. Es ist kein Traum."
„Seidelmann....!"
Die Augen schlossen sich schon wieder.
Am nächsten Morgen, als das Fieber etwas niedriger war, fragte Richard mit heißer, heiserer Stimme:
„Seidelmann, wie kommen Sie hierher? Sie müssen doch längst..."
„Strengen sich der Herr Baron nicht an. Ich erzähle es kurz. Wir erkundigten uns von Bombay aus beim Hotel in Delhi telegraphisch, ob der Herr Baron schon abgereist wären, und da erfuhren wir von der Erkrankung. Natürlich kamen wir da gleich zurück. Herr Doktor Sperber ist auch wieder in Delhi."
„Ihr — guten — Menschen....!"
„Der Herr Baron können ganz beruhigt sein. Der Arzt taugt zwar nicht viel; aber ich war ja nicht um-

sonst vier Jahre Sanitäter. Typhus war immer meine Spezialität, sozusagen meine Lieblingskrankheit. Das mach' ich, Herr Baron, das mach' ich!"

Die Krankheit nahm einen schweren Verlauf; aber Weiringen genas unter der vorzüglichen Pflege Seidelmanns, der den englischen Arzt immer sehr aufmerksam anhörte und dann stets handelte, wie er es in den deutschen Lazaretten gelernt hatte.

In Weiringens Seele wurde es stille. Als die Genesung kam, fühlte er tiefe Ruhe in sich. Er haderte nicht mit dem Schicksal, das ihn krank werden ließ.

An des Grabes Rand hatte er gestanden — da schickte ihm das alte Vaterland zwei Männer zur Rettung.

Wie schön, daß auch die deutsche Sprache wieder in seinen Ohren klang. Wie weit von seinem Herzen entfernt war der englische Arzt, das englische Hotelpersonal. Wie bitter wäre der Weg in die Fremde gewesen. In die Fremde kann nur der reisen, der auf Heimkehr hofft, sonst wandert er wie ein Verbannter, wie ein vom Glück auf ewig Verstoßener.

Und was in allen gesunden Tagen an wilden Felsen des Trotzes scheiterte, das gedieh in der milden, fast wohligen Schwäche der Krankheit.

Eines Morgens faßte Weiringen den Fritz Seidelmann an der Hand und sagte:

„Guter Freund, ohne Sie lebte ich nicht mehr. Es ist schlimm, in einer indischen Stadt krank zu werden. Es war wie eine Fügung, daß ich in Delhi blieb. Auf der Reise wäre ich gestorben."

Dann fuhr Weiringen fort:

„In der Krankheit und auch schon in den Tagen vor der

Krankheit, ja während des ganzen indischen Jahres habe ich vieles in mir ausgekämpft. Ich bin mir erst jetzt klar geworden: ich werde mit nach Deutschland zurückkehren."

Seidelmann stieß ein paar so schrille Jubelschreie aus, daß ihm der englische Arzt, der eben eintrat, einen strengen Verweis erteilte und abends im Klub die Behauptung aufstellte, die Deutschen eigneten sich für die Krankenpflege außerordentlich schlecht.

Ehe sie die weite Heimreise antraten, blieben die Freunde noch einige Wochen in Bombay. Dorthin kam an Richard ein Brief von Dorothea Sperber. Er war von der keuschen Zurückhaltung Dorotheas, verriet aber doch die verzehrende Angst um das Leben des Geliebten. Und Richard Weiringen wurde sich durch diesen Brief über eine zweite wichtige Lebensfrage klar. An der Hand der guten deutschen Frau Dorothea würde er am ehesten den Weg zurück finden zu seinem Vaterlande.

— — — — — — — — — — — — — — —

Die drei, die miteinander vor Jahresfrist auszogen, kehrten nun miteinander heim. Wohin waren die anderen? Wo war der alte Calerius? Hatte er das Kreuzlein am grünen Rheine gefunden? Wo in einer stillen Uferbucht der Ganga schlief Maya? Wo irrte Drona mit seinem Zorn und seiner Schmach? Wo baute Nara, der Dichter, seiner Rig eine Heimat? Wie ertrug der Raja seine schwere Einsamkeit? Auf welch fernen Wegen wanderte Asita, der Mönch?

Verschwunden waren die bunten, närrischen, großartigen Bilder Indiens.

Blau lag das Meer. Wolkenlos war der Himmel. „Droben in Deutschland ist noch Winter," sagte Weiringen. „Gehen wir hin, um den Frühling zu erleben!"

Ende.

Withdrawn from the
Briar Cliff Univ. Library